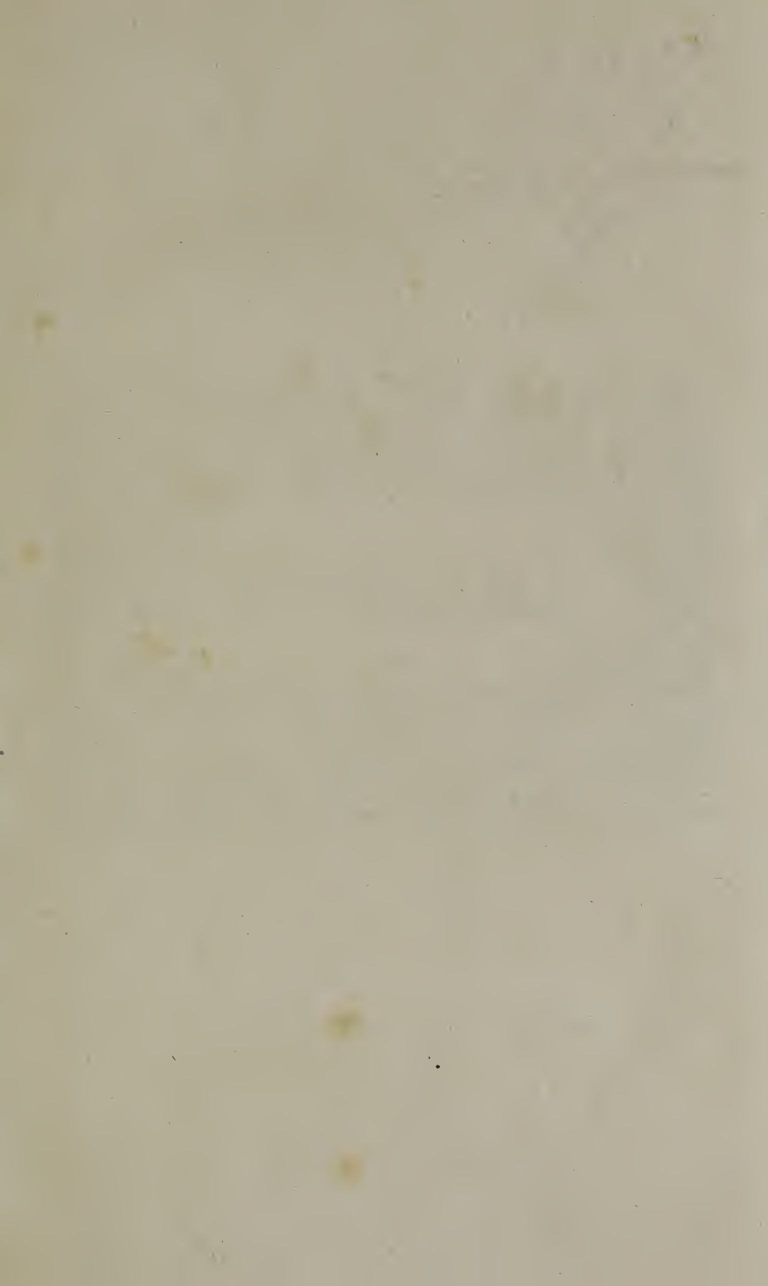
# ITALIA.

Zweiter Jahrgang. 1840.








ITALIA.

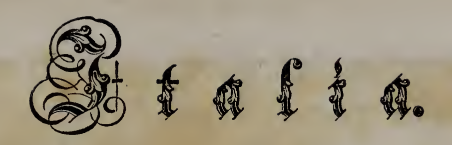






Gez. v. A. Hopfgarten. gest. v. Eduard Eichens.

RAPHAEL UND MEISTER ANDREA.



# Italia.

Mit Beiträgen

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freiherrn v. Gaudy, Gaye, C. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulz.

Herausgegeben

von

**ALFRED REUMONT.**



Zweiter Jahrgang.

**Mit einem Titelkupfer.**

**Berlin, 1840.**
Verlag von Alexander Duncker.



# Vorwort.

Indem ich einen neuen Band der Italia ans Licht treten lasse, kann ich nicht umhin, für die freundliche Unterstützung und geneigte Aufnahme, die dem ersten zu Theil wurde, aufrichtigen Dank zu sagen und den Wunsch auszusprechen, daß dies Unternehmen sich immer mehr zu dem gestalten möge, was es von Anfang an bezweckte: für solche Arbeiten und Mittheilungen über das Land, die von zu geringem Umfange sind, um als selbstständige Werke aufzutreten, einen Sammelplatz zu bilden.

Vieles ist in der neuesten Zeit für die Kunde Italiens, seiner Geschichte, Litteratur und Kunst, gewirkt worden. Während ausgezeichnete teutsche Gelehrte, wie Barthold, Gervinus, Leo, Meier, Ranke, Raumer, Stenzel u. A. einzelnen Perioden seiner Geschichte oder dem ganzen Verlaufe derselben mehr oder minder umfangreiche Arbeiten widmeten, im Lande

selbst Manches anregend und dankend anerkannt; während Rumohr, Quandt, Hagen, E. Förster, Kugler u. M. verdienstliche Arbeiten über die Kunsthistorie zu Tage förderten, und mehrere Landsleute seit Jahren die Halbinsel bereisen und in ihren Bibliotheken und Archiven forschen: feiern die Italiener selber nicht.

Die Liebe zur vaterländischen Geschichte, zu Allem, was sich auf das Land bezieht, hat in Italien nie nachgelassen. Ihr verdanken wir in unsern Tagen die Werke des Grafen Cesar Balbo, die von L. Sauli, L. Cibrario, Baudi de Vesmé, di San Quiatino, Muletti, Serra, Morbio, Cantu, von den beiden Sacchi, vom Grafen Irvia, von Vermiglioli, Coppi, de Cesare, Bianchini u. v. A., nicht zu erwähnen die historischen Romane Rosini's, in denen eine Fülle historischer Gelehrsamkeit steckt, und der vielen Arbeiten über Kunstgeschichte, unter denen Rosini's kürzlich begonnene Geschichte der Malerei und des Herzogs von Serra di Falco Buch über die mittelalterliche Architectur in Sicilien vornehmlich zu nennen sind. Dieser Vaterlandsliebe verdanken wir die Herausgabe halb vergessener oder ganz unbekannter Quellen und anderer Schätze der historischen Litteratur, die auf Befehl des Königs Carl Albert be-

gonnene große Turiner-Quellensammlung die durch Gino Capponi so musterhaft besorgte Auswahl aus den italienischen Documenten der Pariser Bibliotheken, die florentinische Chronik des Cavalcanti, die vor kurzem angefangene Bekanntmachung der venezianischen Gesandtschaftsberichte, die der Denkwürdigkeiten des Patrizio de' Rossi über Clemens VII. und vieler andern Materialien. Dieser Vaterlandsliebe endlich sind wir verpflichtet für die vortrefflichen Werke, welche sich mit einzelnen Staaten und Provinzen beschäftigen, wie das von Casalis über die Sardischen Staaten, von Bertolotti über Savoyen und Ligurien, von Della Marmora über Sardinien, von Molossi über Parma, von Zuccagni Orlandini und Repetti über Toscana, von Tartini über die Maremmen und die auf Befehl des Großherzogs Leopold dort unternommenen großen hydraulischen Arbeiten, von Nibby über die Campagna di Roma, endlich Zuccagni-Orlandini's colossale Corografia dell' Italia.

Wo so Vieles zur nämlichen Zeit geleistet wird, da sollte man, namentlich ferne stehend, nicht so rasche wie ungerechte Urtheile über Mangel an Thätigkeit fällen. Man sollte im Gegentheil bedenken, daß, wenn in einzelnen Litteraturzweigen geringere Bewegung herrscht als in andern Ländern, wenn die italienische

Litteratur unserer Zeit gewissermaßen ihre Weltstellung verloren hat, Verhältnisse mancher Art obwalten, die nicht an Einzelnen liegen, oft nicht an der Nazion, in vielen Fällen eben so wenig an den Regierungen.

Was hier geboten wird, ist wenig und Einzelnes. Aber man wird, hoffe ich, die gute Absicht der Geber nicht verkennen.

Rom, am 15. Juni 1839.

**Alfr. Reumont.**

# Inhalt.

# Inhalt des ersten Jahrganges.

# Sclavin und Königin

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.



Kommt her zu mir, Ihr Kronenträgerinnen,
Auf meine Frage gebt mir Antwort treu:
Warum könnt Ihr die Freiheit nicht gewinnen?
Warum liegt bei der Krone Sclaverei?
Bei jeder Krone, die Ihr noch getragen,
Nicht blos beim Reif, der von Juwelen glänzt —
In Fesseln ist jedwedes Weib geschlagen,
Wenngleich ein Lichtstrahl seine Stirne kränzt.
Maria Stuart, Sappho, Heloise,
Ihr Ewig-Holden, Lieblichen, gemacht
Zu Typen aus dem Schönheits-Paradiese,
Was hat Euch Eure Herrlichkeit gebracht?
Den herben Tod auf dem Schaffot und Schande,
Den selbstgewählten Tod im kühlen Meer,
Des Klosters und des Nonnenschleiers Bande:
Wog Euer Glück und Euer Glanz so schwer?
Und hättet Ihr nicht gern die falschen Gaben,
Die Krone und die Schönheit und den Geist,
In frühe, stille Dunkelheit begraben,
Da ihre Macht Euch in den Abgrund reißt?
Vielleicht! vielleicht auch nicht! sich durchzuleben
Durch alle Qual des Seins und alle Lust —
Das ist ein unwillkürlich süßes Streben
Für die mit großen Gaben in der Brust.

Sie wollen doch die Glorie sich erringen,
Die Blumen pflücken, die für sie erblühn,
Und denken nicht an jene festen Schlingen,
Die um ihr Herz sich leis, doch sicher ziehn.
Ihr Herz! das ist's! das lockt aus goldnem Frieden,
Aus goldner Freiheit sie in Sclaverei;
Des Looses Schattenseite ist's hienieden,
Und davon spricht kein Gott, kein Mensch sie frei.
Und doch — wohl ihnen, wenn an dieser Fessel
Der Geist, die Kraft, das Glück zu Grunde gehn!
Denn wo am Herzen nicht — wird's an der Nessel,
Der bösen Pflanze Eitelkeit geschehn;
Die gährt im Blut mit üppigem Behagen,
Die reizt den Sinn zu arger Lüge an,
Die lehrt geschickt der Falschheit Larve tragen; —
Das Herz thut Lüg' und Falschheit in den Bann!
Doch nicht des Herzens und der Thorheit Klippen
Bedroh'n allein Gefahr und Untergang;
Die Welt mit bösen Händen, Augen, Lippen
Behauptet wenigstens den gleichen Rang.
Die Hände klammern sich an jede Größe,
Um sich an deren Macht emporzuziehn,
Die Augen späh'n nach der geringsten Blöße,
Indeß die Lippen Schmeichelreden sprüh'n.
Und haben ihre Zwecke sie vollendet,
So hebt die Hand sich auch zum Schlage schon,
So wird das Aug' schon heuchelnd abgewendet,
So spricht auch schon die Lippe giftig Hohn.
Und wehrlos, schutzlos, ohne jene Mauer,
Womit sich Schuld und Heuchelei umgiebt,
Steht dann die Herrin da und sieht voll Schauer
Sich Sclavin, wo sie Königsmacht geübt.

Erniedrigt in dem Glauben spät'rer Tage,
Im Angesichte ihrer Zeit befleckt,
Getroffen von dem unsichtbaren Schlage
Der Meinung, die sich wie die Vehm versteckt:
So muß ihr Bild dann in der Zukunft leben,
Der angebornen Herrlichkeit beraubt,
Und nur der arme Dichter sagt mit Beben,
Daß er dem Licht mehr als dem Schatten glaubt.

---

Im Castell Nuovo herrschet tiefes Schweigen.
Neapels Markt und Hafen braust umher
In lärmender Beweglichkeit, die eigen
Dem Volk von jeher war; das Schloß scheint leer!
Denn schreiten ernsthaft auch die Söldnerwachen
An Thor und Thüren schweigsam auf und ab,
So mehren sie den Schauer nur; sie machen
Zu einem Kerker gar dies weite Grab.
Hier lebte feindlich in des Grolles Stille
Neapels blühend junges Königspaar,
Das früh verbunden hat des Ahnherrn Wille,
Als Jedes noch in tiefster Kindheit war,
Und das selbstständig jetzt und frei entfaltet
Verschieden ist an Gaben, Sinn und Geist,
So daß die inn're Richtung scharf sie spaltet,
Indeß die äuß're sie vereinigt weis't.
Andreas hat den Hoffnungen gelogen,
Die König Robert einst gehegt! obzwar
Sorgfältig an Neapels Hof erzogen,
Blieb er doch stets der Ung'rische Barbar.
Der volle Becher, Würfelspiel und Jagden
Mit seinen Ungarn tödten ihm die Zeit;
Zu würdigen Beschäftigungen machten
Ihn Rohheit, Stumpfsinn, Trägheit nie bereit.

Und dennoch kränkt es ihn, daß er nicht König,
Nur Herzog ist; daß sie die Krone trägt
— Ihr frühes Erbtheil — sie, für die er wenig
Gefühl der Liebe und der Achtung hegt,
In der er nur das schöne Weib zu Zeiten
Und wieder dann des Thrones Herrin sieht,
Die er mit wilder Gier sucht zu erbeuten,
Indeß verzweifelnd sie vor ihm entflieht.
Doch kränkt es ihn! denn lockend ist die Krone,
Und unumschränkter Herr zu sein ist süß,
Besonders dem, der ohne Einsicht, ohne
Gefühl für innre Schranken, nie sich stieß
Mit Schmerzen an dem engen Menschenwillen,
Der auch im König kleinen Spielraum hat,
Auch unterm Purpur zeigt: wie das Erfüllen
So wenig sich dem stärksten Wollen naht.
Doch von Andreas blieben ferne diese
Gedanken, er will ja der Herr nur sein,
Der Herrscher, der Tyrann, ein starker Riese,
Und ihm zu Füßen Alle, zitternd, klein,
Die stolzen Prinzen, und das Weib, das immer
Gehorsam unterworfen sich ihm zeigt,
Und wenn er als Gemahl befiehlt, sich immer
Mit stolzem Schweigen seinem Rechte beugt.
Das, was Andreas also ehrsuchtstrunken
Gemacht, ist nicht Bewußtsein eigner Kraft,
Die zwischen Holz und Asche gleicht dem Funken
Und aus den todten Massen Feuer schafft!
O nein! er war ein schwacher Mensch; er hörte
Auf seine herrschaftgier'gen Ungarn hin;
Was sein Erzieher, Bruder Robert, lehrte,
Das grub und prägte er sich in den Sinn.

Die Ungarn wünschten, daß durch ihren Fürsten
Sie mächtig werden mögten in dem Land,
Und Bruder Roberts Sinn und Seel' erdürsten
Des Königs Lenkung dann am Gängelband;
An ihre eignen Zwecke denken Alle,
Indeß ihr Wort ihn schmeichlerisch umschlingt;
Andreas ging getrost in ihre Falle,
Ahnt nicht, daß er für sie nach Herrschaft ringt.
Die Prinzen vom Geblüte zogen stille
In ihre Ländereien sich zurück,
Und warteten, ob sich die Zeit enthülle
Zu einem bessern, günst'gern Augenblick.
Sie wollen nicht mit diesen Ungarn ringen,
Sie scheuen deren rohe Uebermacht;
Und ach, die Königin kann sie nicht zwingen,
Fast wird sie als Gefangne selbst bewacht.
Drum herrscht im Castell Nuovo finstres Schweigen,
Die Frucht von Unmuth, Zorn, von Furcht und Scheu;
Vereinsamt muß die Königin sich beugen
In die verhaßte Ungarnsclaverei.
O, Königin zu sein und sich zu fühlen
In voller Kraft, und doch gebunden, weil
Die Mittel fehlen — solche Schmerzen wühlen
Sich in den Busen wie ein gift'ger Pfeil!
Sie saß gedankenvoll in ihrem Zimmer
Und blickte trübe auf die weite See;
Sie war ganz schön, ganz blaß; der Mondenschimmer
Entfärbte sie und tiefes Seelenweh;
Auf ihrem jungen, zarten Antlitz lagen
Die Spuren von Gedanken und von Leid,
Die deutlicher als alle Worte sagen,
Daß diese Jugend nur ein äußres Kleid;

Daß in der weichen Form schon fest und mächtig
Die starke Seele liegt — wie man denn auch
Gebirgeszacken, rosig, golden, prächtig,
In dem erkennt, was schien ein Wolkenhauch. —
Sie saß im Lehnstuhl und mit schweren Falten
Umfloß sie reich ein purpurnes Gewand,
Der Kopf, von dem lichtbraune Haare wallten,
War ohne Schmuck, gestützt auf ihre Hand.

Mit goldnem Schnitzwerk rahmt des Sessels Lehne
Sie ein, und unbeweglich wie ein Bild
Verharrt sie lang', bis endlich eine Thräne
Ganz schwer und langsam ihrem Aug' entquillt.
„Was weint mein Töchterlein? —" so hub halbleise
Und schmeichelnd eine Weiberstimme an.
Johanna blieb in ihrer alten Weise,
Indeß die Thräne von der Wimper rann.

„Was weint mein Töchterlein? —" Erklang die Frage
Noch einmal; „sage, was dein Auge näßt!
Ist es ein Vorwurf, ist es eine Klage?
Hat Dir der Herzog diese Thrän' erpreßt? —"
„Der Herzog! — sprach Johanna — liebe Alte,
Im Zorn und aus Verachtung wein' ich nicht!
Nur wenn ich meine Zukunft mir gestalte,
So kommt die Pein, woran mein Herz zerbricht.

Denn alle Güter, die des Himmels Gnade
Mir zugewendet, sind ein Fluch für mich .... —"
„Nicht alle, Töchterlein, das wäre schade!
Die Liebe und die Schönheit segnen Dich. —"
„O schweig', Filippa, rief mit tiefem Wehe
Die Königin, o schweig' und hör' mich an!
Ja, Kron' und Reich sind mein, allein ich sehe
Nicht, wie ich dieses Reich beglücken kann.

Ich sehe nicht, wie ich der Ahnen Krone,
Ich, die Gefangne, ziemend ehren soll!
Mein Name trägt sie — doch das ist zum Hohne!
Das Volk versagt mit Recht der Ehrfurcht Zoll.
Vergiftet ist die Herrschaft und die Hoheit,
Mir fehlt ihr Glück: ich kann nicht Gutes thun!
Und such' ich Trost als Weib, so find' ich Rohheit
Bei dem Gemahl! und meine Liebe .... —" „Nun?
Und Deine Liebe, Töchterlein, ist Liebe,
Die Dich beglücken kann und soll und muß!
Wenn nur Prinz Ludwig immer bei Dir bliebe —
Das wär' ein Gegengift für den Verdruß!
Er ist so schön und kühn, ein ächter Ritter,
Ganz Deiner würdig, halb von Gold, halb Stahl,
So stolz, so tüchtig — nirgends leerer Flitter .... —"
„Filippe, schweig'! er ist nicht mein Gemahl!
Ich lieb' und ehr' ihn, wie des Weibes Seele
Dem Heißgeliebten huldigt, und die Glut
Muß ich verbergen in des Busens Höhle
Ganz scheu und still! — weißt Du, wie weh das thut?
Ich zittre vor dem Mann, den ich verachte,
Weil ich für einen Andern zitternd bin,
Denn wenn Andreas Eifersucht erwachte,
So fiel' mit Ludwigs Tod mein Leben hin. —"
„O Töchterlein, Dein süßes, holdes Leben!
Was knüpfst Du es so fest an einen Mann?
Mag es nicht Andre, die Dich lieben, geben? —"
„Er ist der Eine, den ich lieben kann. —"
„Nun, sprach die Alte dann nach kurzem Schweigen,
Wenn er der Eine ist, so sei beglückt
In seinem Arm! ... wir sind Dir treu zu eigen,
Wir sorgen, daß der Herzog nichts erblickt. —"

„Filippe, sprach die Königin mit Kälte,
Du warst des Vaters Amme, liebst mich sehr,
Bist alt — das schützt Dich heut! doch künftig schelte
Ich strenge solch ein Wort! — Davon nichts mehr! —“
„Mein Töchterlein, soll ich denn nicht voll Trauer
Dein süßes Leben so verblühen sehn?
Soll ich den Mann nicht hassen, den mit Schauer
Gemahl Du nennst? Du bist für ihn zu schön.
Zu Deinem eignen Glücke mögt' ich sparen
Die Schönheit, die Dich ziert mit Wunderpracht!
Was soll sie einem trunkenen Barbaren?
Der Liebste wird durch sie zum Gott gemacht. —“
Und eh' Johanna Antwort noch gefunden,
Erhob der Thüre Vorhang leise sich.
Ein Mann trat ein und sprach: „Auf drei Secunden,
Wenn es die Königin erlaubt, komm' ich. —“
Johanna wollte freudig sich erheben
Und seinen Namen jubeln und die Hand
Ihm reichen; — doch des Herzens Wonnebeben
Hielt sie in ihrem Sessel wie gebannt.
Sie fand kein Wort zum freundlichen Willkommen,
Doch ihre ganze Seele ward ein Blick
Der Liebe. Ludwig folgt dem Wink beklommen,
Filippa ging ins Vorgemach zurück. — —
„O Mutter, flüstert es ihr hier entgegen,
Hältst Du denn also Dein Versprechen mir?
Zu meinen Gunsten willst Du sie bewegen,
Und jetzt — ich hört' es deutlich — sprachst Du für .... —“
„Den Prinzen, Söhnchen! ja! sei doch gescheuter!
Sie liebt ihn, liebt zum ersten Mal; sie muß
Ihm angehören; doch dann geht man weiter,
Und dem Besitze folgt der Ueberdruß.

Auf neue Leidenschaft wird man begierig,
Die alte nutzt sich ab wie scharfer Stahl
Durch den Gebrauch; dann ist's nicht allzu schwierig
Auf Dich zu lenken ihre neue Wahl.
Bis dahin mußt Du nur dem Prinzen dienen
Und ihr, so treu, wie Du es thatest schon;
Gewiß, die Leidenschaft verkühlt bei ihnen,
Und dann wird der Geduld der Liebe Lohn. —"
„Ja, flösse Wasser so in meinen Adern
Wie in den Deinen — ja! dann wär' es gut!
Dann würd' ich warten ohne viel zu hadern,
Bis sie nicht mehr in andern Armen ruht.
Doch jetzt, da ich seit ihren Kinderjahren
In immer neue Gluthen mich getaucht,
Und nie der Flamme Linderung erfahren,
Jetzt, Mutter, ist mir die Geduld verraucht. —"
„So gehe denn und wirf Dich ihr zu Füßen,
Bekenn' ihr Deine Liebe und sie wird
Mit holdem Blick und Kuß den Mund Dir schließen,
Der so verführerisch von Liebe girrt. —"
„Es wäre wohl am Besten das zu wagen,
Doch ach, ich fürchte ihren Haß und Zorn!
Dagegen ist der Zweifel zu ertragen,
Bei dem die Hoffnung steht, als Ros' beim Dorn. —"
„So recht, mein liebes Söhnchen! —" sprach die Alte
Und streichelte mit ihrer dürren Hand
Ubertos Stirn, von der die tiefe Falte
Der Schmerzen nicht bei der Berührung schwand;
Im Gegentheil, er wurde finstrer, trüber,
Er warf in einen Sessel sich zurück:
„Die Gegenwart voll Wonne wär' mir lieber,
Rief er, als Dein geträumtes Zukunftsglück. —"

„Wenn ich Dein Vater wär', würd' ich nicht glauben,
Daß Du mein Sohn bist, sprach die Mutter kalt;
Du sprichst, als wolle ich ein Glück Dir rauben .... —
Ich sinne ihm zu geben festen Halt.
Die Lust der Liebe rauschet schnell von hinnen,
Die Lust der Herrschaft mehrt sich jeden Tag;
Du mußt die Königin nicht blos gewinnen —
Mußt sie beherrschen! sie ist jung und schwach! —"
„Und kann der Prinz nicht seinerseits drauf sinnen? —"
„Mag er! zur Uebung fehlt Gelegenheit!
Ein Schäferstündchen reicht nur hin zum Minnen,
Erreichung großer Zwecke fordert Zeit. —"
Uberto knirschte mit den weißen Zähnen
Und schüttelte sein röthlich Lockenhaar.
Er folgt der Mutter, aber all sein Sehnen
Lag fern von dem, was ihre Sehnsucht war. — — —
„Was bringt Ihr mir, mein Vetter? —" sprach verstohlen
Und sanft Johanna, als Filippa fort. —
„Ich bringe nichts; ich komme, um zu holen
Mein Glück, mein Leben — Euer holdes Wort. —"
Er kniete nieder auf dem Purpurkissen,
Das ihre Füße trug; aufs Schwert gelehnt,
Sah er sie an. Sie sagte hingerissen:
„O, lange hab' ich mich nach Dir gesehnt. —"
Um seinen Hals legt sanft sie ihre Arme,
Sanft ihre Wange auf sein ernstes Haupt:
„Sieh, meine Tage sind geweiht dem Harme
Und meine Nächte sind der Ruh beraubt.
Andreas steht wie ein Gespenst zuweilen
Vor meinem Blick, ist er im Raum auch fern,
Und droht, wenn die Gedanken zu Dir eilen,
Zu Dir, o Ludwig, Du mein Morgenstern!

Den Gram der Königin muß ich verbergen,
Den Gram der Liebe hüll' ich bange ein.
Der Königin und Liebenden stehn Schergen
Genüber!.... werde ich nie glücklich sein?
O, zitternd leben, Ludwig, ist kein Leben,
Und zitternd sterben ist ein schlechter Tod!.
Und dennoch muß ich täglich, stündlich beben,
Denn Tod und Leben sind von Angst umdroht.
O dürft' ich einmal meine schöne Krone
In voller Glorie tragen, frei und kühn,
Beglückend kräftig — und auf meinem Throne
Vor Dir, der ihn verdient, mit Wonne knien.
O dürft' ich einmal nicht mein Glück verhehlen,
Mich einmal als das zeigen, was ich bin,
Nur einmal die Bestimmung nicht verfehlen —
Dann streckt' ich friedlich mich im Grabe hin —"
Er schloß in seine Arme sie: „Johanne,
Die Zeit wird kommen, Süße, zweifle nicht!
O wir sind Alle wachsam! nur ermanne
Zu alter Kraft Dich, die Dir jetzt gebricht. —"
„Woher soll denn die alte Kraft mir kommen?
Beugt sich nicht immer mehr mein Volk, mein Reich
Vor diesem rohen Fremdling scheu, beklommen,
Und hab' ich eine Stütze denn an Euch? —"
„Johanna! —" rief der Prinz und sprang betroffen
Empor. — „Dies Wort, Geliebter, gilt nicht Dir!
Doch Deine Brüder, Deine Vettern hoffen
Vielleicht für ihren Schutz zu viel von mir. —"
„Laß die Durazzos hoffen! meine Brüder
Sind Dir ergeben, fest und treu wie ich.
Nur die Gelegenheit .... wir strecken nieder
Die Herrschaft, die tyrannisch uns beschlich.

Und frei auf Deinem Throne sollst Du Schöne
Die Königin der Welt, der Herzen sein,
Und jede Klage, jede stille Thräne
Webt um die Krone Dir den Heil'genschein! —"
Und wieder warf er sich zu ihren Füßen
Und sprach: „Johanna, jetzo muß ich gehn.
Neapels Mauer darf mich nicht umschließen —
Ich bin beglückt, ich habe Dich gesehn. —"
Doch statt zu gehen, nahm er ihre Hände
Und preßte sie an Wange, Stirn und Mund.
„So geh' denn! —" sprach sie. — „O Johanna, wende
Dein Auge ab! es thut: o bleibe! kund. —"
„Du hast vorhin ein Wort von mir begehret,
Was kümmert Dich mein Blick? —" „Stimmt er nicht klar
Mit dem zusammen, was Dein Wort mich lehret,
So sind, o Süße, Wort und Blick nicht wahr. —"
Und um den Augenblick hinauszuschieben,
Der Trennung drohet, greifen sie zum Scherz,
Und hüllen in sein leichtes Kleid ihr Lieben,
Ihr Sehnen, Wünschen .... o, ihr ganzes Herz.
Vergessen sind die drohenden Gefahren
Von Spähern, Lauschern — von der Möglichkeit
Entdeckt zu werden — ach, der Hölle Schaaren
Sind scheinbar stets vom Liebeshimmel weit.
Und als nun Beider Seele scherzesmüde,
Fragt Ludwig: „Soll ich also gehn? kein Kuß
Verbürget mir, daß zwischen uns ist Friede,
Wenn auch die Welt in Kriegen leben muß? —"
Da, unwillkürlich, wendet sie die Augen,
Ach, nicht zu ihm! nein, ringsum im Gemach;
Wenn Liebende zusammen reden, taugen
Nicht Zeugen, und ist hier ein Feind nicht wach?

Es rauscht der Purpurvorhang an der Pforte,
Es taucht ein Kopf hinein ganz bleich und stumm,
Er droht mit Zeichen wild, doch ohne Worte,
Der Purpur fließt wie Blut um ihn herum.
Die Königin wirft sich mit wildem Schrecken
In Ludwigs Arm. Sein wird ein süßer Kuß!
Dann erst blickt er umher, um zu entdecken,
Wer sie geängstigt, wen er strafen muß.
„Uberto ist's, er harret auf der Schwelle, —“
So spricht er sanft. Sie ächzt: „Was bringst Du mir? —“
Uberto ruft: „Der Herzog naht zur Stelle,
In wenig Augenblicken ist er hier. —“
Und ehe die Secunde noch verflogen
Ist schon Johanna im Gemach allein;
Filippe hat den Prinzen fortgezogen,
Uberto führt Andreas rasch herein.
Ein blasser Jüngling von kaum neunzehn Jahren,
Lang vor der Zeit in Schwelgerei verblüht,
In dem die Kräfte matt erstorben waren,
Wenn nicht die Kraft des Weines ihn durchglüht ....
Wie eben jetzt. Er nahet stolz Johannen
Und übermüthig sagt er: „Wünsch' mir Glück. —“
„Wozu? —“ fragt sie geängstigt. Kaum ermannen
Kann sie vom Schreck sich in dem Augenblick.
Zur Königskrone! —“ spricht er höhnisch weiter.
„Recht gern! —“ versetzt sie, die ihn trunken glaubt,
„So find' ich, ruft er, wirklich keine Neider,
Und ungestört setz' ich sie mir aufs Haupt?
So hat doch Bruder Robert Recht, der sagte,
Es werde Niemand mir entgegen sein,
Wenn ich nur kräftig aufzutreten wagte —
Jetzt vollends, da des Papstes Bulle mein. —“

„Mein Herzog, sprach Johanna kalt, ein Fieber
Packt Euch zuweilen an, ich weiß es wohl;
Laßt diesen bösen Anfall erst vorüber,
Jetzt klinget sinnlos, was Ihr sagt, und hohl.
Auf morgen früh. —“ Sie stand von ihrem Sitze
Mit Ruhe auf. Da faßt er ihre Hand
Und rief mit einem wilden Augenblitze:
„Ich bin jetzt König in Neapels Land! —“

„Nach König Roberts Wunsch sind wir verbunden,
Sein Wille aber macht zum Herzog Euch
Calabriens .... —“ „Der Papst hat jetzt gefunden,
Mir zieme mehr als Dir das Königreich.
Der Ungarnkönig hat sich stark verwendet
Zu meiner Gunst, der gute Bruder, der!
Allendlich hat der Papst die Bull' entsendet:
Lehnsträger bin ich zu Sanct Peters Ehr'.

Heut' ist sie angekommen, und ich habe
Mit meinen Ungarn mich beim Fest ergötzt,
Das Du stets fliehst .... doch süße Minnegabe
Wirst Du dem Könige gewähren jetzt,
Die Du dem Herzog oftmals abgeschlagen. —“
Er wollte ihr mit Liebkosungen nah'n.
Sie sagte streng: „Das darf der Papst nicht wagen! —“
Und trat zurück. Er rief: „Er hat's gethan.

Wie sollt' er nicht? Ich bin ein Königssprosse,
Verwandtlich nah Neapels Herrscherhaus,
Und Dein Gemahl! warum denn nicht Genosse
Des Thrones? Böslich schloß mich Robert aus.
Und dieses hat der gute, heil'ge Vater
Nun eingesehn; er hält mich lieb und werth
— Schreibt mir mein Bruder, der sein treuer Rather —
Und giebt die Krone dem, dem sie gehört. —

„O, rief Johanna, ich bin die Gekrönte,
Ich weiche nicht, wenn auch der Papst befiehlt;
Und glaubt mir, Herzog, daß er Euch verhöhnte
Und wie mit einem Knaben mit Euch spielt;
Denn ohne Zustimmung der Reichsbarone,
Die nie sie geben werden, nie und nie!
Ist null und nichtig Schenkung meiner Krone .... —“
„Nun, holde Königin, wir theilen sie!
Du bist so schön — ich sehe Dich so selten,
Und doch gehörst Du mir, doch bist Du mein ....
Wenn Du befehlen willst — Dein Wort soll gelten,
Nur allzu spröde mußt Du mir nicht sein!
Was werde ich mich um die Krone kümmern,
Was um den Scepter — beide sind so schwer!
Dein Auge, Deine süßen Lippen schimmern
Weit lockender .... o komm' doch zu mir her. —“
Sie hob zum Himmel zürnend ihre Hände,
Warf dann von ihrer Stirn zurück ihr Haar,
Und sagte stolz und hoch: „Andreas, ende
Doch den Bericht! ist er denn wirklich wahr? —“
„So wahr, daß, wie die Ungarn mir versprochen,
Die immer Mittel finden und zur Zeit
Schon sehr beschäftigt sind — in wenig Wochen
Zur Krönungsfeier Alles ist bereit.
Doch laß das jetzt! —“ Er nahte zärtlich wieder,
Nur etwas schwankend; — „laß das; liebe mich .... —“
Sie schmetterte mit Blick und Wort ihn nieder:
„Du bist unwürdig! ich verachte Dich. —“
„Ha! Du verachtest mich! — rief er mit Wüthen —
So warte nur! ich bin jetzt König bald,
Dann werd' ich andre Dinge Dir gebieten,
Dann bist Du ganz in meiner Allgewalt. —“

Er stürmte fort. Sie sank in einen Sessel,
Sie fühlte sich gedemüthigt, beschämt,
Ein wunder Kämpfer, dem man eine Fessel
Anlegt, und der es duldet, wie gelähmt.
Von ihm, den sie verachtet, tief gekränket
In Allem, was die Seele heilig hält,
Und ach! sobald sie nicht an Ludwig denket,
Ganz einsam, ganz verlassen auf der Welt!
Das Sinnen über ihres Gatten Worte
Verschlingt den Gram: wie beugt man nur ihm vor?...
Da öffnet scheu sich die geheime Pforte,
Des Prinzen liebe Stimme trifft ihr Ohr.
Als wäre sie aus der Gefahr errettet,
Sobald er naht — im ächten Liebeswahn —
Fliegt sie entgegen ihm; ihr Arm umkettet
So fest den seinen, wie sie nie gethan.
„Du hörtest? —“ rief sie athemlos. „Ich hörte,
Versetzt er zürnend, Alles .... o, zu viel. —“
„Ja, ich bin elend!“ sagte sie und kehrte
Ihr Antlitz weg im tiefsten Schamgefühl.
„Und unvorsichtig! — sagte drauf Filippe,
Die hinter Ludwig eingetreten war —
Du scheiterst immer an des Stolzes Klippe,
Mein Töchterlein, ist Dir denn das nicht klar?
Du kannst den Herzog wahrlich besser lenken,
Als Bruder Robert thut, wenn Du Dich nur
Entschließen wolltest, Dich herab zu senken
Zu seiner schweren, gierigen Natur.
Du brauchtest wahrlich keinen Schritt entgegen
Zu thun, denn das stimmt alle Männer kalt!
Nur finden muß er Dich auf seinen Wegen .... —
Wenn Du das thust, beherrschest Du ihn bald.

Hab' ich nicht Recht, mein edler Prinz? — so kehrte
Sie sich zu Ludwig mit verstecktem Hohn. —
Ja, Töchterlein, fuhr sie dann fort, ich störte
Den Prinzen, der mit seinem Schwerte schon
Eindringen wollte und den Herzog morden .... —"
„Nicht morden wollt' ich ihn, nur Dich befrein!"
Rief Ludwig. — „Und was wäre draus geworden?
Könnt Ihr ihn hindern der Gemahl zu sein?

Wollt Ihr's? versucht's! Ihr seid ein tapfrer Ritter,
Der Herzog ist ein Dieb, er sinnt auf Raub,
Die Königin bebt hinter Schloß und Gitter,
O werft den Tieger vor Euch in den Staub. —"
„Filippe! rief Johanna, schweige, schweige!
Du meinst es gut, doch dies verstehst Du nicht! —
Mein Vetter, Ihr wart dieser Scene Zeuge —
Verdient der Herzog nicht ein streng Gericht?

Soll er denn wirklich tragen meine Krone,
Die er entehrt? Und wird mein ganzes Land,
Die Prinzen meines Hauses, Volk, Barone,
Nicht zürnend sich erheben, wenn bekannt
Die Absicht wird? —" „Ja, Königin, sie werden!
— Ruft Ludwig stolz und legt die Hand an's Schwert —
Nach Ungarns Wäldern treiben wir die Heerden,
Die unsre Heimath schon so lang verheert.

Ich eile jetzt zurück, und meine Brüder
Empfangen diese Botschaft! und ein Heer
Versammeln wir, und schmettern dann ihn nieder,
Versucht er auch verzweifelt Gegenwehr. —"
Enteilend küßte er Johannas Hände.
Sie brach in Thränen aus und rief ihm nach:
„O Mutter Gottes, schütze uns und wende
Von seinem Haupt Gefahr, von mir die Schmach! —"

„Befiehlt die Königin nicht ihre Frauen?
— Sprach nun Uberto — es ist schon gar spät!
Im Osten sehe ich des Tages Grauen,
Worin der Morgenstern zur Ruhe geht. —“
„Nein, nein, Uberto! seine Ruhe findet
Er nicht, — versetzt sie melancholisch still —
Denn wenn er auch vor unserm Blick entschwindet,
Er kommt doch nicht dahin, wohin er will! —“
„Und wohin kann der Morgenstern denn wollen?
— Fragt er beglückt, weil er ihr nahe ist —
Die Sterne haben Frieden, denn sie rollen
In ihrer Bahn, die Gott für sie ermißt. —“
„O glaub' es nicht, Uberto! — sprach sie trübe —
Der Morgenstern hat gar ein traurig Loos!
Er schmachtet nach verbotner, ferner Liebe,
Er strebet ewig nach der Sonne Schooß.
Und ewig streift er nur an ihrem Kleide
Dahin und schaut sie an aus weiter Fern';
Sie aber ahnet nichts von seinem Leide!
Das ist doch hart!.... der arme Morgenstern! —“
Sie seufzet tief. Er fragt mit Angst und Wonne:
— Er glaubt Unglaubliches, ihm bebt das Hirn —
„Wer ist der Morgenstern und wer die Sonne?
Die Königin spricht nicht von dem Gestirn? —“
„Du guter Mensch! — versetzt Johanna milde —
Wohl Dir, dem meine Rede sinnlos däucht!
Du ahnest nichts von diesem trüben Bilde;
Denn das, was Du begehrst, erringst Du leicht.
Doch wir, Uberto, wir, die Kronen tragen
Und Großes wollen — ach! wir gehn in Nacht,
Wir sehn uns gleichsam selbst in Zukunft tagen,
In jener, die in unsrer Seele wacht.

Wir gehen durch das Dunkel unsrer Zeiten,
Bald ungekannt und bald gequält; und Herrn
Nennt man uns thörig, weil voran wir schreiten
Den Uebrigen, wie dort der Morgenstern.
O dürften wir uns in der Sonne trunken
Der Zukunft baden! Aber wenn sie tagt,
Sind wir in die Vergangenheit versunken
Und Sehnsucht hat die Gegenwart zernagt.
Wenn ich den Morgenstern nur nennen höre,
Nur ihn erblicke — thut mir's Herz schon weh!
Es ist, als ob ich mich in andrer Sphäre,
Doch traurig stets und unbefriedigt seh'.
Geh', mein Uberto, geh', und wolle wenig,
Und wünsche mäßig: dann trifft Dich kein Spott!
Wer viel will — ist ein Bettler, wenn auch König;
Wer Alles will — ein Thor .... oder ein Gott. —"
Als ihre Worte schwermuthsvoll verhallen,
Geht sie an's Fenster, um den Stern zu sehn.
Uberto ist in Schmerz zurückgefallen,
Denn nimmer, nimmer wird sie ihn verstehn.
Er lehnte bebend sich an eine Säule,
Indeß sein Blick magnetisch an ihr hing.
Sie wendete sich um nach einer Weile
Und sagte: „Geh! —" Er zitterte und ging.
Er ging. Allein in seiner Mutter Zimmer
Warf er verzweifelnd auf die Erde sich,
Und rief: „Mein armer Kopf geht mir in Trümmer,
Ich leide, Mutter, leide fürchterlich. —"
Sie sprach: „Wie sich's gebührt für einen Thoren! —"
Wild fuhr er auf: „Und zwar durch Deine Schuld! —"
Sie fragte spöttisch: „Weil ich Dich geboren? —"
„Nein! weil Du falsch mir predigst die Geduld!

Weil Du mir zusagst, was ich nie erlange! —"
„So leg' auf meine Worte kein Gewicht!
Und was ist denn geschehn? was macht Dich bange? —"
„Sie ahnt, sie kennt, sie weiß.... sie liebt mich nicht! —"
„Die Männer allesammt sind große Narren,
Stets übereilt und ohne Maaß und wild,
Und nur das Weib weiß klüglich auszuharren,
Weshalb man oft es eigensinnig schilt.
Ich, Söhnchen, habe mich, so lang ich lebe,
Stets treu bemüht mein Fädchen so zu drehn,
Daß ich mit ihm den festen Aufzug webe,
Der da dem Einschlag Andrer giebt Bestehn.
Und meinst Du, schnell sei das geglückt? Mit nichten!
Das Fädchen riß durch fremd' und eigne Schuld,
Ich mußt' es glatter spinnen, Knoten schlichten —
Jetzt geht's zur Noth .... ich dreh' es mit Geduld.
Die mußt Du lernen, Kind! mit beiden Füßen
Springt nur der Dummkopf in das Glück hinein;
Der Kluge läßt sich keine Müh' verdrießen,
Von dessen Dauer überzeugt zu sein. —"
So redete sie viel. Uberto störte
Sie darum nicht in ihrem Schlangengang
Des Sinns und Wortes, weil sein Geist nicht hörte,
Was an sein Ohr mit dieser Sprache drang.
Denn hören und verstehen sind zwei Dinge,
Von fern einander ähnlich, wie das Kind
Vom Hause und der Bastard, die geringe
Sich ähneln und doch eines Vaters sind. —
Die Mutter wollte herrschen; seine Sinne
Sind so von fieberhaftem Rausch durchbebt,
Daß in Verlangensglut er mitten inne
Als Salamander in den Flammen lebt.

Sie leihn dem Dasein Nahrung; sie beseelen
Ihn, wie das Fieber starke Kräfte giebt;
Er würde, wenn sie je ihm sollten fehlen,
Ein Häufchen Asche sein, das leicht zerstiebt.
Die Mutter intriguirt; er will genießen....
Sein Glück, das eine, langersehnte Glück,
Durch das des Lebens Nectarströme fließen; —
Sie will die Zukunft; er den Augenblick.
Sie ist doch alt, er jung!.... ja, darum eben!
Sie hat die Kraft nicht, die dazu gehört,
Um in dem Augenblick das ganze Leben
Heiß, übermächtig, brausend, unerhört
An Seligkeiten, jauchzend zu verschwenden,
Wie man es glaubt und hofft beim ersten Kuß.
Sie hat Erfahrung, weiß, wenn jene enden.
Kommt eine Zeit, die man ausfüllen muß.

---

Die ersten Tage, wenn wir etwa hoffen
Auf einen fernen Zeitpunkt, sind ganz leicht;
Wir haben unsre Einrichtung getroffen,
Wir wissen, daß die Zeit nicht schnell verstreicht,
Sobald wir warten, und wir sind entschlossen
Sie muthig durchzuleben und gefaßt.
Doch ach! mit jedem Tage, der verflossen,
Ist unser Fassungsvorsatz mehr erblaßt!
Denn jeder Tag und jede Stunde wickelt
Uns in den Bleimantel des Wartens ein,
Der die Gedanken lähmt, den Sinn zerstückelt
Und uns zermalmt in stummer Folterpein,
Der auf den Schultern drückt, auf Stirn und Füßen, —
In Herz und Blut die Lebenskräfte drängt,
So daß durch unsre Adern Wellen schießen
Und jeder Herzschlag fast den Busen sprengt.

So lebt Johanna; so vergehn die Tage
Im Harren, nach der wild bewegten Nacht;
Und keiner hat Erleicht'rung ihrer Lage,
Ach! keiner Ludwigs Botschaft noch gebracht.
Andreas sah sie wenig; er vermehrte,
Wenn er ihr nahte, ihren tiefen Gram,
So daß sie gerne jedem Zwiesprach wehrte
Und fremder noch sich gegen ihn benahm.
Und er fängt an aufrichtig sie zu hassen,
Weil sie, die er wie eine Sclavin hält,
Nach deren Krone seine Hände fassen,
Als Königin sich ihm genüber stellt
Und durch ihr Schweigen spricht: Wie Du auch ringest,
In mir ist etwas, was Dein Eisen stumpf
Und schartig macht, und was Du nie bezwingest! —
Dies sagt er sich nicht klar, doch fühlt er's dumpf.
Johanna hatte ihre treuen Späher:
Filippe und Uberto brachten ihr
Tagtäglich Nachricht, daß die Krönung näher
Und näher rücke, daß das Volk mit Gier
Die frohen Feste und die Lustbarkeiten
Erharre, daß sich für die Königin
Kein Mitleid, keine Theilnahme von weiten
Nur zeige in dem wechseldurst'gen Sinn.
Sie zürnte ihrem leichten Volk. Filippe
Versetzte: „Töchterlein, bedenke doch!
Die Fürsten scheiterten an dieser Klippe
Der Treue, und vom Volk willst Du sie noch?
Und Jene zogest Du mit aller Liebe,
Aufmerksamkeit und Sorgfalt Dir heran —
Ob von dem Ueberflusse etwas bliebe
Für dieses — dachtest Du denn schon daran? —"

„Du bist vom Volk, Filippe Catanese, —
Entgegnete die Königin gekränkt
Und stolz — und Deiner Treue Fessel löse
Ich hiemit auf; Dein Dienst ist Dir geschenkt. —"
„Vom Volke! — rief Uberto mit Entsetzen —
O, ich bin auch vom Volk! und all mein Blut
Verspritze ich mit wonnigem Ergötzen,
Weil es der Königin leibeignes Gut. —"
Filippe sagte ruhig: „Woll' bedenken,
Mein Töchterlein, daß ich Dich stets geliebt;
Wie würde ich Dich jetzo grade kränken,
Da sich Dein lichter Lebenshimmel trübt. —"
„Vergieb, Filippe! — sprach Johanna linde —
Sieh, ich bin elend, weiß nicht, wem vertraun,
Weiß nicht, ob ich im Freund den Feind nicht finde,
Weiß nicht, ob wahr ist, was die Augen schaun.
Die Prinzen haben, scheint's, mich aufgegeben .... —"
„Unmöglich! — rief Uberto — laßt mich ziehn,
Ich will zu raschem Entschluß sie beleben,
Sie zaudern nur; gewiß! sie müssen glühn,
Ihr Leben für die Königin zu wagen .... —"
„So gehe, sprach die Königin gerührt —
Und wolle sie in meinem Namen fragen,
Zu welchem Ziel des Reichs Gefahr sie führt. —"
„Nun gehe! — sprach Filippe zu dem Sohne,
Dem sie in's Vorgemach gefolgt — nun geh'!
Sie sieht jetzt ein, wie wenig die Barone
Ihr zugethan, und wird aus ihrer Näh'
Sie künftig immer mehr und mehr verbannen,
Und dankbar horchen, folgen unserm Rath;
Und auch Prinz Ludwig, glaub' mir, zieht von dannen,
Er, der ihr schlecht sein Wort gehalten hat. —"

Wol war es in Johannas herben Schmerzen
Der herbste, daß auch der Geliebte log,
Daß ihre Rettung selbst in seinem Herzen
Nicht jede andre Rücksicht überwog.
Wenn der Geliebte für die Liebste zittert
Und in der Ferne bleibt, verzagt und scheu,
So ist nicht bloß ihr Stab wie Rohr zersplittert —
O nein! er bohrt ihr noch die Hand entzwei.
Und dankbar reichet diese Hand, die wunde,
Johanna den zwei treuen Dienern hin;
Sie ahnet nicht, daß diese auch im Bunde
Sind wider sie; daß sie auch den Gewinn
Für eigne Rechnung suchen; daß das Leben
Ein Wechseltisch ist, wo man schlechtes Erz
Für reines Gold geschickt sucht auszugeben;
Sie ahnt es nicht, — das junge, stolze Herz!
Geduld! Geduld! die Einsicht wird schon kommen.
Nur wenig Jahre der Erfahrung — dann
Hat sie im Urtheil ihren Platz genommen,
Indeß die Jugendzuversicht zerrann —
Dann wird der Seelenhimmel immer lichter,
Der Träume Wolken ziehen allgemach
Am Horizont herab — zuletzt verspricht er
Ganz klar, ganz kalt, den schönsten Wintertag!
Doch mehr noch als Johanna qualzerrissen
Ist Ludwig, dessen Brüder nicht wie er
Zum kriegerischen Aufstand sich entschließen
Und nur Verschwörer sammeln um sich her.
Und diese Ansicht haben auch die Vetter.
Sie wollen nicht gewaffnet, kühn und frei
Andreas stürzen, als des Landes Retter
Auftreten, weil zu viel Gefahr dabei.

Der Papst hat diesem Ungarn Recht gegeben;
Neapel, leider! ist Sanct Peters Lehn;
Im Hohenstaufen-Sturz sehn sie mit Beben
Die Lehre, nicht dem Papst zu widerstehn;
Man kann den Namen, Hab' und Gut verlieren,
Geächtet werden, unter Henkers Hand
Gerathen, und doch nicht zum Ziele führen,
Was man gewollt; — drum stiller Widerstand!
Drum die Verschwörung, die im Dunkeln lauert,
Ein scheues Raubthier in des Waldes Schooß,
Das vor dem Schritt des kecken Jägers schauert
Und auf das Wild sich stürzt mit raschem Stoß.
Drum nicht das Schwert mit fremdem Schwert gemessen,
Drum nicht das Recht dem Unrecht abgedroht; —
Nein! Unterwerfung, scheinbares Vergessen
Und Huldigung; — so lautet das Gebot.
Dann endlich kommt die Klugheit doch zu Gute!
Denn ist Andreas König, so gewinnt
Er Zuversicht im rohen Uebermuthe
Und zeigt den Prinzen holder sich gesinnt,
Darf nicht allein mit seinen Ungarn leben,
An deren Schilde jede Waffe bricht,
Muß Jenen auch den Zutritt bei sich geben ....
Dann kann ein Dolch ihn treffen — jetzo nicht. —
„Und soll die Königin die Schmach erdulden,
Daß dieser Bube ihre Krone stiehlt?
Und daß, abhängig von des Papstes Hulden,
Ihr Reich dem zufällt, dem er's anbefiehlt?
— Rief Ludwig wüthend — Können wir es leiden?
Und dürfen wir es ohne ew'ge Schmach?
Daran, o Brüder, wird der Papst sich weiden —
Was fragt er diesem Ungarnknaben nach!

Durch diese Handlung nehmen wir im Stillen
Das Recht dazu auf seiner Seite an.
Wir dürfen's nicht! nicht einmal unsertwillen...
Wenn wir es feige auch für sie gethan. —"
„Ha! — rief erbittert Philipp, wer von feige
Hier redet, sei's mein Bruder, ist nicht werth...."
„Halt ein! — rief Carl Durazzo — halt! so zeige
Uns Ludwig denn die Kraft von seinem Schwert.
Kann er Andreas dumpfes Hirn zerspalten,
Um desto besser! die Verschwörung stirbt
Im Keim dann hin! wo nicht — so bleibt's beim Alten,
Wenn uns sein Zorn nur nicht Verräther wirbt. —"
Stolz sagte Ludwig: „Carl, mein Schwert wird zeigen,
Was es vermag in ehrenhafter Schlacht,
Von dem, was Ihr hier brütet, werd' ich schweigen,
Doch zum Verschwornen bin ich nicht gemacht.
Ich bin, merkt auf! nicht von den Euren worden,
Ihr Brüder und Ihr Vettern, und wenn Ihr
Nichts Besser's wißt, als den Andreas morden,
So seid Ihr so wie er verächtlich mir! —"
Er ging, und hielt sich fern von ihren Plänen
Seit diesem Tag, aus Stolz, aus Zorn und Scham;
Doch oft netzt sich sein Aug' in Flammenthränen,
Wenn ihr Bild traurig fragend zu ihm kam.
Wenn bittend, zagend ihre liebe Stimme
Zu ihm um Rettung fleht, und wenn sie dann
Sich zweifelnd wendet.... o, mit wildem Grimme
Klagt er den Erdkreis ihrer Schmerzen an.
O, eine Frau kann weinen, klagen, beten
Für den Geliebten!.... o, die hat es gut!
Allein den Mann, den Mann! den will es tödten,
Wenn er nicht etwas für die Liebste thut.

Darum — statt vor Johannen zu erscheinen
Und ihr zu sagen: Sieh', ich kann nichts thun,
Die Prinzen wollen sich mit mir nicht einen,
Allein bin ich zu schwach, mein Arm muß ruhn!
Darum — statt ihr den süßen Trost zu bringen:
Des Liebsten Anblick, der die Frau erhebt
Und stärkt, als trüg' ein Aar auf seinen Schwingen
Sie von der Welt, die unter ihr erbebt —
Darum blieb Ludwig fern. „Sie wird nicht wagen
Mein Herz je zu bezweifeln — sprach beschämt
Er zu sich selbst — doch ein gerecht Verzagen
An meiner Kraft, vom Widerstand gelähmt,
Das wird, das kann, das muß sie überfallen,
Wie sie auch strebt! .... und wird sie dann den Knecht
Des Feindes, einen zitternden Vasallen
Noch lieben? .... O, sie hat zum Haß ein Recht! —"
So traf Uberto ihn. — „Geh' zu den Fürsten
Durazzos und Tarents und frage sie,
— Sprach Ludwig — ich weiß nichts; sie aber dürsten
Nach der Gelegenheit, die, scheint es, nie
Gelegen ist, weil sie nicht redlich wollen
Und immer spielen ein verstecktes Spiel.
Ich weiß nicht, ob und wie die Kugeln rollen,
Nicht, welche Hand sie wirft, nicht, wo das Ziel. —"
Zu Carl Durazzo ließ er drauf ihn führen
Als sichern Boten von der Königin,
Mit dem man das Geheimste dürf' berühren,
Weil er sich treu bewährt in Seel' und Sinn.
Durazzo heißt Uberto sehr willkommen,
Denn solchen Boten wünschet er schon lang;
Sobald die Königin hat Theil genommen
An der Verschwörung — ist ihm nicht mehr bang.

Und was in Zukunft möge auch geschehen,
Mit ihrem Namen wird es dreist bedeckt,
Und wer zu tief und zu genau will spähen,
Dadurch von seiner Forschung abgeschreckt.
Drum sagte Carl vertraulich zum Gesandten:
„Sprich! ist die Königin auch wohl so fest
Mit unsrer guten Absicht einverstanden,
Daß sie uns freie Hand in Allem läßt? —“
Da sie nicht Eure Absicht kennt — versetzte
Uberto — so vertraut sie mir; genau
Bericht' ich sie.... —“ „Doch wenn es sie verletzte?
Ein zart' Gewissen hat doch eine Frau. —“
„So sprecht! was soll ich sagen, was verschweigen? —“
„So meinst Du auch, daß Schweigen besser ist? —“
„Ich meine nichts, mein Fürst! Ihr müßt Euch zeigen,
Wenn ich verstehn soll, ohne alle List. —“
„Und wer wird mir für Deine Treue stehen?“
„Für meine? — rief Uberto, blickte ihn
Trüb lächelnd an — ein Wunder wird geschehen
Sie zu bewähren! laßt das Mißtraun fliehn. —“
„Uberto, bist Du wirklich ganz der Feste
Und Treue, der Du scheinst, so thue jetzt
Das Einzige, ich sage nicht das Beste,
Was dienlich unserm Zwecke wir geschätzt. —“
„Ich thue Alles.... gehe durch die Hölle
Und kämpfe mit dem Teufel.... doch für sie
Alleinzig! nicht für Euch! drum sagt mir schnelle,
Was Ihr begehrt; ich thu's! doch nur für sie. —“
„Uberto, von Andreas sie erlösen
Ist eine Wohlthat, die, das siehst Du ein,
Für sie die größte ist. Du kennst den bösen
Gemahl! er wird's noch mehr als König sein.

Er wird noch mehr das Land und Volk bedrücken,
Die Königin mißhandeln als Barbar,
Und doppelt wird sie leiden, denn beglücken
Will sie dies Reich, das einst ihr Erbe war.
Darum muß man vom Herzog sie befreien.
Die Zeit ist schlimm; das Volk ist schlaff und matt;
Wir dürfen uns nicht mit dem Papst entzweien,
Der für Andreas sich erkläret hat.
Das heißt: wir dürfen's öffentlich nicht wagen.
Doch wenn Andreas stirbt, so muß den Schlag
Der Papst als eine Himmelsschickung tragen ....
Und ist er todt, so forscht man nicht viel nach. —"
„O, ich verstehe! sagt bei Eurer Ehre
Als Ritter und als Fürst: ist dieser Plan
Der einzige, der auszuführen wäre,
Und ist's mit diesem .... Morde denn gethan? —"
„Nur dieser Plan kann einzig Alle retten,
Auf einmal Land und Volk und Kön'gin;
Urplötzlich sprengt er die verhaßten Ketten,
Die Ungarn stürzen mit dem Herzog hin. —"
„Und könnt Ihr schwören, daß der Königin Ehre
Getrübt nicht wird durch des Gemahles Tod? —"
„Der Haß des Landes tödtet ihn! ich schwöre,
Daß nicht ein Schatten von Verdacht ihr droht. —"
„Genug! ich thue Alles! wollt nur sorgen,
Daß in Neapel Ihr sogleich erscheint,
Wenn ich's gethan. Der Hof geht übermorgen
Fort nach Aversa, und ich bin gemeint,
Je schneller ich die Königin befreie,
Um desto besser ist's! sie härmt sich ab,
Mein edler Fürst, und wär' nicht meine Treue —
Die Eure .... gönnte sie wohl gar dem Grab. —"

Ein brauchbarer Gesell! — sprach Carl ganz leise,
Nachdem Uberto fort — wie der sich schickt
Zu jeder That, zu jeder Höllenreise
Für die Gebieterin, ganz stolz beglückt!
Ob sie ihn wol mit ihren schönen Augen
Bezaubert hat? mit Gold? mit Gunst?.... gleichviel!
Das ist der Weiber süßes Recht: sie saugen
Uns Blut und Hirn aus, so.... zu ihrem Spiel.
Der stürzt uns wahrlich nicht in das Verderben,
Der nimmt auf sich allein die ganze That
Und ist zuletzt beglückt für sie zu sterben!
Nein, nein! von dem besorg' ich nicht Verrath. —"
Uberto eilte heimwärts, fest entschieden,
Das, was er übernommen, schnell zu thun.
Sie muß nichts ahnen. Nichts darf ihren Frieden
Zerstören. Auf ein Mährchen sann er nun.
Und weil er hofft, die Gunst des Zufalls werde
Ihm in Aversa leihn, was er bedarf,
So klang die Botschaft, als er sich vom Pferde
Erschöpft der Königin zu Füßen warf:
„Indessen hier die Krönungsfestlichkeiten
Betrieben werden und der Hof fern ist,
Versammeln sich die Prinzen hier und deuten
Dem Volk den Frevel und des Herzogs List.
Es ist leicht zu entflammen, zu erregen,
So bald es nur der Wahrheit Stimme hört;
Dann stemmet es den Ungarn sich entgegen
Und wird für seine Königin bewehrt;
Und eh' Andreas Nachricht noch erhalten,
Ist hier der große Umsturz schon geschehn —
Dann wird sich anders sein Geschick gestalten
Und seine Tyrannei zu Ende gehn.

„Dank Dir für Deine Nachricht, mein Getreuer!"
Entgegnete die Königin und bot
Ihm huldreich ihre Hand; es flog ein scheuer
Und heißer Kuß darüber; — tiefes Roth
Bedeckt Ubertos sonst so bleiche Wange,
Es brennet seine Hand in Fieberglut. —
„Geh'! — sprach sie — Du bist müde, ruhe lange!
Es schläft sich nach vollbrachter Pflicht so gut. —"
„Noch hab' ich nichts vollbracht!" — rief er und eilte
Zu seiner Mutter, und Johanna sprach
Für sich, als sanft ihr Auge auf ihm weilte:
„In Dir ist eine seltne Treue wach. — — —"
„Nun, rief Filippe, Söhnchen! was beschließen
Die Fürsten? —" „Mutter, schreckt Dich wohl ein Wort? —"
„Laß hören, Söhnchen! —" „Junges Blut wird fließen ... —"
„Ich ahnte es! er ist bequem .... der Mord.
Wer führt den Dolch? —" „Ich, Mutter! —" und Filippe
Stieß einen Angstschrei aus: „Weshalb denn Du!
Denn Du! denn Du! —" rief sie mit bleicher Lippe.
„Ich bot mich dazu an —" sprach er mit Ruh.
„Was sagt die Königin? —" „Sie darf nichts wissen. —"
„Sie soll es wissen .... —" „Nein, und wieder nein!
Dies eine Mal wirst Du mir folgen müssen,
Die Königin soll nicht geängstigt sein. —"
„Und wenn sie nach der That sich von Dir wenden?
Die Fürsten sind so falsch .... wer bürgt für sie? —"
„Nichts, Mutter! doch Johannas Qual soll enden,
Und was ich wage, wagt ein Andrer nie. —"
„Und wenn's gelingt, so wirst Du Dir gewinnen
Den höchsten Platz auf einer lichten Bahn; ....
Doch wenn's mißlingt, — sprach sie in tiefem Sinnen —
So geb' ich sie als die Mitschuld'ge an. —

Ein stilles Kloster hebt jetzt seine Mauer
Empor, wo einst das Schloß Aversas stand,
Doch Zell' und Kreuzgang wehren nicht dem Schauer,
Den eine Frevelthat hierher gebannt.
Denn ist zu Staub und Asche auch vernichtet
Der Stein, der Zeuge, der hier Alles sah,
Und hat die Zeit auch Aerg'res mild gerichtet —
Erinn'rung bleibt als stummer Kläger da.
Erinnerung! wer bebt bei diesem Worte
Nicht in sich selbst zusammen, und wer fährt
Nicht plötzlich auf, wie wenn an seine Pforte
Ein Finger klopft, der ihn im Schlafe stört?
Und seltsam! — der Besucher kehrt sich nimmer
An: Bleibe draußen! oder: Komm' herein!
Er kommt — wie in den Wald der Mondenschimmer,
Wie in den Kerkerspalt der Sonnenschein. —
So gleitet er zur Seele, die ihr Lager
Noch nicht verließ, sich nicht vertheid'gen kann,
Und spricht als leiser, unbarmherz'ger Frager:
Weißt Du wol noch?.... Gedenkst Du noch daran?....
Und sei's an Schmerzen, sei's an Seligkeiten —
Allewig herb ist die Erinnerung:
Die alten Schmerzen drohen noch von weiten,
Die alten Freuden werden nicht mehr jung.
O, fort Erinnerung von Weh und Wonne!
Fort, bange Lust! entfliehe, süßes Leid! —
Alltäglich hebt sich neu die starke Sonne,
Die Zukunft hat die frische Ewigkeit!
O, dieses Zukunftsschmachten, dies Erbleichen
Der Gegenwart, und dieser Blumenstrauß,
Den die Erinnerungen falbe reichen —
Sie machen ja den Traum des Lebens aus! — — —

Aversas Schloß empfing die hohen Gäste.
Die Königin war ernst. Andreas sprach
Mit Kinderlust von seinem Krönungsfeste;
Sie zählte angstvoll jede Stunde nach.
Wenn eine Thür aufging, fuhr sie zusammen:
Wird das die Botschaft sein? — Wenn ihr Gemahl
Sie ansah, stand ihr Angesicht in Flammen,
Es traf sein Blick sie wie ein kalter Stahl.
Sie war wie Jemand, dem man anvertrauet,
Daß eine Mine plötzlich springen wird:
Indeß er ängstlich in die Ferne schauet,
Ist er von ihren Trümmern schon umschwirrt. — —
Andreas, der den guten Rath empfangen
Von Bruder Robert, mit der Königin
Zu leidlichem Verhältniß zu gelangen,
Schöpft aus dem Rausch des Weines Liebessinn.
Und als Johanna ihre Frau'n entlassen
Und auf und ab im stillen Zimmer schritt,
Nicht denkend sich dem Schlaf zu überlassen —
Da schreckte sie des Herzogs naher Tritt.
Die Seel' ist wachsam, hat getreue Späher,
Die Sinne sind in ihrem Dienst geübt
Und bringen Leid- und Freudenbotschaft eher,
Als Ueberlegung ihr Verständniß giebt.
Uberto, der im Vorgemach verweilte
Wie immer, kündete des Herzogs Nahn.
„Ich schlafe längst! — rief sie; er aber theilte
Die Thüren rasch; sie sah ihn zürnend an.
Andreas trat herein; als sich die Pforte
Still hinter ihm verschloß, sah er sich um
Fast unbehaglich an dem fremden Orte.
Die Königin betrachtete ihn stumm.

Uberto dachte draußen: Ha! ein kühner,
Gewagter Streich, so ist es abgemacht!
Hier ist er jetzt allein, und seine Diener
Erwarten ihn wol nicht in dieser Nacht. —
„Was führt Euch her zu ungewohnter Stunde? —“
Begann Johanna und blieb vor ihm stehn. —
Der Herzog sprach: „In Deinem holden Munde
Klingt dieser Liebesvorwurf doppelt schön. —“
Fast lächelte Johanna, als sie sagte:
„Den mach' ich nicht. —“ „Weshalb? Warum denn nicht?
Bist Du so stolz, daß, was die Lippe klagte,
Dein Wort zum Scheine jetzt nur widerspricht? —“
Sie sagte kalt und hoch: „Glaubt mir, vom Klagen
Und Widersprechen halte ich nicht viel.
Ein Jeder thue, und die That wird sagen,
Mehr als das Wort, sein innerstes Gefühl. —“
Er wähnte in dem Ausspruch das zu finden,
Was er zu finden fest entschlossen war;
Er wußte nicht Johanna zu ergründen,
Er hielt an dem, was seinen Sinnen klar.
So kniete er denn zärtlich vor ihr nieder
Und sprach, wie nur der liebste Mund es darf,
Weil jedes Wort dem Herzen bringet wieder,
Was aus dem Herzen quillt. Sie sagte scharf:
„Ihr wagt es mir von Liebe vorzureden,
Und handelt gegen mich als bittrer Feind
Mit stiller Kränkung und mit offnen Fehden!
Ihr nehmt mir Kron' und Freiheit, und Ihr meint
Mit Eurem Schmeichelwort mich zu versöhnen,
Das Ihr anwendet, wie's Euch grade nützt!
Geht! ich verzeih' Euch, daß Ihr konntet wähnen
Ich sei von keinem Selbstgefühl geschützt. —“

Andreas sprach ernüchtert: „Hör' Johanne,
Wenn ich um Liebe bat, so danke mir!
Hast Du vergessen, daß Du Deinem Manne
Genüber stehst, der den Gehorsam Dir
Befehlen kann, kraft seines Rechts, wenn Bitte
Um Liebesgunst Dir zu vermessen däucht? —"
Sie sagte fest und kühl: „Das ist nicht Sitte! —"
Doch ihre Wange war zu Schnee erbleicht.
„Und ist Dein Trotz denn Sitte? — rief erbittert
Der Herzog — Ist das Frauenart? — Wohlan!
Wenn Wunsch und Bitte nicht Dein Herz erschüttert,
Will ich doch sehn, ob mein Befehl es kann. —"
Noch kälter, bleicher sprach sie: „Ich erwarte,
Was mir der Herzog, mein Gemahl, befiehlt. —"
Er fragte höhnisch: „Bangt Dir nicht, Du Zarte,
Vor diesem Wort? Hat sich Dein Zorn gekühlt? —"
„Andreas — rief sie außer sich — erbarme
Dich!.... geh'!" — „Ich bin gekommen!" — sprach er kalt
Und schlang den Arm um sie; doch diesem Arme
Entwand sie sich wie eine Luftgestalt
Und trat genüber ihm mit einem Blicke,
Worin Verzweiflung bei dem Hasse lag.
Doch er trat zürnend näher, nicht zurücke;
Er stützt sich auf sein Recht, er giebt nicht nach.
Als sie das sieht, spricht sie, in sich zerbrochen:
„Ich bin die Sclavin und der Herr seid Ihr!
Verzeiht, daß ich's vergaß. —" Doch unterbrochen
Ward das Gespräch; man klopfte an die Thür.
Der Herzog rief voll Zorn: „Wer stört uns immer? —"
„Ein Bote, den Euch Bruder Robert schickt, —"
Erscholl Uberto's Antwort. Aus dem Zimmer
Ging Jener schnell. — — — Der Frevel war geglückt. —

Johanna sah ihm nach, wie wenn die Kette,
Die an die Folter schmiedet, plötzlich bricht,
Mit Dankgebet; dann sank sie auf ihr Bette,
Nicht ahnend, was der Morgen ihr verspricht;
Denn nicht kann sie den bangen Sinnen trauen,
Als sie von einem Mordgeschrei erwacht.
„Was ist geschehn! —“ ruft sie zu ihren Frauen. —
„Der Herzog ward ermordet über Nacht. —“
Sie war vernichtet, und die Ungarn drangen
Mit wilder Wuth sich ein in ihr Gemach,
Und schrien, indem sie ihre Waffen schwangen:
„O, Rache! Rache! forscht den Mördern nach. —“
Sie blieb vernichtet, kann die That nicht fassen,
Und daß sie grad' in dieser Nacht geschah,
Als kaum Andreas ihr Gemach verlassen....
Wie eine Leiche stand sie selber da.
Und alle Blicke hingen scharf, wie Pfeile
In einem Schild, an ihrem Angesicht.
Da sagte sie gefaßt nach einer Weile:
„Fort! in Neapel halte ich Gericht. —“
Die Menge wich und ging. Sie preßt erschüttert
Die Hand aufs Herz. „Das hat ein Freund gethan,
Doch wer? doch wer?“ — ächzt sie. Die Seele zittert
Vor Angst.... so langt sie in Neapel an.
Versammelt fand sie dort des Reichs Barone,
Die gleich den Ungarn nach dem Mörder schrien,
Und keine Untersuchung wollten, ohne
Zuerst Johanna vor Gericht zu ziehn.
Andreas war erwürgt gefunden worden
Im Graben, der vor ihren Fenstern lag;
Nur ihre Diener konnten ihn ermorden,
Sie hatten Zutritt, sie nur waren wach.

Sie sagte ruhig: „Muß es dahin kommen? —“
„Nein! — rief in tiefem Zorn Uberto — nein! —“
„Wie willst Du's hindern? —“ fragte sie beklommen. —
„Ich will gestehn! Ich würgte ihn allein. —“
Die Königin in Thränen rang die Hände:
„O meine Ahnung! doch — von Freundes Hand! —“
Uberto aber macht ein schnelles Ende
Und hat die Wahrheit vor Gericht bekannt.

Und todtenblaß, im Auge keine Thräne,
Trat jetzt Filippe vor Johanna still,
Halb scheu, halb drohend, so wie die Hyäne,
Die ihrer Beute sicher werden will:
„Mein Töchterlein, — spricht sie — in sein Verderben
Rennt doch Uberto nicht? Du rettest ihn?
Nicht wahr, er wird um diese That nicht sterben?... —“
„O arme Mutter, Niemand rettet ihn. —“

„Mein Töchterlein, Du mußt, Du mußt ihn retten!
Besinne Dich, er ist mein einzig Kind!
Ein Wort von Dir zersprenget seine Ketten....
Du mußt es thun — sonst thue ich geschwind,
Was Dir mißfallen könnte! Sieh, geboren
Hab' ich den einen einz'gen lieben Sohn,
Mein Stolz, mein Glück... —“ „Weh Dir, er ist verloren. —“
„So bist Du es mit ihm! —“ rief sie voll Hohn.

Johanna starrt sie an. „In dieser Stunde
Sag' ich, daß er, Dich liebend, Deinem Wink
Gehorchte, und aus Deinem süßen Munde
Befehl zu dieser Missethat empfing. —“
„Ich ehre Deinen Schmerz! doch diese Lüge.... —“
„Lügt nicht so ganz! Er liebte Dich mit Glut,
Besinne Dich!.... O, tausend kleine Züge
Verriethen's Dir.... Er hat ein heißes Blut;

Er sah Dich elend, traurig; Deine Augen,
Wenn nicht Dein Mund, beschwor'n um Rettung ihn!
Und jetzt soll diese Liebe dazu taugen,
Um in den Todesabgrund ihn zu ziehn? —"
„O, ich bin unglückselig! — rief Johanna; —
Er liebte mich und Du.... Du hassest mich!
Tod und Verderben bringe ich dem Manne,
Der für mich frevelte — wie fürchterlich! —"
„Du kannst ihn retten.—" „Nein, die Richter sprechen
Sein Urtheil....—" „Gnade liegt in Deiner Hand...—"
„Für Andre, nicht für ihn! —" „So werd' ich rächen
Die Treue, die nicht Anerkennung fand. —"
„Mit Schmähung willst Du meinen Namen nennen?—"
„Ich will Dich zwingen ihn zu retten und
Dein Heil von seinem Heile nicht zu trennen. —"
„So geh', und mache Deine Lüge kund. —"
Filippe that's. Allein Uberto sagte
Gefaßt zu ihr: „O Mutter, lüge nicht!
Was Viele wünschten, Keiner that, das wagte
Ich freudig — es gelang; und das Gericht
Muß mich verdammen; aber mein gedenken
Wird stets die Königin, so lang sie lebt,
Sie wird dem Treuen eine Thräne schenken,
Der ihrethalb nicht vor der Hölle bebt." — — —
Johanna betete, von Schmerz vernichtet.
Da flog die Thür auf, Ludwig trat herein:
„Uberto Catanese ist gerichtet
Und Du bist rein und frei! —" „Und ich bin Dein,
Geliebter, sprach sie ernst; vor meinen Feinden
Beschützt mich Deine Liebe, Deine Macht!
Doch vor den falschen und den treuen Freunden
Bin ich geschützt, nur wenn mich Gott bewacht. —"

# Lehr- und Wanderjahre

des

# Raphael Santi von Urbino.

Maler-Novelle

von

C. Fr. von Rumohr.

Unter jenem luftigen Bogen am nordöstlichen Seitenthore der Hügelstadt Assisi, malte der Meister Andrea, den man auch den Ingegno nennt, auf dem nassen Mauerbewurfe. Das Madonnenbild, welches er in Arbeit hatte, glich in den äußeren Zügen denen seines früheren Lehrers, des Niccolo Alunno, zeigte jedoch mehr Derbheit und Fülle. Er malte daran schon seit einigen Wochen, verglich daher, ein wenig anhaltend und an den Fingern zählend, seinen nicht eben reichlichen Lohn mit der Zeit, die's bisher gekostet hatte, als hinter ihm ein leises Geräusch entstand und ihn veranlaßte, sich umzusehn. Ein Jüngling, dem Knabenalter kaum entwachsen, in staubigen Reisekleidern, durch Luft und Sonne gebräunt, war die Leiter zu seinem Gerüste hinangestiegen und betrachtete das kaum halb aufgetrocknete, noch fleckige Mauergemälde mit aufmerksamen, gleichsam kennerischen Blicken.

Andrea war leicht zu stören, blieb jedoch für das Mal bei guter Laune, denn er sah dem Fremden ermunternd ins Auge und sprach: Seid gegrüßt, Herr Gradeaus! Blickt Ihr nicht auf mein armes Bild, als gehöret Ihr zur Kunst? und, so jung Ihr zu sein scheint, würde ich doch Eurem Urtheil wohl trauen, wenn Ihr's nur frei heraussagen wollt. Ihr habt Euch gar nicht zu scheuen, weil ich nicht großen Anspruch mache und mir's genügen

lasse, wenn man die Arbeit meines Pinsels für gut und preiswürdig erklärt. Die zarten, lieblichen Köpfe der Art, als sie der Niccolo, der Alunno drunten in Foligno, alltäglich malt, die wollen mir nun einmal nicht gelingen. Ich mache mir zu mancherlei Geschäft, das mit der Malerei nichts gemein hat und doch ebenfalls geschehen muß. Meine Brüder wollen auch nicht die Hand erheben, das viele Gut zu wahren, so von unsern Eltern her auf uns gekommen ist. Ja, sogar bei den Sachen der Stadt muß ich aushelfen, als wenn unter den vielen Leuten nur ich allein die Fähigkeit habe, die einlaufenden Gelder nachzuzählen und deren Empfang zu bescheinigen.

Von diesen Worten vernahm der Jüngling kaum die Hälfte, denn er vermochte seine Gedanken nicht abzulenken von dem Madonnenkopfe, der vor ihm auf die Mauer gemalt, und, als der älteste Theil des Gemäldes schon hinreichend aufgetrocknet war, daher bereits sehr gut ins Auge fiel. Ein Etwas lag in diesen derben, allein nicht unschönen Zügen, das, wie durch schnellen Zauber, eine Beengung zertheilte und lös'te, die bereits seit Jahr und Tag ihn gequält hatte. Ingegno betrieb die Malerei mit der Lässigkeit eines bloßen Kunstfreundes, enthielt sich daher ganz unbewußt der Gewohnheitszüge, welche den Malern jener Zeit durch die Schule tief eingeprägt wurden, und in der Folge, durch gegenseitiges Zugeständniß, oder nur durch Gebrauch und Sitte, sich unter ihnen zu erhalten pflegten. Züge der Art, wie jene damals übliche, etwas kümmerliche Verkrüppelung der Nasenflügel, der Mundwinkel und anderer die Gesichtsbildung bezeichnenden Theile, finden sich auch bei dem frühesten Lehrer unseres jungen Malers, dem Luca Signorelli von Cortona, dessen eigenthümliche Zeichnungsart der fähige

Knabe, so lange er ihm nahe stand, wohl nicht eigentlich nachgeahmt, allein doch zu begreifen und festzuhalten gesucht. Indeß blieb darin gar Vieles in stillem Widerspruch mit seiner eigenen Art die Dinge zu gewahren, wogegen offen sich aufzulehnen er nicht gewagt hatte, bis nun hier zuerst des Ingegno breit und einfach angedeutete Formen ihm den Muth gaben, die lang verborgenen, geheimen Zweifel sich selbst deutlich einzugestehn.

Mit süßem Ton und bezaubernd schlichter Miene sprach er: In Eurer Arbeit da, werther Meister, ist ein Etwas, das mir schon deßhalb gefallen würde, weil es mir neu ist. Wohl möchtet Ihr bisweilen das rechte Antlitz und Wesen der Sachen, welche Ihr ausdrücken wollt, nicht völlig erreichen. Allein die Bildung Eurer Köpfe scheint mir der natürlichen Gestalt viel näher zu kommen, als das Meiste, was ich bisher gesehen. Eure Umrisse haben eine liebliche Rundung, Eure Formen eine gewisse Fülle. Davon möchte ich Einiges Euch ablauschen. Denn ich bin allerdings ein Maler, wenn mir's geziemt, mich einen Maler zu nennen, während ich doch mein sechzehntes Jahr noch nicht vollendet habe. Allein, so jung ich bin, suche ich doch gern den älteren Männern mich zuzugesellen, in der Hoffnung, daß mein bescheidenes Andringen von ihnen nicht abgewiesen werde.

Nicht sonderlich gefielen dem Meister so zierliche, ringsum bedingte Redeweisen. In seiner freien Bereitwilligkeit, allen Leuten auszuhelfen, pflegte er alljährlich gegen kleine Entgeltung sogar die Wappen der neu erwählten Rathsherrn an die Mauer des Stadthauses zu malen. So hatte denn nach seiner Art und Meinung ein wandernder Malerlehrling, gleich dem, der hinter ihm auf dem Gerüste stand, nur die zwei Fragen zu thun: Habt

Ihr Quartier für die Nacht? Habt Ihr Arbeit für die nächsten Monate? Allein gar bald verscheuchte den leichten Anflug von Unmuth ein zweiter Blick auf den jungen Fremdling, dessen Antlitz nur Sanftmuth und Güte der Seele abspiegelte, dazu in dem warmen Abendlichte so malerisch glänzte und leuchtete, daß für den künstlerisch trägen, doch für die Kunst begeisterten Andrea auch darin etwas Einnehmendes lag. Mit Neigung also reichte er ihm die Hand, lud ihn, daheim bei sich und seinen Brüdern ein Kämmerlein mit reinlichem Bette zu beziehen und an seinem Tische mit guter Hausmannskost vorlieb zu nehmen. Er möge weilen, so lang es ihm gelieben werde, und bei den Arbeiten Hülfe leisten, die vorkommen sollten. Freilich, setzte er hinzu, ist dieser Ort nur arm, das reiche Kloster aber zum heiligen Franz schon überher bemalt. Ich verschmähe daher keine Arbeit, so klein und gering sie sei. Denn wo's an Gelegenheit zu großen Werken fehlt, ist Jegliches erwünscht, woran man sich üben kann, damit die nöthige Entschlossenheit und Fertigkeit nicht verloren gehe.

Während dieser Worte hatte Andrea die Malerschürze abgenommen und jenem gesagt, daß er hinuntersteigen möge. Er folgte ihm, obwohl mit geringerer Behendigkeit; denn er war, wenn auch schlank und hager, doch schon ein Vierziger, oder darüber; worauf er die Leiter in das Vorhaus eines nahe wohnenden Bürgers brachte und den Heimweg einschlug.

Seine Wohnung lag hoch, in der Nähe des Domes, an einem traulichen Dreieck, das thalwärts von niedrigen Häusern, an der Bergseite aber von hohen Gartenmauern umschlossen war. Ueber diesen zeigten Lorbeern, Granaten, einige alte Oelbäume, sogar eine mäßig hohe Cy-

presse, ihre Spitzen. Nichts konnte bescheidener sein als der Eingang in das alte, unscheinbare Haus. Allein, nachdem man hineingetreten war und den engen, düsteren Flur im Rücken hatte, eröffnete sich aus dem halb offenen Bogengange (der zwar an der Bergseite mit der Hausthür auf gleichem Plane lag, doch gegen den Abhang hoch im dritten Stockwerke des Hauses) ein wahrhaft entzückender Ueberblick der Ebene von Foligno. Zur Linken erstreckte sich der lang gedehnte Bergzug bis gegen Spoleto. Beinahe zum Gipfel stiegen die Oelwälder daran hinauf, oberhalb der vielen Ortschaften, welche dem Anschein nach ohne bestimmte Grenze waren und in einander überflossen. Die weite, reich bepflanzte Ebene schimmerte noch im Abendlichte, während nach Westen hin die Thürme des hochbelegenen Montefalcone schon im Dunkel lagen und gegen den leuchtenden Himmel mit Bestimmtheit sich abzeichneten. Nach einer beschwerlichen Tageswanderung über dürre, gestaltlose Berge hatte der herrliche Ausblick für den Ankömmling einen zwiefachen Reiz. Er lehnte sich auf die Brüstung und gab ohne klare Gedanken dem friedlichen Genusse sich hin, während Andrea durch eine Seitenthüre verschwand und den neuen Gast für einige Minuten seinem eigenen Beginnen überließ.

Dazumal war es unter den Malern hergebracht und üblich, die Gastfreundschaft ihrer Zunftgenossen frei in Anspruch zu nehmen, die von den angesessenen Meistern gemeiniglich ohn' Widerstreben zugestanden ward. Doch lag in der Einladung und Aufnahme des Andrea etwas eigenthümlich Herziges, das bei dem jungen Maler sogleich Vertrauen und Neigung erweckte, ihm heimathliche Gefühle einflößte und zu ruhigem Behagen ihn stimmte.

Er ward daher nicht eher wiederum sich deutlicher bewußt, daß er in einem neuen Hause, unter fremden Leuten sich befinde, als nachdem aus der Seitenthüre, die tiefer in das Haus führte, der älteste Bruder des Andrea, ein früh erblindeter Chorherr des nahen Domes, an den Pfosten umhertastend, in den Bogengang eintrat.

Er rief im Hereinkommen: Tretet näher, lieber Fremdling und Gast, ich wünsche Euch kennen zu lernen. Der Jüngling näherte sich langsam und ehrerbietig, worauf der Chorherr ihn bei der Hand ergriff und seine hageren Finger mit der Kennerschaft eines Bildners wiederholt über des Knaben feines Antlitz kreisen ließ. Ey, ey! sagte er darauf sehr verwundert, Du bist noch ein junges Blut. Wie haben nur Deine Eltern schon so früh Dich aus dem Hause entlassen mögen? Sie leben nicht mehr, entgegnete der Jüngling; ich habe keine Beschützer mehr, als die, welche Gott mir sendet. Der Chorherr rückte an seinem Mützchen und sprach: Gebenedeyet sei, wer solchem Schutze vertraut. Und wie heißest Du, mein liebes Kind? Raphael, antwortete der Malerjunge, und mein Vater nannte sich Johannes Santi, und war in Urbino wohl angesehn. Was da nicht Alles zusammentrifft, sprach der Blinde. Der Name und das Antlitz eines Engels und ein heilig Geschlecht! Wahrlich hast Du Dich anzustrengen, damit Du solchen Vorzeichen Ehre machest. Doch nun zu den andern Dingen. Ich muß Dir sagen, daß Du allein daran schuld bist, daß wir noch nicht zu Tische sitzen. Mein Bruder dachte, man solle Dir zum ersten Imbiß etwas mehr als das Gewöhnliche vorsetzen. Er meint, Du müssest hungrig sein, weil Du jung und auf der Wanderung bist. Nun folge mir, denn man hat schon aufgetragen.

Der Blinde ging darauf mit der Zuversicht, welche die lange Gewohnheit des Ortes ihm gab, obwohl nicht ohne Anstoß, voran durch einige Zimmer, die wüst lagen und zur Aufbehaltung eines Mancherlei von nothwendigen Dingen bestimmt waren. Darauf traten sie, denn Raphael folgte ihm auf dem Fuße, in die geräumige Küche, an deren Ende in einer Vertiefung der frei stehende, niedrige, von Bänken rings umgebene Heerd belegen war. An diesem erzeigte sich Meister Andrea sehr geschäftig. Mehr gegen die Mitte, doch nicht zu weit vom Heerde entfernt, stand eine stark gezimmerte, alterthümliche Tafel, am einen Ende mit grobem, doch bunt gerändertem Linnen gedeckt und durch eine schwere Lampe auf hohem Gestelle zur Nothdurft erleuchtet. Eine mächtige Schüssel voll saftiger Trauben und lockender Feigen war seitwärts aufgestellt, daneben der thönerne Weinkrug und zu dem frisch angeschnittenen Waizenbrote ein würzig duftender Salat, die unerläßliche Eingangsspeise. Der Chorherr setzte sich schnell ans obere Ende der Bank, wo für ihn ein Kissen bereit lag, winkte dem Knaben, sich bei ihm niederzulassen, und bat ihn, nur zuzulangen, da Andrea bald fertig sein und sodann schon ihnen nacheilen werde.

Diese gastliche Bewirthung war dem Wanderer gar nicht unwillkommen. Allein weder Hunger, noch Durst vermochten so viel über ihn, daß er hastiger, als ziemlich, zugelangt hätte; denn Zucht und Sitte blieben in jedem Verhältniß ihm treue Gefährten. Halb unwillig sah der Meister, der nun auch sich zu Tische gesetzt hatte, auf den bescheidenen Esser hin, wiederholt die Frage unterdrückend: ob es ihm denn nicht recht schmecke?

Man hatte die Tafel abgeräumt, nur den Wein stehen lassen; der Chorherr saß behaglich angelehnt, das gute

Mahl, den neuen, ihm zusagenden Gast, die nahe Ruhestunde überdenkend. Da langte Raphael in die Tasche, zog ein Buch mit hartem, farbig grundirtem Papier daraus hervor, lösete den stark abgestumpften Silberstift, ein Erbstück, um die festen, ruhigen Züge des Blinden leichthin sich anzumerken. Er hielt das Büchlein unterhalb des Tischrandes und glaubte ungesehen zu zeichnen. Allein sein Nachbar zur Linken, Andrea, schielte über die Achsel und folgte seinem Treiben. Verwundert sah er den Knaben in wenig Zügen eine hinreichende Aehnlichkeit und, was ihm merkwürdiger zu sein schien, den Charakter sorgloser Blindheit, das Nicht-Wahrnehmen äußerer Dinge, das ruhevolle Fortleben in den inneren Gedanken und Empfindungen, so gar anschaulich darstellen, daß er den eigenen Augen nicht zu trauen wagte. Die Schule, in welcher Andrea sich gebildet hatte, ohne doch ihre Weise jemals so ganz sich anzumessen, verstand allerdings die dunkle Sehnsucht schwärmerischer Seelen, oder die stillen Leiden eines bewußt und willig sich hingebenden Erlösers mit wunderbarem Ausdruck darzustellen; hingegen wurden ihre Genossen nur oberflächlich berührt von den mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens, deren Bedeutung und Schönheit ohne Erfolg und Wirkung an ihnen vorüberging. Sie studirten, wie man sagt, die Natur, um über irgend eine der häufigen Verlegenheiten hinauszukommen, welche den Künstler ohne sichere Kenntniß bei jedem Schritte zu hemmen pflegen. Raphael hingegen schon in so früher Jugend, weil die Erscheinungen des Lebens nicht bloß ihn belehrten, nein auch nicht selten auf das lebhafteste ihn anregten. Die Natur, das Leben zeigte ihm bisweilen die Heiterkeit der Unschuld, die ruhige Ergebung innig frommer Gemüther, die Seligkeit eines

ungetrübten Bewußtseins; niemals jedoch jenen, damals den Malern beliebten Ausdruck wesenloser, träumerischer Sehnsucht, dessen gänzliche Abwesenheit die Jugendarbeiten Raphaels auffallend genug von den Gemälden seiner ihm äußerlich ähnelnden Schulgenossen unterscheidet.

Andrea murmelte für sich hin: Wie doch ein gutes Eisen sich bei Zeiten bieget! Der Knabe macht, was ich bisher noch keinen Meister habe machen sehn. Mit so wenig Zügen, so leicht und spielend hat er den geistlichen Herrn auf das Papier gebracht, daß er darauf lebendiger aussieht, als das Leben selbst. Habt Ihr, sprach er lauter, noch mehr solcher Köpfe und Sachen, mein Raphaelchen? Zeigt mir das Buch einmal her. Mit sittigem Zögern reichte es ihm der bescheidene Lehrling. Es fand sich darin vieles nach dem Leben, einiges nach fremden Meistern Gezeichnete; nur Weniges indeß war von der eigenen Art und Erfindung des jungen Künstlers.

Wiederholt durchblätterte Andrea das Büchlein, meist schweigend, bisweilen mit halblauten Ausbrüchen der Verwunderung, und jedes Mal schien er am längsten bei einem Bildniß sich aufzuhalten, dem Raphael durch geringe Nachhülfe das Ansehn einer Madonna zu geben gesucht. Wie nur, rief er zuletzt, indem er die Blätter vor sich hinlegte, das Köpfchen da so schuldlos darein sieht, als eine Jungfrau, und doch so liebevoll und zärtlich, wie die beste Mutter! Das wird es sein, was der Prior aus dem Kloster immerfort begehrt, und ich ihm nie zu Dank mache, so viel ich mich bemühe und anstrenge. Da sagt er, daß ich die Natur solle gehn lassen und nur den Gedanken festhalten. Und während der Junge da sich der Natur anschmiegt, mehr, als wir andern Alle, drückt er

den subtilen Gedanken verständlicher und lieblicher aus, als wir mit unserem Sinnen und Trachten. —

Seit jenem ersten Zusammentreffen vergingen einige Wochen den beiden Malern unter genüglichem Ergötzen und freiem Austausch ihrer Gedanken und Erfahrungen. Morgens indeß und Nachmittags bis zum späten Abend arbeitete Raphael unverdrossen an Jeglichem, was vorkam. Nicht gab es etwan ihm Anstoß, wenn die Handwerker aller Art ihre Aushängeschilder ihm zubrachten, bald, damit er sie ganz neu bemale, bald auch nur zum Ausbessern. Im Gegentheil ergötzte es ihn, seine Erfindungsgabe an solchen Stücken zu versuchen und zu üben. Jedem Gewerke malte er seinen Schutzheiligen, dem Hufschmidt die Legende des heiligen Alo, und Anderen wiederum andere. Bisweilen auch erfüllte er den gegebenen Raum mit schönen Verschlingungen, oder umgab ihn mit zierlichen Rändern. Der Meister Andrea soll, nach Raphaels Abzug, die meisten dieser Schilder und Wappen, weil er daran so großes Gefallen nahm, nicht ohne Zubuße von deren Inhabern wieder eingehandelt haben.

Indeß wurden dem Andrea nicht so gar selten auch ernstlichere Aufträge ertheilt, bei denen Raphael, der bisher nur in Leimfarben gemalt hatte, Gelegenheit fand, die neue, ihm noch ganz fremde Manier in Oel, und die andere auf nassem Bewurfe sich anzueignen. In beiden war sein Meister gewandt und wohlerfahren. Um nun demselben darzulegen, wie gut er bereits die Malerei auf nasser Mauer von ihm begriffen habe, bereitete Raphael im Stillen eine Arbeit vor, durch welche er den Andrea ergötzlich zu überraschen hoffte.

Seit dessen frühester Jugend war jene Bogenhalle, die dem Hause zum Eingang diente, der Tummelplatz seines

allzeit rüstigen Pinsels gewesen. Er hatte dort ohne Plan und Ordnung, bald nur ein Bruchstück, bald auch ein abgeschlossenes Ganze auf die Mauer gemalt; wie denn noch immer Aehnliches in einigen alten Künstlerwohnungen Italiens gezeigt wird. So lieb nun auch dem jungen Raphael, seit jenem Abend seiner Einführung in das Haus des Meisters, eben diese Stelle geblieben war, so blickte er doch, so oft er sie betrat, mit einem Gefühle der Störung und Beunruhigung auf das Gewirre von hin und wieder in den rohen, sehr bestaubten Anwurf verstreueten Malerversuchen. Auf einem Papier hatte er daher insgeheim sich einen Entwurf gemacht, wie diese Stücke wohl zu einer wohlgeordneten Mauerverzierung sich dürfen vereinigen lassen. Als nun eines Tages der Meister Andrea in Geschäften der Stadt über Land reisete und viele Wochen lang ausbleiben sollte, beschloß er, seinen Entwurf, der ihm gelungen schien, durch schnellen Fleiß vor dessen Rückkunft in Ausführung zu bringen.

An der Mauerfläche, welche der Thüre zum Inneren des Hauses grade gegenüber lag, füllte er unter dem Bogen den weiten und meist leeren Raum, indem er in angemessener Größe das Wappenschild des Meisters malte, das von zwei gar lieblichen Genien gehalten ward. Zu beiden Seiten belebte er den Mauergrund, dem er einen gelinden und weichen Ton gegeben, durch wohlgebildete inschriftliche Buchstaben, worin das Jahr der Bemalung, der Name des Malers, aber auch der des Wappeninhabers, Alles in lateinischen Worten ausgedrückt war. Diese hatte der ungelehrte Knabe ohne Meldung des Zweckes vom Chorherrn gelegentlich erfragt. In demselben Felde aber befand sich ein kleines, schon damals alterthümlich lassendes Madonnenbildchen, ein frühester Jugendversuch

des Andrea, welches auf keine Weise in die angegebene Ordnung sich wollte fügen lassen. Dem nun gab Raphael, der häufig die schönen bildnerischen Zierden am Schlosse des Herzogs von Urbino mit Bewunderung betrachtet, und wiederholt, und sehr fleißig sie nachgezeichnet hatte, eine gar artige Einfassung mit ihren Schatten, Lichtern und Schlagschatten, daß es von der Mauer sich abzuheben und darauf angebracht zu sein schien, gleich den Madonnenbildern, die man dazumal in allen Häusern aufzuhängen pflegte. Den Abschnitt aber, der unterhalb jenes Halbrundes bis zum Boden hinabreichte, ordnete er auf Weise einer hölzernen Wandbekleidung mit ihren Karniesen, Gesimschen und Pfeilern. Nach damaliger Sitte pflegte man eine gewisse Anzahl regelmäßig vertheilter Oeffnungen, oder Luken, anzubringen, aus welchen sodann entweder Gemälde auf der Mauer, oder auch einige artige Stücke in Oel oder in Leimfarben hervorsahen. In Nachahmung dieser Weise brachte Raphael in seiner freilich nur gemalten Holzverkleidung gewisse gleichförmige Oeffnungen an die Stellen, wo des Andrea Versuche und Malereien auf der Mauer standen. Allein da sie nicht überall den Raum dieser Oeffnungen ausfüllten, so fügte er, bald nach oben, bald nach unten, bald wiederum zu den Seiten, irgend etwas daran, hier ein Unterbildchen, dort ein artig Geflechte, ein Gesimschen, oder Anderes. Er hatte sich beeilt, auch, bei dem minder Wesentlichen, oft mit der flüchtigsten Andeutung begnügt, so daß, als Ingegno zu Hause erwartet wurde, vom Ganzen schon so viel beendigt war, als hinreichte, zu zeigen, wie's werden sollte.

Im Heimkehren war Meister Andrea bei seinem Gütchen in der Ebene abgesessen, hatte die Maulthiere in

den Ort hinaufgesendet, um den kurzen, noch übrigen Weg zu Fuße abzumachen. Er fand den Bauern im Begriffe hinauf zu gehen in die Stadt mit Eiern und anderem Hausbedarf. Da schien es ihm unnöthig, um kleines Bedürfniß den rüstigen Mann die Tagesarbeit unterbrechen zu lassen, weßhalb er von ihm ein Schurzfell entlehnte, hineinthat, was Jener an Gemüsen und anderem Gute hatte hinauftragen wollen, und damit sich auf den Weg machte. So beladen langte er in der Bogenhalle an, ging anfänglich, ohne sich umzusehn, der Hausthüre zu. Allein da Raphael, der noch beim Malen war und sich still verhielt, um noch um eine Spanne weiter zu kommen, hier unversehens an ein Brett seines leicht aufgezimmerten Gestelles mit dem Fuße stieß und das grobe Stück Holz mit Geprassel zu Boden fiel, erschrak der Meister, wendete schnell sich um, und ließ vor Verwunderung über des Knaben schnelle Arbeit den Zipfel der Schürze fahren. Auch fiel es ihm nicht weiter auf, daß auf dem Boden die Eier zerbrochen lagen und die Aepfel umherkollerten. Denn er hatte nur für Raphaels Arbeit noch Augen. Wie das Zufällige er habe zum Ganzen einigen, das Verworrene ordnen, Alles dabei so schnell vollbringen können, erschien ihm wie Zauber. Was dann im Einzelnen Zierliches dabei ans Licht gekommen war, blieb damals, wie bis in sein spätestes Alter, für ihn eine Quelle der unerschöpflichsten Lust.

Mit kluger Schonung bemühete sich Ingegno, obwohl nicht selten vergebens, die Bewunderung, ja die Ehrfurcht zu verbergen, mit welcher Raphaels gesammtes Wesen ihn erfüllte. Hingegen raunte er in Assisi, wie nicht minder in den benachbarten Städten Foligno und Perugia, bald diesem, bald jenem Anderen ins Ohr, daß er einen Lehr-

ling habe, wie Gold, der, wenn nicht Alles Täuschung sei, bald in der Malerei das Unglaubliche leisten werde. Besonders die Nonnen zu San Antonio in Perugia, bei denen er eine Muhme hatte, wußte er für Raphael einzunehmen und es dahin zu bringen, daß sie, nach manchem Bedenken, wegen übergroßer Jugend, ihm eine Altartafel auftrugen; doch unter der Bedingung, dem Christuskindlein ein Hemde anzuthun, weßhalb denn ein solches mit rothen Fäden zierlich gesticktes nach Assisi dem Maler zugesendet ward. Es hatte bisher einem wächsernen Jesuskindlein zur Bekleidung gedient, dem Gegenstande großer Andacht der guten Frauen, dem jedoch, während der Abwesenheit des geschmückteren, ein gemeineres Hemdchen angezogen ward.

Dieses Bild war das erste von größerem Umfang, das Raphael bis dahin unternommen hatte. Die Madonna auf einem Throne, vier Heilige an dessen Sockel, unter diesen Sanct Peter und Paul, deren antiker Typus schon damals ihm bekannt war. Die Figuren geriethen ein wenig lang und steif; dafür beseelte und beseligte er die Köpfe so herrlich, hielt er die Farben so tief und kräftig, daß zu Perugia von diesem Stücke viel Aufhebens gegemacht und der Künstler aufgefordert ward, herüber zu kommen, um an der Stelle Lob zu erndten und fernere Arbeit zu gewinnen.

Ein anderer Umstand zeitigte den schweren Entschluß, aus dem befreundeten Assisi früher zu scheiden, als anfänglich in seinem Absehn lag. Der Meister Pietro Vannucchi von Castel della Pieve, welchem die Stadt Perugia unlängst ihr Bürgerrecht verliehen hatte, entschied sich eben damals nach einem mehr als zwanzigjährigen Wanderleben in dieser gesund und luftig belegenen, bevölkerten

und wohlgebauten Stadt seinen festen und dauernden Wohnsitz aufzuschlagen. Von weit und breit kamen daher arbeitslustige Gesellen oder Lehrlinge herbei, welche des Perugino (so ward der Meister von nun an genannt) überall gepriesene Kunstweise zu lernen wünschten. An Gelegenheit und Beschäftigung fehlte es nicht, da bis an die äußerste Grenze Italiens keine Stadt war, die nicht ein Gemälde des Pietro Perugino, auch wol verschiedene zu besitzen trachtete. Denn voralters setzten die Städte, in löblichem Wetteifer, ihre größte Ehre in den Besitz vortrefflicher Kunstwerke, durch welche sie Kirchen, Stadthäuser und öffentliche Gebäude jeglicher Art erfreulich zu beleben suchten.

Unter so begünstigenden Umständen war ein anstelliger Gehülfe dem unternehmenden Meister stets willkommen, also auch Raphael, der bereits sich bewährt hatte. Doch wußte der Perugino besser, als damals Andrea, zu verbergen, daß er Werth lege auf den Eintritt des hoffnungsvollen Jünglings in seine Werkstätte. Ueberhaupt liebte er es, durch sein äußeres Bezeigen auszudrücken, daß in Rom Sixtus der Vierte und andere Päbste, in Florenz die Mediceer ihn geehrt und beschäftigt hatten. Zu Rom gehörten seine Arbeiten in der sixtinischen Capelle, zu Florenz die in der Klosterkirche San Gallo, oder im Capitelsaale der Cisterzienser und anderes mehr zu den gepriesensten Malereien Italiens. Wohlverdienter Ruhm, ansehnlicher Wohlstand, Gewöhnung, mit den Großen dieser Welt auf einem sicheren Fuße zu leben, viel kluge Berechnung des eigenen Vortheils, das Alles gab dem Meister Pietro sehr abgemessene, kalte, bisweilen selbst ablehnende und zurückweisende Manieren. Dafür gewährte es einigen Ersatz, daß in allen Geschäftsver-

handlungen er klar, besonnen, zwar karg, aber doch nicht kleinlich war, und dabei streng an seinem Worte hielt.

Auch in dieses neue Verhältniß fügte sich Raphael mit auffallender Leichtigkeit. Indem er der Abgemessenheit Ruhe, den Ansprüchen eine billige Anerkennung entgegensetzte, schien er sich selbst nie das Mindeste zu vergeben.

Für den Zwang, den in den ersten Monaten das ungewohnte Gesellenverhältniß ihm auflegte, entschädigte den Jüngling das Zusammenleben und gemeinschaftliche Wirken mit so vielen und mannigfaltig gearteten Lehrlingen und Gesellen, als dazumal die Werkstätte des Perugino vereinigte. Bis jetzt hatte er nur an ältere Männer sich angeschlossen, die mit sich selbst schon einig waren, ihr Ziel schon erreicht hatten. Nunmehr aber eröffnete sich ihm eine neue Welt, oft der Schwankung und Unsicherheit, allein auch der Hoffnung, des Voranstrebens, der Ahnung höherer, noch möglicher Leistung. Denn bereits raunte die Künstlerjugend sich Mancherlei ins Ohr von Umwandlungen, die Lionardo da Vinci und der ungestüme Buonaroti der Malerei durch bisher unerhörte Anstrengungen vorbereiten. Laut durfte man nicht davon reden, weil es dem Meister kein süßer Laut war. Er hatte sein funfzigstes Jahr in ehrenwerthem Streben erreicht, war nun Jahrzehnde lang mit allem Recht als der feinste und edelste aller Maler, auch wohl als der kunstgerechteste anerkannt. Gleich so viel Anderen wünschte auch er nunmehr auf seinen Lorbeern auszuruhen und seines Leibes zu pflegen.

Dem jungen Raphael hatte der Meister schon seit den ersten Wochen nach seinem Eintritt in die Werkstätte (um das Jahr 1500) eine größere Aufmerksamkeit zugewendet,

als den übrigen allen. Die leichte und zugleich feste Hand, die stets gleichmäßig gute Arbeit des Jünglings versprach ihm sicheren Gewinn, weßhalb er beschloß, statt auf Taglohn, vielmehr auf verdungene Arbeit ihn für sich malen zu lassen. Er entfernte ihn daher aus dem Hause und richtete ihm eine eigene Malerstube ein. Auch verzieh, oder übersah er, daß Raphael bisweilen seine längst entworfenen, feststehenden Figuren, bei deren Uebertragung auf das Holz, mit dem Leben verglich und, bald in den Gesichtszügen, bald in den Händen und in der allgemeinen Haltung des Körpers, sie wesentlich verbesserte. In dieser Weise nachhelfend fiel es dem jungen Künstler weniger beschwerlich, nach des Meisters alten Entwürfen zu malen. Doch nicht ohne ein wenig schwerer aufzuathmen, schrieb er zuletzt auf die Bilder, die mehr als zur Hälfte schon die seinigen waren, das lügenhafte: Petrus de Perusia fecit.

Freilich begann schon damals unter dem Ruhme des Meister Pietro, ungeachtet des lebhaftesten Geschäftsdranges um ihn her, der Boden sehr bemerklich zu wanken. Raphael indeß, der überhaupt ganz unbilligen Beurtheilungen sein Ohr verschloß, ließ von dem Gerede nicht sich irre machen. War nun auch unleugbar, als er zuerst ihm näher trat, der alternde Meister bereits zu beschwerlicher Feistigkeit gediehen, in seinen Gefühlen gleichgültiger, in seiner Thätigkeit matter geworden; so bezeugte doch ein unermeßlicher Schatz der schönsten Entwürfe und Studien, den seinen Schülern er gern zur Einsicht und Nachahmung eröffnete, wie hoch er in früheren Jahren unter seinen damaligen, wie unerreicht er noch immer unter seinen jetzigen Zeitgenossen stand. Vornehmlich indeß bewunderte und studirte Raphael des Perugino Wahl und

feinen Geschmack in der Vertheilung und Anordnung der Figuren, die selbst im dichtesten Gedränge nie sich verwirren, noch in der weitesten Verstreuung jemals den Eindruck von Dürftigkeit erregen.

Den geübteren unter seinen Schülern pflegte Pietro, wenn er die Ausführung irgend eines Werkes ihnen übertrug, nur mündliche Anweisungen zu geben, oder auch durch Hindeutung auf seine alten Entwürfe desselben Gegenstandes ihnen gewisse Schranken zu setzen. In seinen Büchern waren unter so viel anderen auch die Studien zu der berühmten Grablegung bei den Nonnen zu Santa Clara in Florenz beinahe vollständig, zu dem Wandgemälde bei den Cisterziensern derselben Stadt größerentheils noch vorhanden; von welchen gegenwärtig nur vereinzelte Blätter übrig sind. An Stücken dieser Art zeigte Raphael seinen Schulgenossen das Tiefe, Edle und künstlerisch Feine ihres Meisters, erwärmte er sie zu neuer Bewunderung seines hohen Werthes. Allein auch den Meister selbst erhielt er bei günstiger Stimmung, indem er ihn fühlen ließ, wie hoch er ihn halte; woher entstand, daß Pietro manchen, allgemach selbst nach Perugia sich verbreitenden Neuerungen ihren Lauf gewährte, sie zwar nicht begünstigte, doch auch nicht hemmte und aufhielt.

Raphael hatte bereits eine längere Zeit im Lohne des Perugino gearbeitet und, ungeachtet der Kargheit seines Brotherrn, durch Fleiß und Sparsamkeit Einiges erübrigt, als er, schon im neunzehnten Jahre stehend, beschloß, sein bisheriges Gesellenverhältniß aufzugeben und fernerhin auf eigene Rechnung zu malen. Bald, nachdem er in dieser Absicht eine umfassendere Bestellung angenommen hatte, drei Altarbilder für verschiedene Kirchen der nahen Stadt Castello, traf Bernardino Pinturicchio zu Perugia

ein, um in der Werkstätte des Pietro einige Gehülfen sich anzuwerben. Pius der Dritte, der neulich erwählte Pabst, wollte eben damals die wichtigsten Lebensereignisse seines Ohmes, Pabst Pius II. Piccolomini, in jener von dem Letzten um funfzig Jahre früher errichteten Halle, neben dem Dome von Siena, auf die Mauer malen lassen, und hatte diese umfassende Arbeit dem Pinturicchio zu schneller Beendigung aufgetragen.

In seinem früheren Alter gehörte Bernardino zu den feinsten und lieblichsten Malern seiner Zeit. Er hatte die Manier und Richtung des Niccolo Alunno befolgt, allein diesen Meister besonders in der Tafel zu San Anas, in den Vorstädten von Perugia, weit übertroffen. Doch in der Folge entsagte er dem minder einträglichen Bestreben nach dem Vortrefflichen und erfand sich eine leichtere Manier, die mehr als die frühere geeignet war, die Begierden und Launen seiner Gönner schnell und wohlfeil zu befriedigen. Hierdurch gab er, obwohl zum Nachtheil des Kunstwerthes in Leistungen, die erste Veranlassung zu der Sitte, Paläste, ja sogar gemeinere Häuser durch Malereien auf der Mauer zu verzieren; was denn wiederum neue Gegenstände begehrte und eine ansehnliche Ausdehnung des Kunstgebietes zur Folge hatte. Denn neben den geistlichen Darstellungen wurden nunmehr auch historische, allegorische, mythologische, ja sogar landschaftliche unternommen.

Eine freiere Aufgabe dieser Art war das schon erwähnte Leben des Aeneas Sylvius, nachmaligen Pabstes Pius II. Er stammte aus einem edlen, aber verarmten Geschlechte, weßhalb man darauf Bedacht genommen, seine geistigen Anlagen sorgfältig auszubilden und ihn zeitig an Thätigkeit zu gewöhnen. Seine Jugendent-

wickelung, seine treuen Dienste, Gesandtschaften und Reiseabenteuer; dann, wie der Kaiser durch einen Dichterkranz ihn geehrt, und später die Kirche durch den Cardinalshut; seine Erhebung auf den päbstlichen Thron und, wie in dieser neuen Stellung er versucht, die Christenheit gegen deren Erbfeind zu einigen, auch Selige heilig gesprochen; das Alles sollte in einer langen Reihe von Bildern gezeigt werden. Zu dieser Folge nun zeichnete Raphael, dessen Erfindungsgabe Pinturicchio schnell erkannt hatte, mit anderen Sachen, den Aufbruch zu einer Gesandtschaftsreise über Land und Meer, wo unter dem Gefolge er sich selbst zu Pferde und über die Schulter zurücksehend abbildete. Doch blieb es bei diesen Entwürfen, von denen zwei sehr zierlich ausgetuschte noch vorhanden sind. Denn Raphael hatte schon vor Ankunft des Pinturicchio sich gegen die Bürger der Stadt Castello verbindlich gemacht, die bestellten drei Altargemälde binnen Jahresfrist vollendet abzuliefern, konnte daher für jetzt nicht mit jenem nach Siena gehn und bei der malerischen Ausführung seiner Entwürfe selbst die Hand anlegen.

Beide beschlossen, da sie doch einmal scheiden mußten, an demselben Tage Perugia zu verlassen, zugleich den übrigen Künstlern zum Abschied ein Fest zu geben, von welchem indeß Bernardino sich vorbehielt, die Anordnung zu beschaffen und die Unkosten allein zu tragen. Unweit der Stadt, im Grunde, da, wo die Wege nach Cortona und Castello sich scheiden, lag eine Schenke, die mehr durch gute Bewirthung, als durch ihre Lage sich auszeichnete. Indeß war die Gegend umher sehr kühl und schattig, ein Rasenfleckchen unter den Ulmen in dieser Frühlingszeit noch anmuthig frisch und grasig. Dort nun hatten einige vom Pinturicchio dahin vorausgesen-

deten Gefährten die nöthigen Bänke und Tische mit künstlerischer Anstelligkeit rasch aufgezimmert aus dem, was eben sich darbot. Auch war die Tafel bereits gedeckt und aufgetragen, als die Gäste herbeikamen, so daß man Zeit gewann, bei Speis' und Trank die wehmüthige Vorempfindung des nahen Scheidens allmälig zu halber Freude heranzusteigern. In solcher Stimmung nahm Meister Bernardino das Wort und sprach: Angesichts so vielen jungen Volkes müßte ich von Stein sein, wenn ich nicht meiner eignen Jugend mich erinnern wollte. So wohlgemuth, sorglos, voll guter Hoffnung, als Ihr allesammt, war in Eurem Alter auch ich. Mein Streben, etwas recht Gutes hervorzubringen, war ernstlich; doch wollte das, was ich machte, mir selbst nicht jederzeit recht gefallen. Stellenweis gelang es; um so geringer nahm das Uebrige sich aus. Erst, als ich ins Geschrei kam und man zu streiten anfing, wer unter uns den Vorzug verdiene, ob Pietro, ob nicht eher ich selbst; da ward ich allmälich von einem beruhigenden Gefühle meines eigenen Werthes beschlichen. War es doch nichts Kleines, einem solchen Meister vergleichbar zu sein, stände er denn auch, wie mirs schien und noch immer scheint, um einige Stufen über mir. In einer Sache freilich darf ich wohl mich ihm gleichstellen, das ist in der Kunst, aus einem guten Rufe Vortheil und Gewinn zu machen. Allein Pietro, der mehr Ehrgeiz hatte, ließ deßhalb seine Kunstbemühung nicht sinken, während ich, den Nachruhm verachtend, mich auf eine bequeme leichtfertige Kunstart verlegte, welche mir nicht allein größere Vortheile, nein sogar mehr Beifall erwarb, als meine früheren und besseren Arbeiten. Konnte ich nun doch viel schneller die Wünsche und Befehle meiner vornehmen Gönner befriedigen, worauf es denselben gemeiniglich besonders

anzukommen pflegt. Denn große Herren finden so leicht nicht die nöthige Zeit, an einem Kunstwerke alle Härchen und Federn aufzulesen, wollen hingegen ihre Launen schnell erfüllt sehen, ehe das Gelüste ihnen vergangen ist, oder sie ganz vergessen haben, wovon die Rede gewesen. In dieser meiner leichten Weise habe ich mir bereits so viel verdient, daß ich die Hände nunmehr in den Schooß legen könnte und eigentlich nur fortmale, um mir die Langeweile zu vertreiben. Niemand jedoch unter Euch jungem Volke möge sich's einbilden, daß auf besagte Weise noch immer Glück und Ehre zu gewinnen sei. Denn über kurz oder lang wird es mit solchem lockeren Kunstbetriebe ganz aus sein, weil die Leute schon anfangen, die Ohren zu spitzen und Brillen aufzusetzen, weil Ihr einer Zeit entgegengeht, in welcher das Alltägliche nicht mehr gefallen wird.

Raphael, der bisher ihm aufmerksam zugehört, unterbrach ihn jetzt, indem er sagte: Der Gegenstand, den Ihr da berührt, werther Meister, kam bereits mehr als ein Mal unter uns Anderen zur Sprache. Recht deutlich ist er indeß weder mir selbst, noch den übrigen Allen. Es flimmert uns nur so vor den Augen, bewegt, oder beklemmt uns das Herz, nach Art eines Jeden. Ihr aber, der so weit umher gekommen ist, solltet uns darüber so genau und umständlich belehren können, als kein Anderer.

Zweierlei, sprach Bernardino, drohet in unseren Tagen der Malerei einen gewissen Nachdruck, eine neue Kraft zu geben, der unter uns nicht Alle gewachsen sein werden, am wenigsten aber wir Alten, die wir in unseren Sünden schon ganz verstockt sind. Das Erste, daß nunmehr die Werke der alten Bildhauer auch bei denen in Achtung kommen, welche von der Kunst doch eigentlich nichts ver-

stehen. Vormals sprachen nur die Bildhauer und Baumeister von demjenigen, was man antik nennt. Die Maler aber, von denen man nur Heilige begehrte, gaben auf die alten, zerbrochenen Marmorstücke nicht gar viel Acht. Heut zu Tag aber, wenn man einen Saal, einen Gang oder Anderes der Art mir zum bemalen anträgt, fragt man sogleich, ob ich nicht etwan eine Fabel darin malen wolle, oder Faunen und Nymphen und solches mehr. Der Heiligen, sagt man, sehe ein Jeder zu Genüge in den Kirchen und Klöstern. Einiges der Art habe ich in meinen Büchern mir angemerkt und bringe es gern in den Seitenstücken und Füllungen an, nach welchen die großen Herrn, sogar die Prälaten, gern zu schielen pflegen, während ich die Hauptbilder ihnen zeige und deren Inhalt auseinandersetze. Ein großes Werk aus solchen Dingen zu machen, habe ich indeß bisher nicht gewagt, weil ich fühle, daß mir dazu das Beste fehlt. Auch haben die alten Bildwerke diesen Nachtheil, daß sie die Augen derer verwöhnen, die nicht von der Kunst sind. Solche Personen fragen mich nicht selten: Allein, werthester Meister, wie kommt es, daß Ihr neuen Maler den Figuren so dicke Gelenke, so hohle Lenden und schiefes Gebein gebet? Könnten sie nicht auch so frisch und gesund und schön dargestellt werden, als jene Antiken sich bezeigen, die man in allen Theilen der Stadt Rom sieht? — Was soll man darauf antworten? Im Grunde haben die Leute Recht. Kürzlich malte ich für den jüngst verstorbenen Pabst, meinen großen Gönner, was man auch sonst von ihm sagen möge, die neuen Zimmer im Vatican und im Belvedere. Da suchte ich die Vorwitzigen durch schöne Landschaften und vieles Gold zu stillen. Ich brachte darin Gebäude aus geformtem Gypse an, die nach der

Hand dick vergoldet wurden. Welche Pracht! riefen die Herren, wie das glänzt! — Denn jene halberhabenen Gesimschen und Kränze warfen die Lichtstrahlen nach allen Seiten zurück. Auch ward ich gut bezahlt, wie stets, wenn ich viel Gold anbrachte. Bald indeß kamen auch solche, welche die Achseln zuckten und sagten: Das Alles ist eitel Tand, bloße Augenverblendung ohn' allen Gehalt.

Das größte Unheil indeß wird Euch aus Florenz kommen. Dort hausen zwei Männer, ein junger, ein alter, der Lionardo, der Michelangelo. Diese beiden drohen uns Peruginern und Allen, die noch mit uns halten, früh oder spät einen gänzlichen Untergang durch ihre ungemeine Kenntniß der Muskeln und Knochen des menschlichen Leibes. Ohne genau zu wissen, sagen sie, was unter der Haut liege, könne man keine Figur gehörig zeichnen. Es sei nicht genug, das Leben im Ganzen aufzufassen, man müsse es auch in seinen Theilen kennen. Ich kann dem nicht entgegen sein, bin aber schon zu steif und alt, um meine Kunst noch ein Mal von Grund aus anzufangen. Ihr aber nehmt Euch zusammen und erlernet, was Ihr bei Eurer großen Jugend noch wohl erlernen könnt. Ich habe meine Zeit genützt, und kann gegenwärtig den Sachen ruhig zusehn. Das Werk in Siena aber, das ich jetzt vorhabe, möchte leichtlich das letzte sein, das in solcher Art mir wird aufgetragen werden. Auch Meister Pietro, der noch immer nicht an eine allgemeine Aenderung glauben will, dürfte allmählich seine hohen Ansprüche einschränken sollen. Er ist in guter Lage und sollte, gleich mir, die neue Wendung der Dinge ohne Mißgunst sich ansehn können. In Zukunft wird man doch irgend einmal einlenken und dann uns zugestehen müssen, daß unsere Köpfe viel Ausdruck haben, und daß

heilige Sachen uns besser gelungen sind, als denen, die nach uns kamen. Denn auf dem neuen Wege möchte man wohl dahin gelangen können, daß mancher, der einen schönen Rumpf zu machen gelernt, dazu das paßliche Haupt nicht zu finden wüßte.

Das Erste, sprach hier Raphael, welches der Kenner, wie der Unkundige, von einem Gemälde fordert, oder doch fordern sollte, ist, daß es seinen Gegenstand richtig ausdrücke. Daraus scheint mir zu folgen, daß es den Malern fast unmöglich sei, das Antlitz zu vernachlässigen, in welchem die menschliche Seele sich lebhafter ausspricht, als in der Haltung, Stellung und Bewegung der übrigen Theile der Gestalt.

Du mußt Dir nicht einbilden, mein Raphael, antwortete Pinturicchio, daß die Sachen, weil sie geschehen sollten, nun auch jedesmal geschehen müssen. Im Gegentheil, es liegt uns Malern nur gar zu nahe, mit dem, das uns die größte Mühe gemacht, ein wenig zu prahlen und groß zu thun.

Nun denn, sagte Raphael mit einiger Wärme, wer seine Müh' und Arbeit nicht zurückzudrängen, wer in seinen Bildern sie nicht gänzlich zu verbergen weiß, vielmehr den Leuten statt der Sachen, welche darzustellen er sich vornimmt, vielmehr seine Bemühungen vor Augen stellt, der möge immerhin darauf verfallen können, über das Mühevollere das Wesentliche zu vernachlässigen. Ich indeß werde nie aufhören, die Züge des Gesichtes vor allem Andern im Auge zu behalten. Freilich ist auch die Gestalt in ihren mannichfaltigen Bewegungen und Lagen voll von einem gewissen Reiz und Ausdruck, der in den Werken unserer Maler häufig nicht recht zum Vorschein kommt, weil sie damit nicht umzugehen wissen, da-

her gar leicht in wiederkehrliche und seltsame Wendungen verfallen, welche die Figuren in den Bildern erscheinen machen, als wären sie durch einen Zauberspruch an ihre Stelle gebannt. Als ich bei Meister Pietro eintrat, bewunderte ich die Mannichfaltigkeit in der Stellung seiner Figuren; er schien mir in diesem Stücke fast unübertrefflich zu sein. Allein der lange Umgang mit seinen Studien, Entwürfen und Bildern leitete mich allgemach auf die Frage hin, welche denn, wenn seine Figuren sich fortbewegen, oder eine andere Stellung annehmen sollten, diejenige sein müsse, welche auf die dargestellte werde folgen müssen? Gar selten habe ich diese Frage mir beantworten können und häufig mir gestehen sollen, daß sie, wie festgebannt, dastehn und auseinander fallen dürften, wenn man daran rütteln wollte. Ich habe daher mir vorgesetzt, fernerhin keine Figur zu malen, deren gegenwärtige Stellung nicht aus einer vorangehenden sich erklären ließe. Denn in solchem Falle wird auch die nachfolgende nicht mehr zweifelhaft sein. Um aber dahin zu gelangen, bediene ich mich fleißig der Natur. Meine lieben Mitgesellen dort, der Domenico Alfani und der schwarzhäuptige Spanier Giovanni, haben zu den meisten Figuren in dem Bilde der Vermählung Mariens, das ich in Castello malen soll, auf eine freie und lebendige Weise Modell gestanden. Denn ich habe sie nicht in der gewöhnlichen Art in eine vorbedachte Position hineingezwängt, sondern sie mit einer gewissen Freiwilligkeit hinübergehn lassen in die Handlung, oder ruhige Stellung, an welcher mir jedesmal gelegen war. In diesem Bilde denke ich die schöne Anordnung beizubehalten, die Meister Pietro dem Gegenstande gegeben hat. Allein den einzelnen Figuren hoffe ich mehr Ungezwungenheit und Leben mitzutheilen.

Nur voran, mein Raphael! rief Meister Bernardino. Scheint es doch, als könntest Du von der Bahn der Gradheit, welche Du eingeschlagen, gar nicht mehr ausweichen. Um Dich her werden Alle, oder doch die Meisten in irgend einer Sache es weiter bringen, als Du. Allein was liegt an dem Stückwerke? Man will ein Ebenmaß in allen Dingen; und Du allein wirst aus einem Gusse sein, von Allem das Hinreichende gewinnen, in Allem das Genügende und Zutreffende vollbringen. —

Längst schon waren die Saum- und Reitpferde mit dem Gepäcke der beiden Reisenden angelangt und zerstampften ganz in der Nähe, von den Fliegen gequält, voll Ungeduld den fetten Rasengrund. Der Aufbruch konnte nicht länger verzögert werden. Als nun Raphael, der bereits aufgesessen war, nach den zurückbleibenden Gefährten noch ein Mal sich umsah, blieb keiner so ganz ohne Rührung. Bernardino Pinturicchio ritt still und schweigend mit seinen neuen Gesellen fort gen Cortona. Nur die gewöhnlichsten Handarbeiter hatten ihm sich angeschlossen. Wäre Raphael nicht verhindert gewesen, mit ihm zu ziehen, würden die besten der peruginischen Werkstätte ihm nach Siena gefolgt sein. Diese redeten auf dem Rückwege nach Perugia nur von Raphael. Es war ihnen nicht anders, als hätte sie ein Schutzengel verlassen. Als in nicht langer Zeit die Schule des Perugino unaufhaltsam in geistlose Handwerksmäßigkeit versank, da ward es Allen deutlich, daß der einzige Raphael, so lange er in Perugia verweilte, sie bei Schwung und Leben erhalten hatte, ihre Seele gewesen war.

---

# Der Stumme.

Novelle

von

Franz Freiherrn Gaudy.

Eine der ältesten Weinstuben Berlins befindet sich in einem weitläuftigen, verräucherten Eckhause der Königsstraße. Die innere Einrichtung stammt noch aus den guten, alten Zeiten, wo das Wesen mehr galt als der Schein, wo man sich noch nicht schämte in der Abendstunde nach vollbrachter Tagesarbeit schlecht und recht zu Weine zu gehn, und sich's mit ächten alten Freunden bei ächtem alten Gewächs wohl sein zu lassen. Wir sind freilich längst darüber hinaus, kennen ächte Weinhäuser kaum noch dem Namen nach, betrachten die eleganten Restaurants, welche sich an ihrer Stelle aufthaten, nur als Absteigezimmer, um das lästige Viertelstündchen bis zum gegebnen Rendezvous unter Dach und Fach zu verbringen, studiren hinter einem Achtelglase aufgelösten Bleizuckers die französische Zeitung oder die ellenlange Speisekarte, stochern vornehm und isolirt hinter dem spannbreiten Mahagonitischchen die Zähne und gähnen unsre blasirte Physiognomie in den wandhohen Trumeaux an. Wer aber nach einer Weinstube nach altem Schnitt verlangt, nach einem Wirth von rechtem Schrot und Korn, und nach einem Glase Wein, so alt und ächt als der Besitzer selber, wer sich gern einmal in die Zeit, wo der Großvater die Großmama nahm, zurückträumen möchte, dem empfehle ich mit gutem Gewissen das eben genannte Haus. Das schwarze Schild über der Hausthür

mag wohl vordem den Namen der Handlung verkündet haben; jetzt freilich sind die goldnen Lettern allzu verbräunt und verstaubt, als daß sie sich leichter als ein Herkulanisches Manuscript entziffern ließen. Doch an der Straßenecke schaukelt ja noch das Wahrzeichen des einstmals grün gewesenen, blechernen Weinkranzes im Winde — daran mag der Fremde sich halten.

Die Thürschwelle ist der Schlagbaum, welcher die Jetztwelt von der Vorzeit scheidet; sechzig Jahre liegen zwischen dem Zimmer und der Straße — ein Schritt trägt Dich um zwei Menschenalter zurück. An der Decke des hohen, räumigen Zimmers krümmen und winden sich wunderliche Schnörkel, verflechten sich fabelhafte Blumen von Stuck zu Guirlanden. Auf der Wachstuchtapete, welche die Wände auf halber Höhe bekleidet, präsentiren Chinesen höflichst den Thee in kleinen Schälchen und schmauchen aus langen Pfeifen dazu. Unter den Stammgästen sind sie die Einzigen, welchen diese Freiheit gestattet wird. Der alte Fritz guckt aus schwarzem Rahmen von Eichenholz mit scharfen, großen Augen hervor und faßt salutirend an den Dreimaster. Der Pendel der alten Bronze-Uhr schwenkt sich schläfrig tickend von dem Schäfer zur Schäferin, welche beide das Werk tragen. Wie viel verstohlne, bängliche Blicke mögen nicht schon von kreuztragenden Ehemännern auf die blauen Stahlnadeln des Zifferblattes in dem Jahrhundert, wo sie unerbittlich die Stunde der Heimkehr bezeichnen, geworfen worden sein! Ein kleiner Verschlag in der Ecke des Zimmers umfaßt das altväterische Pult, auf welchem die schweren Rechnungsbücher ruhen. Und in der Thür dieses Kämmerchens steht der greise Wirth, wohl zur Ordnung sehend, mit lautlosem Blick die Diener anweisend, den alten, wohlbe-

kannten Kreis seiner Gäste überschauend, wie ein Patriarch unter den Seinigen. Vor einem Jeden lüftet er das schwarze Sammtkäppchen, welches die schneeweißen Locken beschützt; Jeden begrüßt er mit treuherzigem Druck der Hand. Alle kennt er ja, es kennt ein jeder Gast den andern; sind es doch langjährige Freunde, sind sie doch mit einander gealtert. Das abendliche Ausbleiben des Einen erregt das Befremden, die Besorgniß der Uebrigen. Sie mögen sich wohl Alle insgeheim sagen, wie schon so Mancher aus ihrer Mitte das Abendstündchen nicht einhielt und, einmal ausgeblieben, nie wiederkehrte, und dann mustern sie einander mit ernstem Blick, als wollten sie sich fragen, an wen nunmehr die Reihe stände, das liebe heimliche Stammgastplätzchen räumen und mit dem schaurigen Kirchhofplätzchen vertauschen zu müssen.

Als ich die Weinstube zum ersten Male besuchte, konnte ich in den fröstelnden Gesichtern der Anwesenden deutlich genug lesen, daß ein Zugvogel, ein jugendlicher zumal, nicht die willkommenste Erscheinung sei, und daß ich, um mein Noviziat in diesem Konvent antreten zu können, um dreißig Jahre mindestens zu leicht sei. Ich ließ mich nicht irren und bestellte beim Kellner, der noch keiner von den geschniegelten Taugenichtsen mit gebrannten, bauschenden Locken, sondern ein stämmiger, anstelliger Küferbursche mit steifem Schurzleder, Schabmesser und Schlegel im Gurt war, meine Flasche. Als er mir den verlangten Wein brachte und entsiegelte, flüsterte er mir ernsthaft, aber nicht unfreundlich, zu, ich möge es nicht übel deuten, den eingenommenen Platz aber müsse ich räumen; dort sei ein für alle Mal der Sitz des Stummen. — Des Stummen? Wer ist's — Ja, wir nennen ihn wenigstens so, weil wir den Namen nicht wissen, und

er keinen Laut von sich giebt. Seit zwei und zwanzig Jahren besucht er täglich um diese Stunde unser Haus. In zwei Minuten muß er erscheinen, setzte der Kellner noch mit einem Blick auf die Wanduhr hinzu; der Herr liebt es aber nicht, alte Kunden zu disjustiren. — Er hat nicht Unrecht. Wohlan, so weis't mir denn meinen Platz an. — Der Bursche ließ das Auge über die vakanten Sitze fliegen. Hier zur Rechten, wisperte er, ist seit acht Tagen durch den Tod des Bibliothekars einer frei geworden. Wenn's gefällig wäre. — Ich ließ mir den Umzug gefallen, trat die Erbschaft des Seligen an, und wollte mir von dem eben vorbeihuschenden Küfer noch einige Erörterungen über die Anwesenden, die Jahre, welcher es hier zur Erwerbung eines legitimen Throns bedürfe, vor Allem aber über jenen zwei und zwanzigjährigen stummen Besucher erbitten. Ein Blick des Befragten nach der eben aufgehenden Thür belehrte mich, daß der Gegenstand meiner Neugierde eingetreten sei.

Es war ein ältlicher, hagerer, hochgewachsener Mann. Die etwas gekrümmte Haltung des Körpers that seiner Größe Abbruch. Der Kopf war höchst interessant, die Stirn hoch und klug, Nase und Mund besonders fein geschnitten; die dunklen Augen sprachen für Geist und innere Thätigkeit, die eingefallnen Wangen für körperliche oder geistige Leiden, welche ihn mehr noch als die Last der Jahre gebeugt haben mochten. Seine Tracht näherte sich der eines katholischen Abbate, obwohl sie jedes äußeren bestimmten Kennzeichens eines Standes entbehrte; sie war einfach ernst, ohne jedoch eine gewisse wohlthuende Zierlichkeit auszuschließen. Die halben, fast gezwungenen Verbeugungen, mit denen der Stumme die Gesellschaft durchschritt, bezeugten hinlänglich, daß die jahrelange Be-

kanntschaft eine unausgebildete, und nur auf das Auge beschränkt gewesen sei. Unaufgefordert setzte der Küfer eine kleine, strohumflochtene Flasche, Schalmandeln, Rosinen und getrocknete Feigen vor ihm auf den Tisch. Der Stumme zog langsam und bedächtig den Wergstöpsel aus dem dünnen Halse und mit ihm das über dem Weine schwimmende Oel, schüttete die ersten Tropfen des Glases, einer Libation gleich, auf die Erde, und goß dann mit zitternden Händen den purpurdunklen, feurigen Aleatico ein. Er mußte ein Römer sein, — die Art des Weineinschenkens verrieth ihn.

Die übrigen Gäste, ein kurzathmiger Nachtrab des vorigen Jahrhunderts, bestanden, wie ich aus ihren Anreden und Gesprächen entnehmen konnte, aus pensionirten Staabsoffizieren, verknöcherten Beamten, verwitterten Schulleuten und dem Schwamm-Geschlecht der Rentiers. Die Weinstube schien die Rumpelkammer der Hauptstadt zu sein. Die Konversation galt der stattlichen Figur, welche der hochselige König als Kronprinz zu Pferde gemacht, ging auf die Kantate des Herrn Rammler, welche der Herr Kapellmeister Graun komponirt, über, auf Anekdötchen aus den Zeiten der Tabacksregie und des einjährigen Krieges. Ich fühlte unwillkührlich nach dem Nacken — war's mir doch, als sei mir der Zopf schon beim bloßen Zuhören hervorgeschossen, und schwänzte zierlich hinüber und herüber. Eigentlich ansprechend von allen Erscheinungen war nur die des weißlockigen Wirths, bedeutend allein der stumme Römer. In sich gekehrt, fast regungslos, saß er in seinem Winkel, die großen schwarzen Augen starr auf einen Punkt geheftet. Man hätte ihn mit seiner feinen, bleichen Gesichtsfarbe in den Pausen zwischen dem Schlürfen des Glases für eine Wachsfigur halten

mögen. Keins der geführten Gespräche schien sein geistiges Ohr zu berühren — mochten diese sich nun in einem ihm fremden Ideenkreise bewegen, oder die Sprache ihn von den Uebrigen scheiden, oder das Gefühl der Ohnmacht sich mittheilen zu können ihn zu diesem freiwilligen Isolement bewegen. Nach Verlauf einer Stunde hatte er die Neige der Flasche in das Glas getröpfelt, die Zeche auf dem Tisch sorgsam abgezählt, und sich mit denselben halben, scheuen Komplimenten wieder entfernt. Keiner der Anwesenden besprach sein Kommen, Schweigen, Gehn. Für sie hatte die Zeit schon längst das anomale Gepräg der fremdartigen Münze abgeschliffen. Auch sie mochten sich wohl früherhin oft genug in Konjekturen über den stummen Gast erschöpft haben — es waren erfolglose geblieben, und nun waren sie schon seit Jahren gewohnt, das Räthsel als ein abgeschlossenes Ganze zu nehmen, und als solches unbeachtet liegen zu lassen.

Wenige Tage darauf führte ein günstiges Geschick mir unerwartet einen lieben Freund zu, an dessen Seite ich im vergangenen Jahre Italien durchwandert hatte. Das war von beiden Seiten eine gar freudige Ueberraschung, ein gar herzliches Willkommen. Hastige Fragen und Erkundigungen jagten einander, ohne der Antwort Zeit zu lassen, heranzuschleichen. Die freundschaftliche Ungeduld, von dem lang Entbehrten recht viel zu erfahren, ließ aber eben so wenig als der Lärm und das Gedränge der Straße ein Gespräch aufkommen. Beide fühlten wir das Bedürfniß, die Stunde des Wiedersehens in behaglicher Ruhe zu feiern, wenn sie in der Erinnerung nicht eine unerquickliche bleiben solle. Ich gedachte des Aleatico der alten Weinstube, welchen der Stumme sich so romanesk kredenzt hatte, und zog meinen Freund aus dem Ge-

dränge der wimmelnden Straßen nach dem nicht fernen Quell jenes edlen Opfertrankes. Das erste Glas galt Italien, der in ewiger Jugendschöne blühenden Göttin!

Die gewohnten Abendgäste hatten sich nach einander eingefunden. Im Geist an den Ufern des Tibers wallend, von den Klöstern des Gianiculo auf das im Abendroth schwimmende Rom hinab schauend, schwärmend unter den Pinien der Villa Borghese, hatte das hyperboräische Philisterium unbemerkt von uns seinen Einzug gefeiert. Zwischen den in der Erinnerung Schwelgenden waren die mit den südlichen Bildern verwebten Klänge der italischen Sprache erst einzeln, verstreuten Schmetterlingen gleich, hin und her geflattert, bald aber voller und freier hervorgeströmt; in kurzer Zeit hatten sie die heimathlichen Laute verdrängt. Ueber uns wölbte sich wieder der ewig blaue Himmel Hesperiens. Fern von der holdseligen Zauberin fühlten wir uns von ihrem Gewebe verstrickt, und erkannten, daß wir nur Freigelassene, keine Freie seien, daß es nur eines Winkes der Gebieterin bedürfe, um uns zurückzulocken, und auf ewig in ihre Ketten zu schmieden. Ich schaute mich um. Mein Blick begegnete dem fest auf mich gehefteten des Stummen. Das sonst regungslose Auge hatte sich belebt und die südliche Gluth schimmerte unter der Asche der Jahre hervor, während die gramgefurchte Stirn vom Purpur der scheidenden Sonne angehaucht schien. Die lange nicht vernommnen weichen Klänge der Muttersprache hatten sein Ohr gefesselt, seine Seele folgte uns nach den Gefilden seiner Heimath, auf die Spielplätze seiner längst verwehten Kinderjahre. Wie der Schweizer beim Ton des Kuhreigens, so wehte auch ihn aus den einschmeichelnden Lauten der italiänischen Sprache, aus den flüchtig entworfnen Bildern des fernen

Vaterlandes der süßschmerzliche Hauch des Heimwehs an. Mich ergriff der Anblick des tief bewegten Greises. Ich ergriff das Glas und rief, mich zu ihm wendend: Roma! Er schien eine Weile zu zaudern, er faßte dann auch das seinige, stieß leise klirrend an, und verließ tief erschüttert das Zimmer.

Die Neugierde meines Freundes und Reisegefährten, eines Novellisten, Dichters und gehörigen Phantasten, war durch die außergewöhnliche Gestalt, durch die geheimnißvolle Begrüßung, das überraschende Entfernen rege gemacht worden; die spärlichen Notizen, welche ich ihm zu geben vermochte, dienten aber nur, um seine Einbildungskraft zu entflammen. Er erklärte den Stummen grade zu für eine Callot-Hoffmann'sche Figur, und glaubte, unter der Abbate-Maske einen, der Inquisition entronnenen Flüchtling, einen Jünger Cagliostros, zum mindesten aber einen heimathlos umherirrenden Carbonari zu wittern. Weit entfernt, die excentrischen Vermuthungen meines Freundes zu theilen, mochte ich in dem Armen nichts mehr als einen italiänischen Sprachmeister oder Buchhalter sehn, der, wie so viele seiner Landsleute, über die Alpen gewandert war, um sein Glück zu suchen, den hier das Unglück traf, die Sprache, vielleicht in Folge eines Schlagflusses, zu verlieren, der jetzt einsam unter der fremden, theilnahmslosen Menge steht, seit langen Jahren vielleicht wieder seine Muttersprache vernähme, und vor dessen Augen seit vieljähriger Trennung zum ersten Mal die mit warmen, lebendigen Farben gemalten Bilder seiner schönen Heimath vorübergeführt würden. Mir wenigstens erschien das Loos des Greises schon unter diesen einfachen Verhältnissen tragisch genug, als daß es erst noch einer Steigerung seiner Unglücksfälle, eines romantischen Zu-

that bedürfe, um dem Verlassenen mein innigstes Mitgefühl zuzuwenden. Der natürliche Wunsch, mich ihm freundlich und hülfreich zu erweisen, stieg in mir auf, und ward wiederum durch die Scheu, die wunde Zärte eines Unglücklichen zu verletzen, niedergekämpft. Ich wußte nur zu wohl, wie schmerzlich solche gut gemeinten Trostversuche dem vom Schicksal Gebeugten sind, wie jenes augenblickliche, unwillkührliche Aufwallen mir noch kein Recht gebe, den jahrelang sorgfältig gehüteten Schleier zu lüften, wie ferner jede plötzliche Annäherung meinerseits dem den Menschen Entfremdeten nur als Zudringlichkeit erscheinen müsse, und ich ihn somit auch aus dem letzten Zufluchtsort verscheuchen, ihn der wenigen, gramstillenden Augenblicke berauben könne. Ich überließ es dem Fremden, ob er die freundlich gebotne Hand ergreifen wolle, und beschloß nur, ihn der Gelegenheit dazu nicht zu berauben, und noch fernerhin die Stunde des gemeinsamen Eintreffens zu halten.

Der Stumme säumte nicht, am folgenden Abend zu erscheinen. Er begrüßte mich mit kaum merklicher Neigung des Kopfes, schien aber nur noch scheuer als sonst, von meiner Seite ein Entgegenkommen mehr zu befürchten als zu hoffen, und es gewissermaßen zu bereuen, daß er sich von seinem Gefühl zu jener Entgegnung habe hinreißen lassen. — Meine häufigen und regelmäßig wiederholten Besuche begannen allmählig mir eine Art von Ehrenbürgerrecht in dem fremden Kreise zu erwerben. Hier und da forderte mich der Blick eines Stammgastes auf, in den seinem bemoosten Histörchen gezollten Beifall mit einzustimmen; später wurde ich sogar mit einer oder der andren Frage beehrt. Die jedesmalige Anrede war „junger Herr,“ und als solcher fing ich an mich zu accli-

matisiren. Ich blieb der junge Herr der Gesellschaft und mußte als solcher die stumme Rolle des englischen Parlaments-Sprechers übernehmen, indem alle Stoßseufzer über die elenden Zeiten, die Verderbniß der Welt, und die gottlosen Neuerungen nur unter meiner Adresse gingen, und von mir nur mit ehrerbietigem, schweigsamen Kopfnicken beantwortet werden durften. Oft schon hatte ich zeither bemerkt, daß der Stumme verstohlene Blicke auf mich hefte; sie wurden länger, bedeutender, fragender. Er schien eine neue Ansprache zu erwarten, aber mit der ihm eigenen Schüchternheit und Befangenheit zu kämpfen, und sich zu scheuen selber die Veranlassung herbei zu führen.

So kam der Weihnachtsabend heran. Der Schnee fiel in großen, schmelzenden Flocken. Das abscheuliche Wetter hatte den einen Theil der Gesellschaft zu Hause gehalten, Einladungen in Familienkreise den andern. Ich war eine Weile allein, als der Stumme eintrat, den Schnee vom Hut schüttelte, und sich fröstelnd in seine Ecke drückte. Mit ungewohnter Hast trank er das erste Glas. Seine Blicke flogen unstät im Zimmer umher — nur der am Ofen gähnende Kellner war außer uns zugegen. Das ganze Wesen des Greises zeugte von dem Kampf, den er zu bestehen habe. Endlich aber riß er, wie von einem plötzlichen Entschluß ergriffen, ein Blättchen aus dem Taschenbuch, warf einige Worte aufs Papier und schob mir dieses über den Tisch zu.

Ihr seid in meinem Vaterlande gewesen, lauteten die italiänischen Zeilen, Ihr wißt so schön, so warm von meiner Heimath zu sprechen. Wollt Ihr dem fremden Greise einige helle Augenblicke bereiten, so redet ihm von Italien, von Rom. Erzählt — aber thut keine Frage, ich

bitte Euch. Auch die schriftlichen müßte ich Euch schuldig bleiben. Denkt, Ihr sprächet zu einem Marmorbilde, einem Leichenstein.

Ich blickte auf. Der Ausdruck des schönen Greisenkopfs war unaussprechlich rührend. Wie um ein Almosen flehte er um die Töne seines Vaterlandes, um die welken Blüthen, die diesem der Nordländer in der Erinnerung entführt hatte. Tief bewegt drückte ich die dargebotne, welke Hand. Ich begann von meiner Reise, von dem ewigen Rom, von dem Rom seiner Kindheit zu sprechen; ich vermied es, des neuern, des allmählich vom Anhauch des Zeitgeistes verblässenden zu gedenken — ich hätte ihm nur weh gethan, das ihm eingeprägte, theure Bild nur getrübt.

So begann sich ein ganz wunderbares Verhältniß zwischen uns zu gestalten. Niemals unsre beiderseitigen Persönlichkeiten berührend blieben wir uns völlig fremd, und wußten nach Verlauf eines halben Jahres so wenig von einander als am ersten Tage. Aber grade dadurch, daß wir uns, ohne von konventionellen Rücksichten beengt zu sein, rein menschlich gaben und nahmen, gewann unsre Verbindung an Reinheit und Zärte. Ich mochte in ihm nur den verarmten Greis sehen, und gefiel mich, mit kindlicher Pietät den Abend seines Lebens zu verschönen, während er die Beweise von Zuneigung meinerseits mehr als ein ihm gebrachtes Opfer betrachtete, und sich um so mehr verpflichtet glaubte, je weniger er von dem fremden, um so viel jüngeren Manne ein solches voraussetzen durfte, je spärlicher die Zeichen der Theilnahme ihm von der Außenwelt geworden waren, je mehr er die Unmöglichkeit fühlte, sich der geglaubten Verbindlichkeit gegen mich entledigen zu können. Die übrigen Gäste betrachte-

ten meinen Umgang mit dem Stummen mit desto ungünstigeren Augen, theils, weil ihnen an mir ein ehrfurchtsvoller Zuhörer abspenstig gemacht worden war, theils, weil es mir in so kurzer Zeit gelungen, die Aufmerksamkeit des für unzugänglich Erachteten auf mich zu ziehn, und sie durch mich der Lösung des veralteten Räthsels um keine Haarbreite näher rücken konnten. Die Zumuthung, zur Enthüllung jenes fatalen Incognito mitwirken zu wollen, hatte ich entschieden abgelehnt. Außer in den bestimmten Abendstunden kam ich in keine Beziehung mit dem Römer; ich war ihm weder auf der Straße, noch an andern öffentlichen Orten jemals begegnet. Nur einmal hatte ich ihn außerhalb seines gewohnten Sitzes gesehn. Es war dies in dem engen, finstern, von hohen Gebäuden umstellten Hofe der Weinhandlung, an dessen Wänden sich die langen Reihen leerer und voller Tonnen hinzogen. Er stand bei einer der ersteren, pochte in gemessenen Pausen mit dem Knopf seines Rohrstocks an den Boden des Fasses, und schien, tief in Gedanken verloren, dem hohlen Klang und dessen Aussummen zu lauschen. Als er mich gewahr wurde, richtete er sich verlegen auf und fuhr schnell mit der Hand über die Augen. Ich machte mir lebhafte Vorwürfe, ihn belauscht zu haben, und auch er schien von diesem Zusammentreffen peinlich berührt; er blieb auch den Abend über befangen und still.

Wenn Göthe einmal so schön als wahr sagt, daß, wer Neapel und dessen Umgebungen einmal gesehn, nie ganz unglücklich werden könne, so möchte ich diesen Ausspruch nicht nur auf ganz Italien ausdehnen, sondern ihn sogar umkehren und behaupten, daß, wer Hesperien einmal gesehn, nie wieder ganz glücklich werden könne, bis er da-

hin zurückgekehrt sei. Die Sehnsucht nach dieser meiner zweiten, geistigen Heimath, genährt und gesteigert noch durch den täglichen Umgang mit dem Römer, zehrte an meinem Leben. Die Unbehaglichkeit des nordischen Winters, das Drückende unsrer konventionellen Fesseln schien mir unleidlicher als jemals. Italien und die dort genossene Freiheit als Folie jedem der heimathlichen Verhältnisse unterlegend, konnte ich diese nur in ungünstigem Lichte betrachten. Der Gesichtspunkt war, ich räume es ein, ein schiefer, mein Zustand ein krankhafter, aber eben deshalb machte er mich um so intoleranter, ließ mir das Verlorne um so reizender erscheinen, und mich in der Ueberschreitung der Alpen den einzigen Weg zum Seelenfrieden sehn. Immer mehr gewöhnte ich mich daran, mich in der Heimath fremd zu fühlen, mein dortiges Leben nur als eine lästige Uebergangsperiode zu betrachten. Und so vermied ich es denn, neue Verbindungen zu knüpfen, ja sogar die früheren wieder aufzusuchen, in der Ueberzeugung, daß ihnen ja doch eine baldige Lösung bevorstehe, daß ich ein Zugvogel sei, der ungeduldig des Augenblicks harre, dem wärmeren Klima wieder zueilen zu dürfen. Endlich erschien dieser heiß ersehnte Moment. Nur eine Trennung ward mir schwer — die von dem Stummen. Je näher ich mich der Verwirklichung meiner Hoffnungen befand, um so wehmüthiger gedachte ich des Zurückbleibenden. Ward er doch dem Erblindeten gleich, welchem der Leiter durch die ewige, trostlose Nacht untreu wird.

Zu den peinlichsten Zuständen im Leben gehören die Stunden vor der Abreise. Während der Geist schon meilenfern vorauseilt, häkeln und klammern sich alle, das Dasein schon ohnehin verkümmernden Elendigkeiten an den

materiellen Halbschied. Die gesammte Welt, der man den Rücken zuzuwenden im Begriff ist, hängt sich noch ein Mal mit ihrem ganzen Gewicht an den Flüchtling, um dem der Puppe entschlüpfenden Schmetterling den Ausflug so sauer als möglich zu machen. Verdrießlichkeiten und Verwirrungen wachsen wie die Drachenzähne des Cadmus aus dem Boden, und immer dichter, je näher der Augenblick der Abfahrt heranrückt. In den letzten drängt sich noch das unvermeidliche Geschlecht der sogenannten guten Freunde hinzu, um dem Scheidenden sein Glück brockenweis vorzuzählen, und ihn durch ein Spalier von Komplimentirenden und Küssenden Spießruthen laufen zu lassen. Spät erst gelang es mir, mich von den Ueberlästigen loszureißen und zu meinem Römer zu eilen. Mit ängstlicher Spannung wartete er auf mich. Ein melancholisches Lächeln überflog bei meiner Erscheinung das bleiche Gesicht. Wir reichten uns die Hände. Die seinige zitterte vor innerlicher Bewegung. Heute verstummte auch ich. Mein nach der Uhr gerichtetes Auge verkündete ihm, daß wir scheiden müßten. Er erhob sich, reichte mir einen versiegelten Brief mit der Aufschrift: felicissimo viaggio! und entfernte sich langsam. Nach einer Viertelstunde rollte ich zum Thore hinaus.

Der Inhalt des Schreibens war folgender:

Mein junger Freund, ich nehme Abschied von Euch auf lange, lange Zeit. Ich sage Euch meinen Dank, den inniggefühltesten für alle Liebe, die Ihr mir erwiesen habt. Der Segen des Greises geleite Euch auf Euren Wegen. Ihr werdet mir sehr fehlen, ich weiß es. Laßt Euch dies Geständniß nicht betrüben. Eure treue Anhänglichkeit war eine unverhoffte Gunst des Schicksals, ein letzter Sonnenblick, und ich sage dem Himmel

auch für diesen meinen gerührten Dank. Unsre Wege kreuzen sich hier und trennen sich weiter und weiter. Ihr steigt hoffnungsfreudig hinan, ich lebensmüde hinab. Ihr eilt mit jedem Schritt meinem schönen Vaterlande näher — ich dem Grabe. Wir werden uns nicht wiedersehn, diesseits nicht; der innere Genius sagt es mir laut. Und diese Ueberzeugung ist es, welche mich ermuthigt, zum ersten Mal den Schleier von meinem vergangenen Leben zu ziehn, und in Eurer Brust das ein Menschenalter hindurch bewahrte Geheimniß niederzulegen. Ich kann Euch meine Dankbarkeit nicht anders beweisen, als dadurch, daß ich Euch vertraue, was ich gegen Jedermann, gegen mich selber verschweigen möchte.

Ich bin auf einer Vigna des Grafen Badalupo dicht bei Rom geboren. Sie liegt auf dem Wege, welcher am Casino Pabstes Julius vorüber und durch die Port'oscura nach der Heilquelle von Aqua acetosa führt. Mein Vater war Zeitpächter des Weinbergs; die Mutter starb in den ersten Jahren meiner Kindheit — es ist mir kein bestimmtes Bild von ihr zurückgeblieben. Wir bewohnten den Erdgeschoß des weitläuftigen Gartengebäudes. Es mochte im Mittelalter erbaut worden sein, und in den Fehden der Colonna mit den Päbsten als Kastell gedient haben. Die dicken Mauern der viereckigen Thürme, die schießschartenähnlichen Fenster des untern Stockwerks zeugten noch von dessen einstiger kriegerischer Bestimmung. In späteren, friedlichen Jahrhunderten hatte sich die ernste Warte ihres drohenden Aeußern entkleidet, und wohnliche Gemächer, räumige Säle, heitre Loggien waren über und neben den alten Grundvesten emporgewachsen. Im Uebrigen theilte unser Wohnhaus das Schicksal der meisten italiänischen Paläste und Villen. Schöpfung der Laune

eines Großen und von ihm mit Verschwendung errichtet und ausgeschmückt, war es von dem nächsten Erben wieder vernachlässigt worden, von Hand in Hand gegangen, ohne daß einer der späteren Besitzer es der Mühe werth gehalten hätte, den Verheerungen der Zeit Schranken zu setzen. Es stand verödet und zerfiel langsam. Der Conte liebte die Vigna nicht, und zog es vor, die Villeggiatur in Frascati zu verbringen. Nur ein Mal im Jahr, und zwar zur Zeit der Weinlese, verlebte er einen Nachmittag auf dem Weinberge, und dann ging ihm schon in den vorhergehenden Tagen ein mächtiger Schwarm galonirter Diener, welche mit gewaltigem Lärmen das Unterste zu oberst kehrten, voraus. Die monatlang verschlossenen Thüren der oberen Gemächer öffneten sich, Stühle und Kissen wurden ausgeklopft, Spinnweben zerstört, Silbergeräth und andre Anstalten zu einer Conversazione aus der Stadt heraus getragen. Dann durfte auch ich wohl einen verstohlenen Blick in jenes mir sonst verriegelte Eldorado werfen. Die geschliffnen, funkelnden Kronleuchter, die mit Blumen und Amorinen bemalten Spiegel, die verschoßnen Seidentapeten, die lackirten, seltsam ausgezackten Spieltische schienen mir der Gipfel irdischen Glanzes und Herrlichkeit. Am folgenden Tage fuhr eine Reihe schwerfälliger, mit bunten Wappenschildern dekorirter Kutschen bei dem steinernen Weinbergsportal vor. Von jedem Wagentritt sprang ein halbes Dutzend Diener mit diensteifriger Hast herab, um die Herrschaften aus ihrem vergoldeten Glaskasten zu helfen und hinauf zu geleiten. Ich stand furchtsam in die Myrtenhecken gedrückt und sah mit zurückgehaltenem Athem den gepuderten Grafen, einen ernsten, schönen Mann, mit Stahldegen und blitzenden Schuhschnallen, die Frau Gräfin im bauschenden Sei-

dengewand, die rothen Offiziere der päbstlichen Garde, die Ritter vom goldnen Sporn und die höflichen Abbati an mir vorüber ziehn. Zuletzt kam auch die Wärterin, welche die kleine Contessa Benedetta, das einzige Kind unsrer Herrschaft führte. Es mochte etwa drei Jahr jünger sein als ich. Ich erinnere mich noch gar wohl des ersten Males, wo ich das holdselige Fräulein sah: es war als Schäferin gekleidet, sein weißes Kleidchen mit bunten Bändern und Schleifen geschmückt, und die blonden Locken hingen frei unter dem kleinen Strohhütchen über den Nacken herab. Es sah recht aus wie ein Engel, der in der Kirche Maria del Popolo bei dem Jesuskinde Wache hält. War der ganze Zug vorüber, dann schlüpfte ich wieder aus meinem Versteck hervor, erkletterte einen hohen Maulbeerbaum und schaute nach den erleuchteten Gemächern hinüber, wo die Herrschaften an den Spieltischen saßen, und die Bedienten auf Silbertellern Gefrornes präsentirend eifrig hin und her rannten. Dort lauschte ich still, und hoffte immer, die kleine Gräfin in dem vornehmen Schwarm ausfindig machen zu können. Ich weiß aber doch kaum, daß es mir ein Mal geglückt sei, trotz dem ich auf meinem Sitz oft in die tiefe Nacht hinein wachte, bis die Gesellschaft aufbrach und die Wagen mit den flackernden Windlichtern wieder durch die Port'oscura donnerten.

Am folgenden Morgen vergegenwärtigte ich mir den glänzenden Zug recht lebhaft, vor Allem aber das Bild der kleinen, goldlockigen Benedetta, und träumte dann von dem nächsten Jahrestage, wo ich sie wieder sehen werde, wo ich ihr dann einen Blumenstrauß oder eine Apfelsine zuwerfen wolle, und wie sie wohl erst erschrecken, dann aber herzlich auflachen werde. Mit solchen Träumereien

konnte ich ganze Stunden schweigsam und in mich gekehrt verbringen. Der Vater schalt mich oft einen blödsinnigen Dummkopf, der nirgends als ins Kloster passe. Er war ein harter, rauher Mann, von dem mir niemals ein Zeichen der Liebe zu Theil geworden ist; ich habe ihn immer nur fürchten lernen. Tags über schaffte er mit den Knechten im Weinberg, und nur von fern drang dann seine scheltende Stimme zu mir herauf. Abends aber ging er in die Osterie und kehrte erst tief in der Nacht wieder zurück. Die taube, alte Apollonia besorgte unsre kleine Wirthschaft; sie kümmerte sich auch eben nicht viel um mich, wußte, daß ich ein stilles Kind sei und keinen Unfug treibe, und ließ mich meinen Weg gehn. Von Zeit zu Zeit kam der Pater Gregorio aus dem Augustinerkloster von Maria del Popolo, lehrte mich die Litanei, und nahm mich dann und wann nach seinem Kloster mit sich. Unterweges hieß er mich vor dem Gitter des der Madonna del Arc' oscuro gewidmeten Kapellchens niederknieen und ein Ave sprechen. Dann erzählte er mir, welche Wunder die Mutter Gottes zu Gunsten der andächtig an sie Glaubenden gethan, und wie sie sich besonders bei Räuberanfällen hülfreich und gnädig zu erweisen pflege. Durfte ich den Pater auf seine stille, freundliche Zelle begleiten, so schenkte er mir dort einen Apfel oder ein buntes Heiligenbild, um es an die Kammerthür zu kleben, und hieß mich dann schnell wieder nach unsrer Vigna heimkehren, und den Umgang mit den wilden, nichtsnutzigen Buben meiden. So war ich denn neun Jahr alt geworden, ohne von Rom mehr als dessen Schwelle, den Obelisken und die Fontainen auf der Piazza del Popolo gesehn zu haben, ohne einen andern Umgang als den der tauben Magd und des Mönches zu kennen. Ich wurde

immer stiller und träumerischer. Stundenlang mochte ich im Schatten einer Cypresse auf einem alten umgestürzten Marmorkapitäl sitzen und nach den blauen Bergen, jenseit der wüsten Campagna, hinüberschaun, nach der riesigen Peterskuppel, welche Häuser und Gärten weit überragt, oder nach den hohen Palästen, unter denen ich den, in welchem meine kleine, holde Gräfin wohnen mußte, ausfindig zu machen suchte. Dann kniete ich ein Mal wieder neben einer der vor dem Hause aufgethürmten leeren Tonnen hin, pochte mit einem Steinchen an den hohlen Boden, freute mich des bald helleren, bald dumpferen Tones, in dem das Faß mir auf meine Fragen Antwort gab, und wie der Klang leise ausdröhne. Ihr habt den Greis ein Mal im Hofe betroffen, wie er die Harmonika des Kindes berührte, und sich auf den Schwingen jener Töne in die fernen, fernen Tage der Jugend zurücktragen ließ, in den letzten, den einzigen Lichtpunkten seines Lebens schwelgte. Seid nachsichtig, wenn er zu lange bei ihnen verweilte, wenn ihn die Erinnerung an die stillen Freuden seiner Kindheit zur Geschwätzigkeit verleitete — er hat diese seither gebüßt, wahrlich schwer gebüßt.

Es war um die Weihnachtszeit, als rasche, heftige Schläge gegen das Eisengitter des Gartens mich eines Abends aus dem ersten Schlaf weckten. Es währte lange Zeit, ehe ich mich mit der tauben Magd verständigen konnte, ehe diese den trübe glimmenden Docht der Lampe belebt, und sich ermuthigt hatte, ein mißtrauisches: chi è? aus dem Fenster zu schicken. Fragt nicht lange, lautete die mit Verwünschungen untermischte Antwort, und macht endlich auf ins Teufels Namen; wir bringen einen Todten! — Es war mein unglücklicher Vater. Er hatte in

der Osterie Händel gehabt, die Messer waren gezogen worden — von einem tödtlichen Stich getroffen war er augenblicklich, und ohne die heiligen Sterbesakramente empfangen zu haben, verschieden. Neugierige und Nachbarn drängten sich hinzu. Es war ein wildes, wüstes Durcheinanderwirren fremder, nie gesehner Menschen. Ich fiel schreiend über den blutenden Leichnam — ein roher Kerl stieß mich fort und hieß mich mit barschen Worten schweigen. Die vermummte Brüderschaft des Todes fand sich noch in derselben Nacht ein, um die Leiche nach ihrer Kapelle zu tragen. Die alte Magd kramte ihre Habseligkeiten zusammen, und verließ, ohne sich weiter um mich zu kümmern, das Haus. Verschüchtert saß ich in einem Winkel, und schluchzte leise und furchtsam, bis mir die Augen vor Müdigkeit zufielen.

Am folgenden Morgen fand ich mich im Hause allein. Die Erinnerung an das blutige Ereigniß, das bängliche Gefühl der Verlassenheit und der Hunger stürmten vereint auf mich ein. Ich brach in Thränen aus und rief wimmernd um Hülfe — keine Antwort ward mir als die des Echos. Dieser qualvolle Zustand währte bis gegen Mittag. Um diese Zeit hielt ein mit Mann, Frau, Kindern und Hausgeräth schwer bepackter Wagen vor dem Garten. Die Fremden drangen lärmend in das Haus, räumten unsre Habseligkeiten aus, warfen sie in einen wüsten Haufen vor die Thür, und zogen mit den ihrigen ein. Es war der neue Weinbergspächter mit seiner Familie. Eine Gerichtsperson schrieb die Tische und Stühle meines todten Vaters sorgfältig auf einen großen Bogen — um das trauernde Kind grämte sich aber Keiner. Endlich kam gegen Abend ein alter Diener des Conte. Es war der Hausverwalter, den ich schon öfters bei den Besuchen

der Herrschaft gesehn hatte. Er wechselte ein paar Worte mit den Ankömmlingen, musterte ihre Einrichtung und hieß mich ihm folgen. Es war dies der heilige Weihnachtsabend. Stumm und zagend schlich ich hinter ihm drein durch das Gewühl der nie betretenen Straßen. Alle hundert Schritt einmal wurde mein Führer von Bekannten angeredet; Jedem erzählte er laut und schonungslos meine Geschichte, und lenkte die Augen der Gaffer auf mich. Die Frauen riefen mir ein mitleidiges Poverello! nach, ein Schwarm von Straßenjungen schloß sich dem Zuge an — ich hätte vor Gram und Scham vergehn mögen. Endlich hielten wir vor einem weitläuftigen Palast in der Via de' Baullari, und stiegen die breiten, mit Marmorbildern geschmückten Treppen hinan. Der Verwalter zog mich durch eine Reihe hoher, hell erleuchteter Säle, deren Glanz und Pracht mich blendete. In einem der letzten Zimmer fand ich die Familie des Grafen Badalupo gereiht um ein herrliches Weihnachtskrippchen, welches für die kleine Benedetta errichtet worden war. Der Graf trat auf mich zu, strich mir wohlwollend die Locken aus der Stirn, und gab mir das Versprechen, wie er fortan für mich sorgen wolle, und ich einen gnädigen Beschützer an ihm haben werde, so lange ich gut und fromm bliebe. Das gelobte ich ihm auch mit kaum verhaltnen Thränen von ganzem Herzen. Hierauf kam die junge Gräfin gesprungen, und zog mich nach dem schönen, von Lampen und Wachskerzen strahlenden Presepio, zeigte mir das Jesuskind in der Wiege, und die zur Seite betende Madonna, den heiligen Joseph und all die niedlichen bemalten Püppchen von Schäfern und Schäferinnen, welche zur Adoration des Bambino herbeigekommen waren. Der Stern des Morgenlandes glitzerte und funkelte in den Wol-

ken; Schafe und Stiere standen um ein Brünnchen gereiht; der Hund schien lustig an dem Herrn empor zu springen. Ein so herrliches Schauspiel hatte ich noch nie erblickt. Hierauf traten die Hirten aus den Abruzzen mit Dudelsack und Schalmei ins Zimmer, bliesen das Jesuskind an, und zogen dann reich beschenkt nach dem nächsten Hause. Benedetta klatschte ein Mal über das andere in die Händchen und hieß mich auch lustig sein. Wir hoben die kleinen Puppen herab, stellten sie hin und wieder und ließen sie zierliche Reden unter einander halten. Ueber das Spiel vergaß ich allmählig Kummer und Gram.

Den Morgen darauf führte mich der alte Hausverwalter im Auftrag des Grafen nach dem bei Santa Maria in Aquiro gelegnen Collegio Salviati, jener vom heiligen Ignatius von Loyola für vater- und mutterlose Waisen gestifteten Anstalt, und übergab mich dem Pater Rektor. Ich wurde in die Zahl der Zöglinge eingetragen, und mit dem weißen Gewand, dem gleichfarbigen Gürtel und Hut bekleidet. Die neue Welt, welche sich mir aufthat, war eine freudlose. Unter den Hunderten der jüngeren und älteren Genossen war ich der schüchternste, ungelenkste, unwissendste. Ich fühlte mich so unglücklich, als sich ein neunjähriges Kind zu fühlen vermag — die klare Erkenntniß des Unglücks, das Festhalten desselben ist eins der traurigen Vorrechte des Alters. Es war nicht die Entbehrung der Liebe, welche mich niederbeugte — sie war mir ja nie zu Theil geworden, vielleicht keinem der gleich mir verwaisten Gefährten weniger. Ich bangte nach der stillen Einsamkeit der Vigna, nach der freien Luft, nach dem Anblick des fernen Gebirges. Die auf die Straße gehenden Fenster des Kollegiums waren mit jenen hohen, schrägen Holzkasten, welche nur von oben Licht einlassen, ver-

setzt; die übrigen ließen nur auf den finstern, kahlen Hof sehn. Sparsam nur wurden wir von den Abbati ins Freie geführt, und mußten dann paarweise, mit niedergeschlagenen Augen und gleichmäßig verschränkten Armen durch die Stadt nach einem der abgelegnen Plätze des alten Roms ziehn. Der Raum vor dem Kirchlein Santa Maria in Domenica mit dem Beinamen della Navicella auf dem Monte Celio war meistens das Ziel unsrer Wandrungen. Dort erklommen wir das kleine Marmorschiffchen, welches vor dem Portal aufgestellt ist, und rollten die Kugeln auf dem Boden hin. Der Gedanke, daß ich mich in jener Stunde für die ganze, lange Woche austummeln und ausjauchzen solle, verkümmerte mir alle Lust daran. Ich sah nur immer auf den Abbate, ob er nicht bald die Silberuhr hervorhaspeln und dem Spiel ein Ende gebieten werde. Jene Furcht vor der letzten Minute ließ keine Freude in mir aufkommen. So wurden wir auch während des Karnevals ein Mal auf den Monte Pincio geführt, und in die Gärten der Augustiner, welche späterhin in einen Spaziergang mit Treppen und Balkonen umgewandelt worden sind. Mich machte das laute Gewühl auf der Piazza del Popolo, das Jauchzen der Masken, das Schnauben der Pferde, das Geschrei der ungeduldigen Menge stumm und traurig. Ich sah alle Menschen froh und glücklich und konnte es nicht mit sein. Von Zeit zu Zeit besuchte mich der Pater Gregorio, prüfte meine Fortschritte und belobte mich jederzeit — hatte ich doch, ohne Ruhmredigkeit gesagt, in einigen Jahren den guten Mönch im Wissen eingeholt, wohl gar noch überflügelt. Auch der Verwalter des Grafen fragte oft nach meinem Ergehn, überbrachte mir freundliche Worte von seiner Herrschaft, und erzählte, wie Gräfin Benedetta

sich in Pension bei den Benediktinerinnen zu Torre de' Specchi befinde, und ein leibhaftiger Engel an Schönheit und Güte geworden sei. Das Herz pochte mir mächtig bei jenen Berichten. Das Bild der lieblichen Kleinen schwebte mir deutlich vor; ich hatte sie mir immer nur als Kind gedacht, jetzt strebte ich sie in der Phantasie zur erblühten Jungfrau auszubilden, und bekleidete sie mit den Reizen einer schönen Madonna aus der altlombardischen Schule, welche in der Kirche Santa Maria in Aquiro hing. Vor ihr verrichtete ich am liebsten meine Andacht. Immer fester hatte der Entschluß, in ein Kloster zu gehn, bei mir gewurzelt. Mich graute vor dem stürmischen Treiben der Welt, vor der neuen Schule des Lebens, in welche ich, noch unwissender als einstmals ins Kollegium, treten sollte. Ich schwankte nur noch in der Wahl des Ordens — keiner schien mir streng und abgeschlossen genug.

So hatte ich mein neunzehntes Jahr erreicht. Die Zeit meines Austritts aus der Anstalt war längst verstrichen, und nur das Fürwort oder die Beisteuer des Grafen hatte meinen längern Aufenthalt erwirkt. Eines Tages ließ er mich zu sich rufen — es war das erste Mal, seitdem ich das Kollegium betreten hatte. Unterweges erfuhr ich von dem geschwätzigen Diener, daß Gräfin Benedetta aus der Pension zurück sei, und sich nach dem Osterfeste mit dem alten, reichen Marchese de Cesaris vermählen werde. Die Verbindung sei schon seit Jahren beschlossen, jetzt aber erst bekannt gemacht worden. Mir flirrte es vor den Augen, und ich fühlte mich einer Ohnmacht nah. Kaum daß ich noch einige verwirrte Worte von plötzlichem Unwohlsein gegen den befremdeten Bedienten hervorstammeln konnte. Welches Gefühl aber mich so plötzlich überwältigte, konnte ich mir nicht sagen, und nur daß mein Leben kein ähnli-

ches aufzuweisen habe. Benedetta war Braut, war die Verlobte eines reichen Greises! Ich mochte mich immerhin befragen, was denn dabei so Außergewöhnliches sei, ob es nicht das Herkommen mit sich bringe, Töchter schon in der Wiege zu verloben, daß dem reichsten Freier allezeit der Vorzug gegeben werde, und vor Allem, wie es mich, der ich die Gräfin kaum kenne, so mächtig ergreifen könne? Die Lösung des Problems blieb ich mir schuldig. Ich stand vor dem Grafen. Das Wenigste, was er mir sagte, habe ich wohl verstanden, noch weniger ist mir davon erinnerlich geblieben. Ich glaube einige Belobigungen meiner bisherigen Führung vernommen zu haben, und wie das einsiedlerische Leben im Kloster mir nicht zuträglich sei. Er wünsche vielmehr, daß ich, nach Empfang der Weihen, in sein Haus ziehn und die Stelle eines Bibliothekars und vertrauten Sekretärs bei ihm übernehmen möge. Einwürfe zu machen war ich nicht im Stande. Ich verbeugte mich stumm, und schwankte bewußtlos nach Hause. Erst auf meiner Zelle löste sich der Krampf, welcher meine Brust beengt hatte, in Thränenströmen auf. Ich sollte nicht in der Abgeschiedenheit der Zelle mein Leben beschließen, sollte mit ihr, wenn auch nur auf Monate, unter einem Dach wohnen — und sie war Braut. Ich bebte vor dem Augenblick, wo ich Benedetta wieder sehn werde, und konnte ihn doch kaum erwarten. In diesem Seelenkampf verwachte ich die Nacht, verträumte ich die folgenden Tage. Das einsame Leben, die Zurückgezogenheit von den Kreisen meiner Gespielen, allzu eifriges Studium, ein stetes Sinnen und Brüten hatten meine Nerven zerrüttet. Ich war kränker, als ich es ahnte. Wohl mochte der Graf Recht haben, wenn er mich für das Klosterleben untauglich erachtete — kam aber nicht der Wechsel zu spät, war

ich denn nicht noch ungefüger geworden, in die Welt zu treten?

Als Abbate betrat ich wieder den Palast des Grafen. Jener gefürchtete und doch so ersehnte Moment erschien. Bleich und zitternd lehnte ich mich in eine der Fensterbrüstungen, den Blicken der Uebrigen durch den schweren Seidenvorhang entzogen. Benedetta trat ein. Erlaßt mir die Schilderung ihrer Schönheit. Jedes Wort, jede Bezeichnung erscheint mir schaal und nüchtern; mit Romanenphrasen das holdselige Bild zu umspinnen, wäre Entheiligung. Ich bebte vor dem Augenblick, wo sie mich anreden werde. Sie ward mich nicht gewahr, und ich pries den Himmel dafür. Fern von ihr, an dem untersten Ende der Tafel lauschte ich stumm der weichen, klangvollen Stimme, dem Organ der Milde und Engelsgüte. Mein Herz glich der Aeolsharfe und Benedetta's Worte zogen wie leise, schmeichelnde Lüfte durch seine zitternden Saiten. Ich saß stumm und antheilslos an der Umgebung und ihren Gesprächen, und stammelte erröthend unverständliche Worte bei jeder Anrede. Man legte es mir als klösterliche Blödigkeit aus, und störte mich nicht weiter mit Fragen. Es vergingen einige Tage, eh ich ihr vorgestellt wurde. Sie erinnerte sich noch des verwaisten Knaben, mit welchem sie am Weihnachtsabend gespielt habe — sie war so hold, so gut. Ihr, Francesco, seid ein Gelehrter geworden, setzte sie hinzu; der Vater sagt es, alle Leute rühmen Euer Wissen. Ihr sollt mir nachhelfen — ich habe so vieles Versäumte noch nachzuholen. Die frommen Mütter von Torre de' Specchi verdammten wohl allzu streng die Werke unsrer göttlichen Dichter. Noch kenne ich nicht den Tasso, nicht den Dante. Und jetzt soll ich in die Welt treten, und fühle nur zu sehr, was mir

fehle. Nehmt mich zu Eurer Schülerin an, Ihr sollt eine willige, aufmerksame an mir finden. Macht mir die Freude, Francesco? — Sie stand vor mir, den schlanken Körper vorgebeugt, die Hände wie zur Bitte gefaltet — ich blickte in ihr dunkles, schwärmerisches, von römischem Feuer glühendes Auge, sah den schönen Kopf, um welchen die füllreichen, goldgelben Locken, das Erbtheil ihrer deutschen Mutter, nach der Mode jener Zeit, welche sich wiederum dem Alterthume näherte, frei wallten. Was soll ich Euch ferner sagen? Die verzehrendste Leidenschaft, deren ein Jüngling, ein Schwärmer fähig ist, hatte sich meiner bemächtigt. — Die hoffnungsloseste, unseligste — die der vom Mitleid des Gönners abhängigen Waise, eines Nichts, des sein Gelübde brechenden Geistlichen, zu der Tochter des Grafen, des Wohlthäters, zu der verlobten Braut. Nächte lang habe ich vor dem Bilde der Himmelskönigin gelegen, und sie mit heißen Thränen um Rettung aus diesem Elend angefleht, um den Tod, als die einzige Heilung für mein unglückliches Herz. Ich glaubte den Kelch schon geleert zu haben, und meine Lippen berührten erst dessen Rand.

Zu jener Zeit wehte das fränkische, dreifarbige Banner von der Engelsburg. Der heilige Vater war als Gefangner nach Valence fortgeführt, und das mit giftigem Spott zum Freistaat ernannte Land seufzte unter der eisernen Ruthe des übermüthigen Siegers. Eine dumpfe Gährung herrschte unter dem Volke; es glühte vor Begierde, die fremden Ketten zu sprengen. Eine weitverzweigte Verschwörung, deren Heerd in Neapel glimmte, hatte sich gegen die Franzosenherrschaft gebildet. Die angesehensten Familien waren darin verflochten, Graf Badalupo einer der Häupter derselben. Durch meine Hand

ging der Briefwechsel, ich war der unverdächtige Ueberbringer der geheimsten Botschaften. Der Graf hatte mir sein volles Vertrauen geschenkt; ich war an ihn durch zu innige Bande gekettet, als daß er meiner unverbrüchlichen Treue nicht hätte gewiß sein sollen.

So ward denn eine neue, bange Sorge auf mein schon ohnehin so hart bedrängtes Herz gewälzt. Ich erkannte das Gewagte des Unternehmens, sah sein Mißlingen vorher, und meinen Beschützer mit den Andern in den Abgrund stürzen. Benedetta ahnte in ihrer kindlichen Unbefangenheit von nichts. Waren die Nachmittagsstunden dem Gewebe jener düstern Fäden gewidmet, so waren es die des Vormittags, in denen ich vor ihr erschien und ihr die Dichterwerke unsers Parnasses erläutern durfte. Gefoltert von der wahnsinnigsten Leidenschaft, zerrissen von den widerstreitendsten Empfindungen, selig in der Nähe der heiß Geliebten, erdrückt von dem Bewußtsein meiner Strafbarkeit, waren jene Stunden mir Hölle und Himmel. Sie blieb allzeit freundlich und gütig gegen mich. Empfand sie für mich nur jene Liebe, mit der sie die gesammte Menschheit umfaßte, fühlte sie Mitleid mit meinem qualvollen Zustand, welcher sich allzu deutlich in meinem äußern Wesen abspiegelte, als daß er auch dem unbefangensten, kindlichsten Gemüth hätte entgehn können, hatte sie mit jenem weiblichen Scharfsinn, welcher auch die Reinste die für sie gehegte Leidenschaft errathen läßt, einen tiefern Blick in mein Herz gethan? Dies waren die Fragen, an deren Lösung ich verzweifelte. In der Verbindung mit dem Marchese, einem verglas'ten, frühzeitig gealterten Greise, schien sie nur die von ihrem Range bedingte Nothwendigkeit zu sehn, und allzu frühzeitig schon mit diesem Gedanken vertraut gemacht wor-

den zu sein, als daß sie sich in ihm hätte unglücklich fühlen sollen.

Der Karneval war heran gekommen. Er ward glänzender als jemals gefeiert. Die fremden Sieger glaubten sich dem Volke zu nähern, indem sie durch glänzende Feste seiner Leidenschaft schmeichelten und dessen Taumel zu theilen suchten, während die römischen Großen wiederum ihrerseits die verhaßten Eindringlinge in Pracht und Verschwendung zu übertreffen strebten, und auch durch den Schein, sich ausschließlich den Karnevalsfreuden hinzugeben, die Wachsamkeit des Feindes einzuschläfern und ihre Pläne nur so sichrer zu vollführen hofften. Jener laute Jubel stand in zu schroffem Kontrast zu meinen Seelenleiden, als daß ich ihn hätte theilen mögen. Ich war noch nicht auf dem Corso erschienen. Benedetta gab sich den fantastischen Freuden der Woche mit der Begeisterung der Jugend, der Römerin hin. Sie hatte ausdrücklich von mir verlangt, daß ich wenigstens ein Mal dem bunten Schauspiele beiwohnen solle, daß ich mich in Maske zeigen möge. Eines Morgens ward mir von ihrer Seite ein seidner Tabarro überreicht. Ich eilte, ihr meine Danksagungen darzubringen. Sie ließ mich nicht zu Worte kommen, ermahnte mich, heiter scherzend, das Leben zu genießen, die hypochondrischen Wolken, welche meinen Horizont verdüsterten, zu zerstreuen, und griff dann zum Dante, um unsre gemeinsame Lektüre fortzusetzen.

Es war der fünfte Gesang der Hölle. Die Schatten der Francesca von Rimini und ihres Geliebten schwebten im trüben, gleichen Fluge heran. Der Dichter befragt sie um ihre Schicksale, und wie sich jene unselige Leidenschaft in ihr Herz geschlichen habe. Sie erwiedert:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza alcun sospetto.

Die Wirklichkeit vergegenwärtigte die Dichtung. Sie war ja die reizende Francesca, ich der liebeglühende Paolo. Auch wir waren zum ersten Mal allein und unbelauscht. Jedes der harmonischen Worte tönte wie aus meiner innersten Seele. Mit hochklopfendem Herzen, mit bebender Stimme las ich weiter:

Per più fïate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel che ci vinse.
Quando leggemmo il disïato riso
Esser baciato da cotanto amante:
Questi, che mai da me non fia diviso
La bocca mi baciò tutto tremante: — —

Das Buch entsank meinen Händen — vom Liebeswahnsinn ergriffen, fiel ich Benedetta um den Hals — meine durstigen Lippen berührten ihre Wange, sie riß sich von dem Rasenden los, warf ihm einen zürnenden Blick zu und verschwand. Ich war vernichtet. In einem Zustand bewußtloser Erstarrung blieb ich zusammen gesunken mit der Stirn auf dem Tisch liegen — wie lange, weiß ich nicht.

Da stürmte Aurelio, ein Hausgenoß und Verwandter des Grafen durch das Zimmer, sah mich in meiner unbeweglichen Stellung, trat auf mich zu und brach in ein schallendes Gelächter aus: Nun fürwahr, rief er, das nenne ich mir eine rechte Faschingstollheit, sich überall suchen und vergeblich bei Tisch erwarten zu lassen, sich in das Zimmer meiner Cousine zu verkriechen, um seine Rolle einzustudiren, und vor lauter Studium den Karne-

val selber zu verpassen. Hurtig, tummle Dich, Francesco, wirf Dich in Dein Kostüm. Die Glocke des Kapitols hat schon geläutet, die Wache ist durch den Corso geritten, und aus allen Häusern schlüpfen die niedlichsten Mäskchen hervor.

Er riß mich vom Sessel auf und mit sich fort. In dumpfer Betäubung ließ ich den Ungeduldigen schalten, meine Maske mir überwerfen, und in das wildeste Gedränge der Thoren mit fortziehn. Wie ein Nachtwandler schritt ich durch den Tummelplatz des Muthwillens und der Ausgelassenheit, ohne den überall herabsprühenden Confetti-Regen zu fühlen, ohne Pulcinella's Gequäk, die Deklamation des Dottore zu vernehmen. Da tönte von allen Seiten der begeisterte Ruf: O quanto è bella! in mein Ohr — ich blickte auf — ich sah Benedetta strahlend vor Schönheit und Freudigkeit in dem langsam vorüberziehenden Wagen stehn. Sie war ohne Gesichtsmaske; den schlanken Körper umspannte das reizende Gewand eines mittelalterlichen Edelknaben; vom Sammtbarett nickte die Straußenfeder, und die goldnen Locken flossen in fessellosen Ringen über den Nacken.

Ihr kennt jenen eigenthümlichsten Reiz der Römerinnen, den des zwiefachen Gesichts, welchem schon die Alten unter dem Symbol der doppelt blickenden Venus huldigten, die Ehrfurcht gebietende Würde, welche auf der Stirn unsrer Frauen thront, und die Vertraulichkeit des Fremden zurückscheucht, — den Ernst der Kirchgängerin, des an öffentlichen Orten sich zeigenden Weibes. Seht sie aber der Lust des Tanzes sich hingebend, dem Taumel des Karnevals, der Schwärmerei der Liebe, seht jenes ernst blickende, dunkel glühende Auge von lodernder Gluth strahlen, von feuchtem, zärtlichem Schimmer verklärt, seht

jenes süße, unwiderstehliche Lächeln, welches um ihre Lippe erblüht, und Ihr werdet in der Einheit der schnell wechselnden Gesichter irre werden. Die sich meiner Raserei entziehende Benedetta hatte mir jene junonische Würde des gekränkten Stolzes sehen lassen — jetzt schaute ich eine von Jugendfreudigkeit verklärte, entzückte und entzückende Armida.

Ich breitete die Arme nach dem bezaubernden Bilde aus, ich stimmte in den Jubelruf der Menge: Quanto è bella! mit ein. Benedetta wandte sich um und warf mir mit dem holdseligsten Lächeln einen vollen, duftenden Veilchenstrauß zu. Ich fing die Blüthen auf, preßte sie an meine Lippen, riß mich von meinem Begleiter los und taumelte neben dem Wagen: Benedetta dal cielo! jauchzend, bis mich ein neuer Maskenschwarm abdrängte und die Geliebte in dem Gewühl meinen Blicken entschwand. Sie hatte mich erkannt, sie hatte mir vergeben!

Ich warf mich in eine Nebengasse. Das Herz war mir zu voll, um länger unter dem betäubenden Geschwirr der schellenlauten Menge ausdauern zu können. Aber auch in den entfernteren Straßen zogen Maskenschwärme hin und wieder, und trieben in dem freieren Raume ihre Thorheiten nur um so muthwilliger. Eine Schäferin vertrat mir mit den üblichen Maskenscherzen den Weg. Zu wenig gewandt, um ihr mit gleicher Münze zu zahlen und ihr zu entschlüpfen, blieb ich verlegen stehn. Sie hing sich lachend an meinen Arm, machte die Maskenfreiheit geltend und zog mich dem Corso zu. Ich fühlte mich von der Vertraulichkeit der Fremden peinlich bedrückt, um so mehr als sie meine Verhältnisse genau zu kennen schien, und sich in beißenden Spott über ihren hölzernen Gefährten ergoß. Verstummend schlich ich ihr zur Seite. Plötz-

lich ließ sie, wie beleidigt von meinem geringschätzigen Stillschweigen, meinen Arm fahren und rief: Ich sehe schon, eine Schäferin ist für den Herrn Abbate zu gering, als daß er sie seiner Aufmerksamkeit würdigen sollte. Mit der schönen Grafentochter kann sie freilich nicht in die Schranken treten, und dem schmachtenden Lehrmeister, der für seinen Unterricht so süßen Lohn empfängt, kann ich es freilich nicht verdenken, wenn er der reizenden Schülerin treu bleibt. — Wer hat Euch das verrathen? stammelte ich erschrocken. — Ihr selber durch Euer Bekenntniß! lachte die Schäferin, und verschwand mit neckendem Abschiedsgruß unter dem nächsten Haufen.

Noch hatte ich mich nicht von meiner Bestürzung erholt, als ich von einer andern, als Matrose gekleideten Maske angeredet wurde. Sie ließ mich nicht lange in Ungewißheit, mit wem ich es zu thun habe, und gab sich mir als einen einstigen Schulgefährten zu erkennen. Er hieß Carlo und war lange Zeit mit mir im Collegio Salviati gewesen. Damals hatte er den Ruf eines unruhigen, ränkevollen Buben. Er war mir immer fern geblieben — nach seinem Austritt aus der Schule hatte ich ihn aus den Augen verloren. Er hatte von meiner Stellung in dem gräflichen Hause gehört, pries mein gutes Glück, verklagte den ihn verfolgenden Unstern, der seinem Fortkommen überall hinderlich sei, nannte mir die ferneren Schicksale andrer Schulgenossen, und zog mich endlich, meines Widerstrebens nicht achtend, nach einer nah gelegnen Fiaschetteria, um ungestört vom wilden Treiben bei einem Glase Orvieto ein Stündchen verplaudern, und uns der Erinnerung alter Zeiten freuen zu können.

Das Gespräch nahm bald eine ernstere Wendung und lenkte sich auf die Verhältnisse der gegenwärtigen Zeit.

Carlo sprach unverhohlen seinen glühenden Haß gegen die Herrschaft der Franken aus, sehnte den Tag herbei, wo Italien das Joch der fremden Unterdrücker abwerfen werde, und verkündete ihn als einen nicht mehr fernen. Mit leiser Stimme bat ich ihn, seine Heftigkeit zu zügeln; ich warnte ihn vor den überall sich einnistenden Spionen des Gouvernements. Er lachte wild trotzig vor sich hin, musterte mich dann mit einem ganz eignen, spottenden Blick und sagte: Geberdest Du Dich doch harmlos und unwissend wie ein neugebornes Kind. Graf Badalupo konnte wahrlich keinen bessern Vertrauten wählen. Wohl hast Du Recht, mich zur Vorsicht zu mahnen, und über Dein Geheimniß den dichtesten Schleier zu werfen. Glaub' aber nicht, daß ich gegen einen Andern als Dich meine Gedanken so frei ausgesprochen haben würde. Deiner bin ich sicher, wie Du es meiner bist. Mitspieler dürfen die Masken schon gegen einander lüften. — Zu meinem größten Erstaunen gab er mir das Bundeszeichen eines der geheimeren Grade, und sich als Eingeweihten zu erkennen. Das Meiste war ihm bekannt, von vielen unsrer Mitglieder und ihrem thätigen Eingreifen wußte er sogar mehr als ich. Ueber manche Verhältnisse war er dagegen im Irrthum, namentlich über die meines Grafen. Das gegebne Zeichen des Bruderbundes, und Carlo's genaue Mitwissenschaft beschwichtigte alle Bedenklichkeiten. Meine Lebensunkenntniß, die geistige Aufregung des Tages, vielleicht auch der ungewohnte Genuß des Weines löste meine Zunge. Ich fühlte mich verpflichtet, das Falsche in Carlos Ansichten zu berichtigen, das wahre Sachverhältniß zu offenbaren, und besonders den Grafen vor jeder Mißdeutung zu sichern. Ich gab mich ganz offen, und sprach mich ohne Rückhalt aus. Ihr werdet

mich meiner weibischen Plauderhaftigkeit, meiner unglaublichen Schwäche halber verachten. Ihr dürft es. Noch jetzt kann ich meine ungeheure Verblendung nicht fassen. In ein und derselben Stunde hatte ich das Geheimniß meines Herzens, das meines Gebieters preisgegeben, das Schicksal der Geliebten, ihres Vaters, das so vieler Tausende von der Willkür eines Dritten abhängig gemacht. Ich schauderte, wenn ich mir die möglichen Folgen meines Leichtsinns vergegenwärtigte. Jener geistige Rausch, der mich zum Schwätzer gemacht hatte, war verflogen. Ich verstummte; keins der Schmeichelworte Carlo's wollte mehr verfangen. In einer entsetzlichen Beklemmung schied ich, gedachte mit Beben des Augenblicks, wo ich Benedetta und ihrem Vater, den schmählich Verrathnen, unter die Augen treten sollte, und durchwachte die Nacht, gefoltert von den finstersten Ahnungen.

Die ersten Strahlen der Morgensonne begannen eben zu dämmern, als ein verworrener Lärm mich ans Fenster lockte. Eine Abtheilung französischer Soldaten umringte den Palast und stieß klirrend die Kolben auf das Pflaster; Gensdarmen schwangen sich aus dem Sattel, pochten an das Thor und drangen stürmisch ein. Schüchtern lauschten die Nachbarn an den Fenstern — Seufzer und Verwünschungen tönten durch die Dämmerung. Nach wenigen Minuten ward der Graf im Nachtkleide aus dem Hause geschleppt und auf einen bereit gehaltenen Karren geworfen. Noch einen Blick warf er nach dem Balkon, wo seine Gattin und Tochter verzweifelnd die Hände rangen — die Karabiniere sprengten mit dem Wagen davon — das Wehgeschrei Benedetta's klang in mein Ohr — von Entsetzen überwältigt sank ich besinnungslos zu Boden.

Ich erwachte in einer finstern, vergitterten Zelle, und sah mich auf einem Strohkissen liegend, bekleidet mit grober Zwillichjacke, und die Hände mit ihren langen Aermeln rückwärts gebunden. Ich konnte mich nicht bewegen. Durch das Gitter schaute der klare, blaue Himmel, und der vom Winde geschaukelte, fruchtschwere Zweig eines Feigenbaums. Wo war ich? Was war mit mir vorgegangen? Vergeblich strebte ich, mir über die Vergangenheit Rechenschaft zu geben. So oft ich zurück blickte, wirrte und wogte gewitterschwarzes Gewölk vor meinen Augen; dann und wann zuckte wieder ein flüchtiges Bewußtsein wie ein falber Blitz durch die Nacht, um spurlos wieder zu verlöschen. Langsam, langsam tauchten einzelne Erinnerungen vor meiner Seele auf. Ich gedachte des gräflichen Palastes, der Karnevals-Zeit; meine Gedanken reichten nur bis zum Winter — ich war im Sommer wieder erwacht, und im Kerker. Ich fühlte die Ohnmacht, das Unerklärliche zu erklären, und versank in stumpfe Resignation. Nach einer Weile öffnete sich die Thür. Ein Geistlicher trat ein, musterte mich schweigend, befühlte meinen Puls, vernahm meine Fragen und entfernte sich wieder, ohne mir Rede gestanden zu haben. Kurz darauf kamen andre Männer, befreiten mich von dem qualvollen Zwang und geleiteten mich in ein helles Zimmer. Laßt mich über die leisen, zögernden Uebergänge bis zur völligen Wiederkehr meines klaren Bewußtseins hinwegeilen. Wochen vergingen, eh ich es völlig erlangte, bis ich vernehmen konnte, daß ich, in Folge eines Nervenfiebers, in Wahnsinn verfallen und nach dem Ospedale de' Matti auf der Lungara gebracht worden sei. Ich hatte in Ketten gerast, und war von den Aerzten aufgegeben worden. Fünf Monate lang hatte jener trostlose Zustand gewährt.

Ich genas — der Tod wäre eine zu milde Strafe für meinen Fehltritt gewesen.

Ich eilte nach dem Palast des Grafen — er war verödet. Ein alter Bettler, einst Diener des Hauses, erzählte mir, wie der Graf als Verschworner nach Frankreich abgeführt worden sei, und Benedetta im Kloster der adligen Fräulein von Domenico e Sisto den Schleier genommen habe. Carlo war ein Emissar der französischen Machthaber gewesen, und hatte meine Unerfahrenheit benutzt, um Gewißheit über den schon längst gegen den Grafen Badalupo genährten Verdacht zu erlangen. Der Marchese de Casaris war zurückgetreten. Ob ihn zu diesem Schritt die Scheu bewogen, sich mit der Tochter eines Geächteten, dessen Güter eingezogen waren, zu verbinden, ob jene Schäferin-Maske, welche mir mein Liebes-Geheimniß entriß, es veröffentlicht habe, blieb mir unbekannt. Mein Gewissen wälzte mir auch diese Schuld zu. Ich hatte das Lebensglück meines zweiten Vaters, meiner Geliebten gemordet. Für meinen Zustand giebt es keine Worte. Ohne Obdach, ohne Freunde, ohne Angehörige, unter der Last der Selbstverachtung erliegend, war in Rom keines Bleibens mehr für mich. Ich schritt aus dem Thor, ohne zu wissen, wohin. Wie von den Furien gegeißelt, floh ich durch die Wüstenei der Campagna. Erst als die Kuppel des Petersdoms hinter den kahlen Hügeln verschwunden war, hielt ich an, warf mich auf den Boden, raste gegen mich selber, und flehte zu allen Heiligen, ohne Beruhigung im Gebet zu finden. Der Tod hatte mich verschmäht. Ich gedachte in einem Kloster mich den Augen der Menschen zu verbergen — die fränkischen Usurpatoren hatten die Zellen gesprengt, ihre frommen Bewohner in die Welt hinaus gestoßen. Da war es, wo ich bei mir

das heilige Gelübde ablegte, auch ohne Klosterzwang als Mönch, als Trappist mein Leben zu beschließen, die Frevel meiner Zunge durch Entsagung der Sprache zu strafen, auf immer zu verstummen. Könnt Ihr es ahnen, wie schwer, wie schmerzlich es sei, der Mittheilung entsagen zu müssen, um wie viel fürchterlicher es noch sei, freiwillig auf sie zu verzichten, der stündlich, ja jeden Augenblick wiederkehrenden Versuchung zu widerstehn, den Gruß der Liebe — waren ihrer auch nur wenige — unbeantwortet zu lassen? Ich habe den Kampf siegreich durchgekämpft, mein Gelübde gehalten. Ihr seid der erste, der einzige Sterbliche, welcher von meinem Vergehn, von meiner auferlegten Buße eine Ahnung hat. —

Wenige Worte umfassen meine ferneren Schicksale. Ich irrte nach Civita-vecchia. Ein barmherziger Samariter — es war ein deutscher Kaufmann — nahm sich meiner an. Schriftlich erklärte ich auf seine Fragen, wie ich ein heimathloser Flüchtling sei. Er mochte den Glauben hegen, als habe ich die Rache der Franzosen verwirkt — ich vermochte nicht, ihm seinen Wahn zu rauben. Er verschaffte mir Mittel, nach Eurer Vaterstadt zu wandern, und dort in der Verborgenheit mein Leben, wie Rousseau, durch Abschreiben von Noten zu fristen. Weiteres habe ich Euch nicht zu berichten. Ich fand Euch, ich scheide von Euch — mit thränenden Augen. Die Heiligen des Himmels mögen Euch leiten und schirmen! Lebt wohl! —

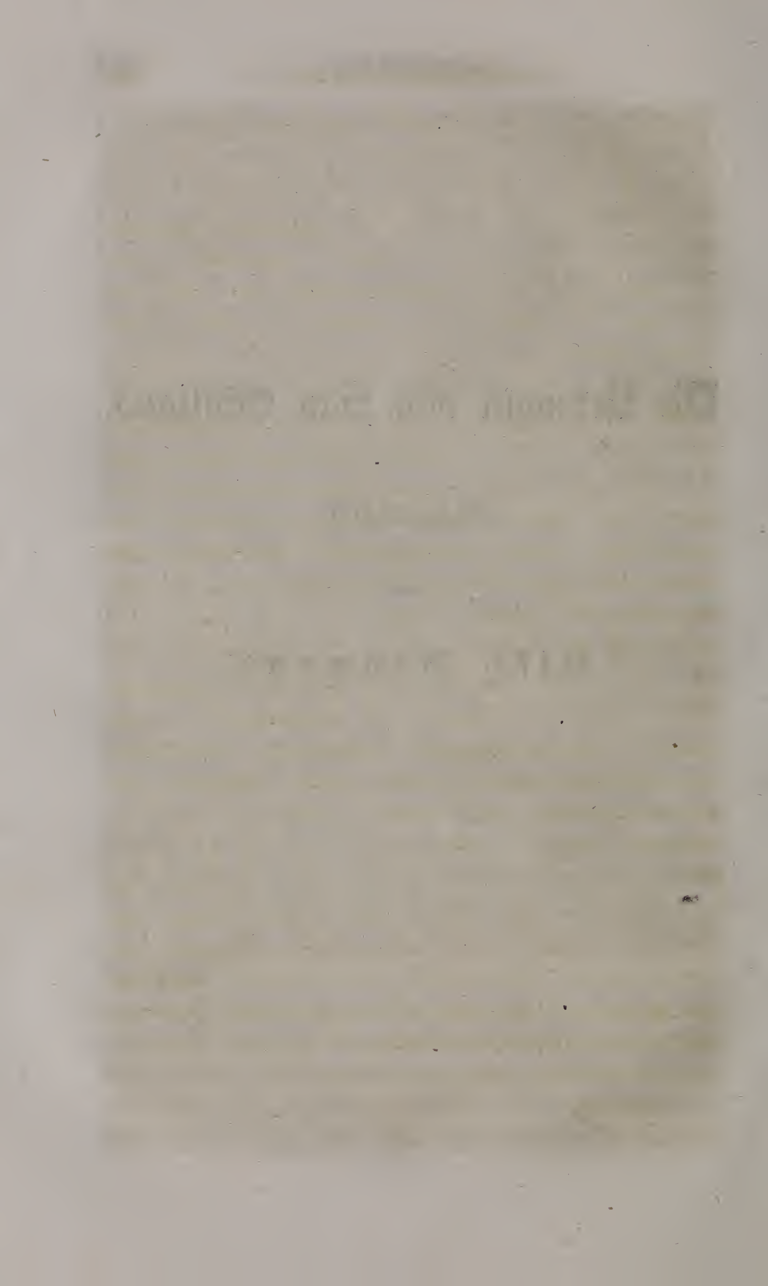
So weit die Bekenntnisse des Römers. Als ich nach Jahresfrist zurückkehrte, galt mein erster Gang der alten Weinstube, meine erste Frage dem Stummen. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Dem freiwillig Verstummten hatte der Tod den Mund auf immer geschlossen.

# Die Herzogin von San Giuliano.

Mitgetheilt

von

**Alfr. Reumont.**



Es ist eine entsetzliche Geschichte, die ich Euch erzähle und die ihren Anfang nimmt in der Villa Salviati, auf einem der freundlichen Hügel gelegen, welche Florenz umringen. Es war der Abend des ersten Novembers im Jahre 1637, zur Zeit als Ferdinand II. von Medici über Toscana herrschte. Eine Fee hätte die Villa Salviati zum Aufenthalt gewählt; Messer Lodovico Ariosto's göttlicher Geist hätte sie nicht reizender zu erfinden vermocht. Ich will sie nicht beschreiben; es genügt mir zu sagen, daß in einem der Gemächer ein Bett stand, mit einem Baldachin und Vorhängen von Damast mit blauen Palmen auf goldgelbem Felde, verziert mit Schnitzwerk und Vergoldung. Auf diesem Lager lag ein Kind, schön von Formen, mit schwarzem Lockenhaar, mit langen seidnen Wimpern, Wange und Lippe geröthet. So schläft der Knabe mit dem Ego dormio sed cor meum vigilat auf dem Bilde des Bronzino. Mit der kleinen Hand wehrte er von Zeit zu Zeit eine Mücke ab, welche ihn belästigend zurückkehrte: sein Schlummer war nur leicht, denn der Wind trug zu ihm herüber Gelächter und die Töne lauter Stimmen, wie wenn gegen das Ende des Banketts hin die Heiterkeit sich Luft macht, nicht selten, ach! um die Tafel mit Blut zu beflecken.

Zur Feier des Tages Aller-Heiligen hatte Jakob Salviati, Herzog von San Giuliano, seine edeln Freunde zu einem festlichen Mahl geladen. Erschien er auch bisweilen zerstreut während des Banketts, so genügte er doch seinen Pflichten als Wirth, so wie es einem vollkommnen Cavalier geziemt. Und in Anmuth des Benehmens stand ihm keineswegs nach seine Gemahlin, die ehrenwerthe Frau Veronica Cybo, aus dem Hause der Fürsten von Massa, welche, hochmüthig und stolz mehr denn einer Frau geziemt, da, wo es darauf ankam, jene Freundlichkeit anzunehmen wußte, welche die Herzen zu gewinnen versteht. Damals, wie immer, gehörten die Salviati zu den Vornehmsten in Florenz, und waren mit dem Hause der Medici eng verbunden. Wahr ist's, Salviati und Medici hatten bisweilen offen und verdeckt gegen einander gespielt, und nach dem Fehlschlagen der berühmten Verschwörung der Pazzi sah das Florentiner Volk Messer Francesco Salviati, Erzbischof von Pisa, an einem der Fenster des Palastes der Signoren hängen, im Todeskampf die Brust seines Unglücksgefährten, Francesco Pazzi mit den Zähnen zerfleischend. So etwas störte aber weder die Verwandtschaft noch die Freundschaft zwischen beiden Familien. Zur Zeit, in welcher die gegenwärtige Geschichte spielt, war der Herr Jakob eine der ersten Personen am Hofe, und bald darauf wählte der Großherzog den Marchese Vincenz Salviati zu seinem vertrauten Minister.

Während des Gastmahls suchte der Herzog den Blick seiner Gemahlin zu vermeiden; diese, im Gegentheil, suchte den seinigen, und wenn sie einander begegneten, so war's, wie Wetterleuchten. Endlich kam der Augenblick, in welchem althergebrachte Sitte das Wohl der Tischgenossen

auszubringen heischt. Hastig ergriff der Herzog einen Becher und sprach laut: Madonna Veronica, ich trinke auf Euer Glück! Die Herzogin stand auf, bleich und zitternd nahm sie einen Becher in die Hand und erwiederte: Ja wohl, auf das Glück, das Ihr mir bereitet, Herr Jakob! Und eine plötzliche Röthe übergoß ihre Wangen — in ihrem Auge blitzte eine Thräne, auf ihre Lippe drängte sich ein Seufzer: aber jene vertrocknete, dieser wurde erstickt durch unbeschreiblichen Groll. Einige unter den Gästen, welche die Bewegung Veronica's bemerkten und nicht wußten, welches Sturmes Anzeichen sie war, sagten unter einander, in ganz Florenz gäbe es kein schöneres, glücklicheres und liebevolleres Paar.

Die Tafel wurde aufgehoben, und die Gäste theilten sich in Gruppen in der Halle. Ein Diener, dem der Herzog ein Zeichen gegeben, führte ein schönes Pferd zu den in den Garten hinabführenden Stufen. Jakob Salviati sagte zu den Zunächststehenden, der erlauchteste Herr Großherzog erwarte ihn, denn er habe versprochen, den Abend bei Hofe zuzubringen, und werde vielleicht erst spät in der Nacht heimkehren. Unterdessen möchten sie bleiben, und mit Nachsicht das hinnehmen, was sein armes Haus ihnen zu bieten vermöge; er empfehle sie der Donna Veronica, welche, stets voll Anmuth, keiner Schmeichelei bedürfe, um zu bleiben, was sie stets gewesen, die schönste Zierde der Häuser Cybo und Salviati. Und ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff er die Zügel, schwang sich in den Sattel und ließ dem Thiere freien Lauf. Entfernt genug, um den Blick und die Stimme der Herzogin mehr zu fürchten, wandte er sich um, und da er sah, wie Aller Augen ihm nachschauten, siegte die Eitelkeit einen Augenblick über sein großes Verlangen, bald

sich in Florenz zu finden, und er übte auf seinem trefflichen Pferde eine Menge jener Reiterkünste, die damals noch mehr Mode waren. Die Zuschauer drückten der Herzogin ihre Bewunderung aus; die Frauen ließen nicht ab, den gewandten Reiter zu preisen; und diese Lobeserhebungen und diese Bewunderung waren eben so viele Messerstiche für das Herz der Armen, welche auch Augen hatte, so vielen Reiz zu sehn, welche Sinn hatte, ihn zu schätzen, Seele ihn zu lieben, und welche jetzt sonnenklar sah, wie alles das ohne Rettung für sie verloren. Der Herzog verschwand in einer Staubwolke.

---

Die Thüre des Gemachs, in welchem der Knabe schlummerte, wurde mit Gewalt aufgerissen, und Veronica Cybo stürzte herein. Ohne darauf zu achten, ob man sie bemerke, eilte sie zum Balcone, und dort, die Ellenbogen auf das Eisengeländer gestützt, die Stirn mit beiden Händen drückend, schaute sie nach dem Herzoge, welcher sich im Galopp entfernte. Sie weinte, sie zerraufte sich das Haar, sie bebte wie eine Fieberkranke. Jakob, rief sie, gehe nicht! Jakob, kehre zurück! Jakob, rette mich aus der Versuchung des Teufels — entweder Dir, oder ihm gehört dies Herz. Wenn ich Dich je beleidigt, wenn ich Dich gekränkt, Jakob, ich bitte erst Dich um Verzeihung, dann Gott. Ich werde sanft sein — ich werde Dir nicht ein bitter Wort sagen — aber kehre zurück! Er entfernt sich immer mehr! Wende Dich, Herzog — um Deiner Abgeschiedenen willen, deren Tag morgen ist — zerreiße nicht das Herz einer Armen, das Herz Deiner Gattin, der Mutter Deiner Kinder! O Schmerz! kaum noch sehe ich ihn. — Und beide Arme zum Balcon hinausstreckend, rief sie: Friede, Salviati, Friede! Ich will, wenn Du's

verlangst, herabsteigen vom Range der Gattin, ich werde Deine Dienerin sein; liebe mich nicht mehr, aber liebe keine Andere. O Heiland, er ist verschwunden.... und in einer Stunde, in wenigen Augenblicken liegt er in den Armen einer Andern. —

Wie wahnsinnig verließ sie den Balcon und eilte im Zimmer auf und ab. Das Kind war erwacht, es saß auf im Bette und streckte die Arme entgegen der Herzogin mit den Worten: Meine Mutter! Und Veronica Cybo warf sich aufs Lager hin und drückte das Kind an sich und bedeckte es mit Küssen, bis der Kleine sagte: Mutter, Du thust mir wehe! Und sie: Laß mich, Du thust mir so wohl.

Es trat einige Ruhe ein nach so heftigem Sturme. Zu sich selber sprach die Herzogin: Was ist an dieser Catharina, daß sie mir das Herz des Gatten entreißt? Dem Pöbel angehörend, kann sie uns nicht begreifen. Warum muß Schönheit, der Engel Erbe, solchen Geschöpfen verliehen sein? Aber ist sie denn wirklich so schön? Ich muß von neuem ihr Bildniß ansehn! — Und in der Eile schob sie einen Tisch an den Balcon und stellte einen Spiegel drauf; sie setzte sich hin, sie ordnete Schleier und Locken, sie suchte ihren Zügen Frieden zu geben, auf ihre Lippen ein Lächeln zu rufen, dann öffnete sie ein geheimes Fach und nahm ein Miniaturbild heraus, auf das ihre Augen sich mit einem Ausdruck hefteten, für welchen der Menschen Sprache keine Bezeichnung findet. Das Bild stellte eine junge Frau dar, mit reichem, blonden Haar, mit sanften, blauen Augen, auf der Stirn und im Blick eine Reinheit, daß der Engel der Unschuld sie mit seinem Kusse hätte segnen mögen. Entsetzen hatte sich der Seele der unglücklichen Herzogin bemeistert. Sie fühlte sich geschla-

gen — sie wagte es nicht mehr in den Spiegel zu blicken, aber das Verhängniß zog sie hin. Sie sah sich an: ein Schrei entfuhr ihr. Jene so jugendlich, sie schon im Verblühn! Aber auch ich, dachte sie, war frisch wie die Blüthe, da Du mich als Braut in die Arme schlossest. Wenn meine Wange ihr Roth verlor, war es nicht, weil ich Dich beglückte in Deinen Kindern? Ist denn das Herz einer Frau, einer Gattin, in des Gatten Hand gleich dem Schmetterling in den Fingern des muthwilligen Knaben, welcher seine Schönheit zerstört, ihm die Flügel abreißt, und ihn dann lachend zertritt? — Jene so ruhig in ihrem Seelenfrieden, sie aufgeregt durch wilde Leidenschaft! — Auch ich war einmal heiter und froh, wie der Vogel im Lenz. Wer drückte mir den Stachel der Eifersucht ins Herz? Wer verwandelte meine Seele in ein Schlangennest? O, lächelte mir die Hoffnung, mich lehnen zu können an den Busen des Geliebten, würde mir seine schmeichelnde Liebkosung zu Theil, kehrte dann nicht etwa das Lächeln auf dies bleiche Gesicht zurück? Würde diese Stirne nicht heiter werden und friedlich? — Jene kaum achtzehn, sie über ihr sechs und zwanzigstes Jahr hinaus!

Das Bildniß entfiel ihren Händen — ihre Lippen bewegten sich lautlos — sie sank zu Boden. Da rief das Kind: Mutter, wie häßlich wirst Du! — Häßlich! schrie die Herzogin auf — auch Du willst mich betrüben, Sohn und Enkel von Verräthern? Auch Du verwundest den Busen, der Dich tränkte! Und ihrer nicht mehr bewußt, schlug sie den Knaben. Sein Wehegeschrei brachte sie zur Besinnung — mit der Hand griff sie an die Stirne und rief vernichtet: Ich bin mir selber ein Gegenstand des Abscheus.

Entsetzliche Visionen quälten sie den ganzen Abend lang. Sie sann auf Rache an dem, der sie so elend gemacht, und ihre Wahl fiel auf das schauderhafteste Mittel. Wie einen Schatz verschloß sie es in ihre Seele, und mit heiserer Stimme sagte sie nichts als die Worte: Es ist entschieden.

In derselben Nacht trat Giomo Pelliccia genannt Margutte, ein Vertrauter des Hauses Cybo, bis zu den Zähnen bewaffnet, auf Befehl der Frau Herzogin die Reise nach Massa an.

---

Bei der Kirche Sant' Ambrogio, am Ende der Via dei pilastri, liegt ein Haus, welches einst dem Justin Canacci, einem florentinischen Handelsmann, gehörte. Am Abend des ersten Novembers 1637 saß hier vor einem Tische, in einem großen, kalten Zimmer, neben einer Thüre eine junge Frau, dieselbe, deren Bildniß wir in den Händen der Herzogin von San Giuliano gesehn haben. Im ersten Augenblick hätte man glauben mögen, sie sei mit nichts Anderm als der Arbeit beschäftigt, die sie in der Hand hielt; wer aber die unstäte Bewegung der Nadel, das ängstliche Pochen des Busens, die Schweißtropfen bemerkt hätte, welche sie von Zeit zu Zeit abtrocknete, und das plötzliche Aufschrecken des blonden Lockenhauptes, der würde, auch wenn er wenig scharfsichtig, gesagt haben: In diesem Herzen wohnt der Friede nicht.

Eine heisere Stimme ließ sich aus der Kammer vernehmen, neben deren Eingange die schöne Frau saß: Caterina, es thut mir weh, Dich allein in dieser Eisgrube zu wissen. Warum kommst Du nicht in die Kammer?

In diesem Jahr ist die Kälte früher und schärfer als gewöhnlich uns über den Hals gekommen.

— Justin, sorgt nicht um mich. Das Licht würde Euch lästig sein, und das Geräusch bei der Arbeit würde Euch den Schlaf stören. Ruhet — sucht wenigstens diese Nacht zu schlafen.

— Es macht nichts, habe ich doch schon drei Viertel vom Lebensbrote aufgezehrt. Für einen Mann meines Alters ist jede Minute Sterbezeit. Komm, komm, Du wirst zu kalt haben.

Wenn Ihr Etwas bedürft, Justin, so redet, ich bin hier Euch zu dienen. Sagt Ihr es aber blos meinetwegen, so habet Dank. Ich friere nicht.

— So bleibe denn, Kind. Glücklich ist die Jugend!

Die junge Frau athmete tiefer. Von Zeit zu Zeit horchte sie an der Thüre, ob der Greis schlafe, und dann hob sie den Blick auf zu der ihr gegenüber befindlichen Wanduhr, und schien mit Zittern zu bemerken, wie der Zeiger sich einer verhängnißvollen Stunde nahe. Endlich vernahm sie einen Laut — ihr Herz täuschte sich nicht. Jeder Andere hätte ihn nicht vernommen; Liebe schärft die Sinne. Sie stand auf und ging mit leisem Schritt zur Thüre hin. Nicht geringere Sehnsucht schien den zu erfüllen, der draußen wartete. Kaum ging die Thüre auf, so ließ er den Mantel fallen und streckte die Arme aus nach Caterinen, welche an seine Brust sank.

Genießet! Geboren unter Hoffnungen, Sehnsucht, Befürchtungen, genährt durch Harren, durch Blicke, durch Umarmungen, hat Liebe Ermattung zur Folge, oft Reue, ja Gewissensbisse. Genießet! Eurer Liebe wird die Strafe nachfolgen, aber Niemand kann Euch diese Augenblicke rauben. Nicht menschliche Macht, nicht göttliche würde

es dahin bringen, sie ungeschehn zu machen. Im Elend, das Euch umgeben wird wie eine sternlose Nacht, wird die Erinnerung an diese Momente Euch ein Sanct Elmsfeuer sein. Nein, Erinnerung im Elende an selige Augenblicke ist keine Qual. Die Freude, eilige Pilgerin der Seele, läßt ihr im Scheiden die Erinnerung, und diese dringt tiefer und dehnt sich aus von Jahr zu Jahre, je ferner ihr Ursprung, wie auf des Wassers Oberfläche der Kreis immer größer wird, je mehr er sich vom Punkt der Bewegung entfernt. Erinnerung ist ein Wiederhall der Freude, der vielleicht auch im Grabe nicht schweigt. Vom Lager des Kranken, aus dem Kerker der Gefangenen eilt sie geflügelt auf weite Felder, sie vereint sich mit dem Morgenstrahl der Sonne, sie wiegt sich auf den duftenden Blumenkelchen, sie trinkt die Thräne der ihr Kind segnenden Mutter, sie küßt die Lippe der Geliebten, sie lehnt sich an ihre Brust und vernimmt das Pochen eines Herzens, dem sie ein letzter, geheimer, geheiligter Trost war. So lange die Seele die Erinnerung bewahrt an das, was ihr das Liebste, deckt der Engel der Hoffnung sie mit seinen schützenden Flügeln.

Als die Liebenden die Sprache wiederfanden, sagte Caterina: Komm her, Jakob, ruhe aus. Heilige Jungfrau, wie bist Du durchnäßt! Und sie nahm den Mantel. O, ist denn das Wetter so toll?

— Wir werden eine Höllennacht haben.

— Ja ja, so muß es sein, es ist das Todten-Ungewitter.

Lächelnd den Kopf schüttelnd, setzte der junge Mann sich auf das Lager hin und frug, indem er seinen Arm um Caterinens Nacken schlang: Ei, was haben die Todten mit dem Unwetter zu schaffen?

— Was sie damit zu schaffen haben, weiß ich selber nicht. Aber gewiß ist's, in der Nacht vor Allerseelen stürmt's jedes Mal. Ich erinnere mich, von frommen Frauen erzählen gehört zu haben, wie die göttliche Barmherzigkeit in dieser Nacht den Seelen erlaube, die Orte zu besuchen, von denen sie geschieden. Die einst gut waren, bedienen sich dieser Gnade, ihre Geliebten wiederzusehn, ihnen Glück oder Unglück zu künden, oder ihnen einen guten Rath zu geben. Die Bösen aber verbreiten sich durch die Luft und bemächtigen sich des Blitzes, des Donners und des Orcans. Dann stürzen sie sich herab aufs Meer, und am Morgen sieht man am Strande eine Wittwe und eine Leiche, oder sie eilen über Land, und tanzen als Irrlichter her vor dem Wandrer und stürzen ihn von der Felsenhöhe hinab in die Tiefe, wo ein Erdhügel mit einem Kreuz sein Grab andeutet.

— Laß uns hoffen, unterbrach sie Jakob, daß sie uns den Besuch ersparen werden, denn auch ein Todter wäre hier zu viel. Wir genügen uns allein — ist's nicht so, Caterina? Sage mir, hast Du meiner stets gedacht, Caterina, seit wir uns zum letzten Mal sahen?

— Und Du meiner, Ciapo?

— Immer, immer! Aber Du?

— Ich nicht — ich habe lange und viel an Andere gedacht.

— An Andere? Und Du wagst es mir zu sagen? So bald folgst du Züchtige dem Beispiel der Andern?

Caterina aber zieht den zürnend Aufgestandenen mit trübem Lächeln auf seinen Sitz zurück. Ich habe an die Seele meiner Mutter gedacht.

— Du liebtest sie sehr, diese Mutter?

— Ob ich sie liebte! Aber doch noch nicht, wie sie

verdiente   Gott, welcher Blitz! Und hierbei machte sie das Zeichen des Kreuzes. Himmel, es muß eingeschlagen haben!

— Beinahe wären die Scheiben zertrümmert worden.

— Das kann nicht geschehn, denn am Palmsonntage steckte ich mit eigner Hand den geweihten Oelzweig daran. Gewiß aber hat's in der Nachbarschaft eingeschlagen! Vielleicht in den Kirchthurm von Sant' Ambrogio — — Ciapo, ich bitte Dich, schließe die Laden .... aber sachte, damit er nicht aufwache. Ich fürchte ....

Jakob stand leise auf, um ihre Bitte zu erfüllen.

— Caterina! ertönte auf einmal die Stimme des alten Justin — hast Du Furcht gehabt?

— Ei, bin ich denn ein Kind? Habe ich's nicht etwa schon donnern gehört?

— Du bist muthig! Aber um's Himmelswillen, wo mag der Baccio stecken? Er ist ein Unseliger, aber doch mein Blut.

— Wo wollt Ihr, daß er stecke, anders als in der Gartenschenke? Ueberdies scheut er so sehr das Wasser, daß er gewiß irgendwo unter Dach ist. — Alles dies zwang sie sich mit heitrer Stimme zu sagen, aber ihre Bläße und Verstörtheit strafte ihre Worte Lügen.

Ciapo setzte sich wieder neben sie hin, und lange währte ihr Schweigen. Das Gewitter tobte fort. Von Zeit zu Zeit schlug ein Hagelschauer wider die Fenster an, als wolle er sie in tausend Stücke zertrümmern. Caterina fuhr fort: Ob ich sie liebte! Ob sie Liebe verdiente! Meine arme Mutter! Höre, Ciapo, höre aufmerksam zu. Mein Vater war Kaufmann, und gehörte zur Seidenwirkerzunft. Im Wohlstand hatte er Freunde, dann begann's schlecht zu gehn, und ich erinnere mich als kleines Mädchen ge-

hört zu haben, wie er nicht sein eignes, sondern das öffentliche Unglück beklagte. Toscana, sagte er, könne sich nie wieder erheben. Engländer und Holländer haben den Handel Spaniens und Portugals an sich gerissen; ihre Fabrikate machen die unsern überflüssig; Livorno fülle sich mit Ausländern; übelberechnete Vorkehrungen und Maßregeln zehren den Wohlstand des Volkes auf. Als er fallirt hatte und sich im Unglück befand, blieben die Freunde aus; der Mund der Rechtsgelehrten war stumm für einen zu unrechter Zeit rechtlichen Handelsmann. Mein Vater starb unter dem Gewicht des Elends und der Unehre. Meine Mutter, ohne Schutz und Hülfe auf der Welt, schränkte sich ein, so viel sie vermochte, bezog eine Dachkammer in diesem Hause, und konnte so einige Monde lang dem äußersten Elend entfliehn. Entschlüpfte ihr ein Wort der Klage oder des Verlangens, arme Mutter, so war's für mich. Wenn sie an Sonn- und Festtagen Frauen und Mädchen nach Sant' Ambrogio gehn sah, schön gekleidet, mit goldnen Spangen und Ketten, so sah sie mich an in meiner ärmlichen Kleidung und seufzte. Dann trat sie zu mir, ordnete mein Haar und rief, meine blonden Locken in der Hand wiegend: Solchen Schmuck verkauft kein Goldschmied! So lebten wir, in mancher bittern Noth, bis zum Mai 1630, wo die Pest, nachdem sie die Lombardei verwüstet, von Bologna her sich über Toscana verbreitete. Und im Geleite der Pest kam der Hunger. Denke Dir, welches Leben wir führten! Mit der entsetzlichsten Anstrengung, gestoßen, wiederstoßend, verletzt im Gesicht und an den Händen, getreten und halb ohnmächtig, gelang es meiner Mutter, in den vom Großherzoge für die Armen eröffneten Magazinen einige Lebensmittel zu erhalten. Eines Tages erwartete ich sie ver-

gebens; sie kam erst gegen Abend. Da ich am Tage zuvor nur spärliche Nahrung gehabt, marterte mich der Hunger; kaum vernahm ich ihren Schritt, so schrie ich ihr oben von der Treppe entgegen: Meine Mutter, ich sterbe! Und sie, meine Stimme hörend, stieg trotz ihrer Ermattung rasch herauf, keuchend kam sie an, warf ein Stück Brot auf den Tisch und sank aufs Lager hin. Ich achtete nicht auf sie: ich verzehrte das ganze Stück und frug dann, keine Sättigung spürend, ob sie mehr gebracht. Die arme Mutter brach in Thränen aus, und ich begriff meine Härte und weinte vor Schmerz und Reue. Es wurde dunkel; meine Mutter wollte, ich solle mich niederlegen und tröstete mich, indem sie mich dem Herrn empfahl, mit der Aussicht auf einen bessern Morgen. Ich legte mich hin, und bat Jesus und die Madonna, auf daß sie mit Barmherzigkeit auf uns niedersähen. Meine Mutter zündete eine Lampe an, und setzte sich hin zum Spinnen, aber ihre trocknen Lippen hatten nicht Feuchtigkeit genug, den Faden zu näßen, die schwachen Finger hielten nicht mehr aus, mehrmals sank das Haupt ihr auf die Brust. Plötzlich drohte das Licht zu verlöschen. Sie stand auf und nahm das Oelfläschlein: es war leer. Da setzte sie sich wieder hin, blickte in die sterbende Flamme und sprach: So wird morgen meine Caterina sterben. Ich kann nicht mehr — ich habe heute keinen Bissen gegessen, auf meinen Füßen werde ich dies Haus nimmer verlassen. Meine Sünden müssen groß sein, o Gott, denn deine Barmherzigkeit nährt den Sperling auf dem Dache, kleidet die Lilie im Thal, mildert die Kälte für das Lamm, dem man die Wolle geraubt, und läßt uns hier verschmachten in solcher Noth! — Das Licht erlosch, bald darauf vernahm ich einen schweren Fall auf den Boden.

Ich sprang vom Bette: meine Mutter lag da, kalt wie eine Leiche. Nicht wissend, was ich that, stürzte ich, halb bekleidet, wie ich war, hinaus mit dem Rufe: Sie ist todt! Niemand zeigte sich; die Furcht, es möge ein Pestfall sein, hielt alle Thüren verschlossen. Nur Justin kam hervor aus seiner Wohnung; er nahm eine Laterne, und kam, meine Mutter zu sehn. Der gute Justin! In seinen Armen hob er sie vom Boden auf, ohne sich vor der Pest zu fürchten, legte sie aufs Bette, brachte sie wieder zu sich, unterstützte uns, wollte mich.... Jesus Marie! unterbrach Caterina ihre Erzählung, den Geliebten umklammernd und ihr Gesicht bergend an seinem Busen — die Blitze haben dies Haus zu ihrer Zielscheibe gewählt!

— Muth, du Furchtsame! Erinnere Dich der Verse des Herrn Torquato, die wir erst gestern lasen:

„Zertrümm're Welt! Mir gehet nichts zu Herzen,
Als was zumeist Genuß und Lieb' ertheilet;
Denn werd' ich Erd' auch, war ich ja schon Erde."

Du thätest besser daran, Dich eines Gebetleins zu erinnern, sagte Caterina, ihm den Mund mit der Hand verschließend. Eine neue Stille folgte, nur unterbrochen von dem Anprallen des Regens. Träte jetzt, begann Caterina wieder in ernster Stimmung, träte jetzt die Seele meiner Mutter vor mich hin, sie, die ich bis zum vergangenen Jahre mit der brennendsten Sehnsucht anrief, und bat, sich zu mir zu setzen, mit mir sich zu unterhalten in traulicher Rede, mich nicht zu verlassen .... träte sie jetzt vor mich hin, wo sollte ich mein schamrothes Gesicht bergen?

— Caterina! Hier an meinem Busen ....

— So folgst Du dem, was Deine Mutter Dich lehrte? So hältst Du mein Andenken werth? So bewahrst Du

den fleckenlosen Ruf, das einzige Erbe der Deinigen? Dies ist Deine Erkenntlichkeit gegen den armen Greis, der Dich in sein Haus aufnahm, der Dir den Namen Gattin gab, da er Dich nicht Tochter nennen konnte? Er rettete Dein Leben, Du vergiltst ihm mit Schande. Glaubst Du, der Himmel dulde dies? Glaubst Du, das Verbrechen bringe Glück und Zufriedenheit? Nein — jeder Kern trägt seine Frucht — Deiner Schuld wartet hier Reue, jenseits Hölle. O meine Mutter!

— Caterina, weßhalb quälst Du Dich so? Schaffe Dir keine Trugbilder, Dich zu ängstigen. Du übertreibst die Wohlthat dieses Alten. Was hat er gethan, was Andere nicht thun würden? Er verlangt das Opfer Deiner blühenden Jugend für einen Bissen Brot. Er hat einen Schatz erobert, den er nicht genießen kann und auch Andere nicht genießen lassen will.

— Du redest schön, mein Ciapo, aber sieh, Gott hat hier ein Bewußtsein hineingelegt, welches allen Trugschlüssen widersteht. Vor Durst sterben, den Becher des Mitleids erflehn und ihn beflecken .... o, das ist entsetzlich!

— Laß uns nur der Liebe denken, Caterina, sagte der Jüngling; das Paradies ist die Heimath der Liebenden ...

— Ja, derer, die die rechte Liebe verstanden. Die Andern stürzt das Ungewitter in die Tiefe der Hölle.

— Wo ist die Hölle?

Ein wildes Getöse unterbrach ihn. Die Fensterflügel wurden aufgeworfen. Die Scherben der Glasscheiben klirrten umher an Boden und Wänden; die Rahmen schlugen zertrümmert ins Gemach. Eine Fluth von Regen und Hagel stürmte herein: Hausgeräth, Licht, Alles über und über — und dann die Stube erhellt durch das Himmels-

feuer, und ein Rollen des Donners, daß das Haus erbebte in seinen Grundpfosten. Entsetzen ergriff die Liebenden. Einander eng umschlungen haltend blickten sie scheu und verstört um sich. Da erblickten sie plötzlich ein Gespenst, eine lange weiße Gestalt, mit wild hängendem, grauen Haar, die Rechte aufhebend wie zum Fluche.

Nach einem Moment war überall Finsterniß.

Aber in dieser Finsterniß ließ sich, vom rollenden Donner begleitet, eine Stimme vernehmen, und zugleich fühlte Caterina ihre Stirne berühren. Caterina, tönten die Worte, weßhalb hast Du meine weißen Haare mit Schande besudelt? Wozu diese Eile? Wartetest Du einen Tag, so starb ich im Frieden. Jetzt steige ich ins Grab, ein Verzweifelnder, aber ohne Bitterkeit gegen Dich. Möge Dir Gott vergeben, wie ich Dir vergebe aus dem Innersten meiner Seele. Du aber, den ich nur im Leuchten des Himmelsfeuer gesehen, der Du meine letzte Stunde vergällst, liebst Du sie immer, machst Du sie glücklich, so vergebe ich auch Dir!

Gleich darauf hörte man unsichere Schritte ... und einen Fall.

Die Beiden zitterten heftig am ganzen Leibe, aber sie hatten noch Fassung genug, in das Zimmer der Diener zu laufen, um Licht zu holen. Als sie, von den Dienstboten begleitet, wieder in das große Gemach traten, machte der Wind die Lichter verlöschen; sie kehrten um und waren dies Mal vorsichtiger. Sie hoben den unglücklichen Canacci vom Boden auf und legten ihn aufs Bett. Ciapo trat mit dem Lichte zu ihm, und sah schaudernd in das bläulich gewordene Gesicht, die stieren Augen. Er bedarf des Priesters, sagte er, bei Seite tretend, da er den Anblick nicht zu ertragen vermochte. Caterina schien vom

Schlage gerührt. Neben dem Lager stand sie regungslos: sie weinte nicht, sie sprach nicht, selbst ihr Busen pochte nicht. Sie war wie vernichtet.

Ohne Hut und Mantel eilte Ciapo zur Kirche Sant' Ambrogio, einen Geistlichen zu holen. Der Vicar, mit dem Viaticum und dem geweihten Oel, kam bald mit ihm. An das Lager tretend legte er die Hand an die Füße des Kranken, und fand sie wie Eis; seine Miene verkündete: Hier ist's aus. Eilig legte er Chorhemd und Stola an, bog sich über den Sterbenden und sagte mit lauter Stimme zu ihm: Herr Justin, höret mich! Es ist keine Zeit zu verlieren.

Und er gab ihm die letzte Oelung. Nachdem die lateinischen Gebete geendigt waren, sagte der Geistliche: Jesus, Maria und Joseph empfehle ich Eure Seele an. Ein gebrochener Laut drang aus des Alten Kehle; er war verschieden.

Caterina war immer leichenblaß und unbeweglich. Ciapo, an einen der Bettpfosten gelehnt, hörte und sah nichts von dem, was um ihn her vorging.

---

Bartolommeo Canacci, des verstorbenen Justin Sohn aus erster Ehe, hatte an demselben Abend seine gewöhnliche Sitzung in der Osterie gehalten. Er hatte sich betrunken, hatte gespielt und verloren, sich dann mit seinen Gefährten gezankt und eine Schlägerei veranlaßt, wobei es umgeworfene Tische und Bänke, zerbrochene Gläser, zerfetzte Gesichter und zerbläute Schädel in Menge absetzte. Müdigkeit und der Wirth, welcher aus Friedensliebe mit einem dicken Knüttel auf Alle lospaukte, hatten endlich die Kämpfenden besänftigt; sie setzten sich wieder zum Trinken und Spielen. Bartolommeo aber, der kein

Geld mehr hatte, und dem niemand borgen wollte, hielt's für das Beste, nach Hause zu gehn. Auf der Straße rannte er in der Dunkelheit an jemand an; es war der Vicar von Sant' Ambrogio.

— Ei was, seht Ihr denn nicht?

— Im Dunkeln sieht sich's vortrefflich! Und Ihr?

— Ha, seid Ihr's, Baccio? Immer betrunken! Es wäre Zeit, Euren Wandel zu ändern. Uebet einmal Reue! Wisset Ihr, wohin die Säufer gehn?

— Wo man guten Wein schenkt.

— Zur Hölle gehn sie, Unseliger! Geht nun aber ruhig Eures Weges, und betet für die Seele Eures Vaters, denn der ist todt.

— Todt? Ich habe ihn ja heute lebend zu Hause gelassen.

Der Geistliche ging weiter. Baccio kam strauchelnd bis an die väterliche Wohnung. Es war eine häßliche Fratze, die des Bartolommeo Canacci. Ein Gemisch von Gemeinheit und Feigheit bildete den Hauptcharakter. Auf einem Auge war er blind; das andere war grau und boshaft. Ein Stoppelbart bedeckte das Kinn und den größten Theil der Wange. Um seine Häßlichkeit etwas zu verdecken, pflegte er sich lauter reiche Kleider umzuhängen — aber es half nichts, die Person steckte auch den Anzug an.

— Alter, guten Abend! Da draußen hat man mir gesagt, Du seist gestorben, ist's wahr? Ich glaube nicht dran, wenn Du's mir nicht selber sagst.

Mit diesen Worten trat er schielend ans Bett. Baccio, sagte eine der Dienerinnen, welche auf den Knieen den Rosenkranz betete, Euer Vater ist hinübergegangen. Betet für ihn!

— Ist der Alte todt, so hat ihn die Amme nicht er-

würgt. Seht, auch ich habe meine gewisse Jahre, und so lange ich ihn kannte, war er älter als ich. Er hat doch zu lange gelebt.

— Herr, hilf uns! riefen die Frauen entsetzt aus; hört, wie der Renegat lästert ...

— Haltet Ihr nicht 's Maul, Hexen, so schicke ich Euch der Seele des Abgeschiedenen Gesellschaft leisten, oben oder unten, wie's Euch gefällt. Ich kehre ins Wirthshaus zurück, mich vom Schreck zu erholen. Vorerst aber laßt mich einen Soldo zu mir stecken.

Damit öffnete er den Schrank, zog die Schubfächer heraus, stülpte sie um, suchte in jedem Winkel, und schlug sich, da er kein Geld fand, vor die Stirne mit dem Ausruf: Wo hat er's denn hingesteckt? Plötzlich heftete sein boshafter Blick sich auf Ciapo, dann wieder auf den Schrank, und wieder auf Ciapo, und er suchte irgend eine Verbindung zwischen dem unbekannten Gast und dem leeren Schrank auszuspüren. So währte es eine Zeit lang, bis, da er sah, wie jener gar nicht auf ihn achtete, er auf ein Mal mit einem gewaltigen Satze auf den Jüngling lossprang. Ciapo hatte Zeit zurückzutreten und zog mit rascher Bewegung den Dolch; bei der Heftigkeit des Angriffs blieb ein Stück seines Oberrocks in Baccio's Händen, und drunter sah man ein carmoisinrothes Sammtwams, auf welchem das große Kreuz des Stephansordens gestickt war. Baccio's benebeltes Gedächtniß ward plötzlich hell und er erkannte den vor ihm Stehenden. Die Arme über der Brust gekreuzt, sank er auf die Kniee nieder und sprach mit bebender Stimme:

— Erlauchtester Herr Herzog von San Giuliano, habet Erbarmen mit mir, um der Liebe willen, die Ihr zur vortrefflichsten Fürstin Veronica traget.

Der Herzog steckte rasch den Dolch ein und schleuderte ihm eine Börse mit wüthender Bewegung zu, indem er ausrief: Geh, nimm und spiele, aber im Augenblick mir aus den Augen! Die Börse schlug hart an Baccio's Brust, er aber, bedenkend, wie die Schwere des Inhalts im Verhältniß stehe zum Schmerz, den er empfand, rieb sich mit einer Hand den getroffenen Theil, stemmte sich mit der andern beim Aufstehn auf den Boden und entfernte sich, so gebückt gehend, wie er konnte, mit den Worten: Vielen Dank, Herr Herzog! Im Hause Eures unterthänigsten Dieners seid Ihr Gebieter von Allem, und wenn ich Euch dienen kann, hat Eure Herrlichkeit nur zu befehlen. Ich habe weite Aermel, und sagt mir Einer: Baccio, drück' ein Auge zu, so hat er bei mir, wie Ihr seht, den Vortheil, daß ich beide schließe.

Während dies, rascher als ich erzählen kann, vorging, vernahm man einen Schrei: Wehe mir! Ich bin verrathen!

Als der Herzog sich umsah nach Caterinen, lag sie am Boden, leblos, weiß, wie eine Marmorstatue, die von ihrem Fußgestell herabgestürzt ist.

---

Kurz vor Tagesanbruch, am zweiten November, vernahm man ein leises Pochen am Thore der Villa Salviati. Der treue Diener, welcher die ganze Nacht hindurch gewacht und gelauscht hatte, vernahm es und öffnete, indem er seinem Gebieter guten Tag wünschte. Dieser antwortete nicht; auf des Vertrauten Arm gestützt, stieg er mühsam die Treppe hinauf. Der Diener konnte, der Dunkelheit wegen, ihm nicht ins Gesicht sehn; er fühlte seine Hand an, sie war mit kaltem Schweiße bedeckt. Sie traten in den Saal, aus welchem man auf

einer Seite in die Gemächer des Herzogs, auf der andern in die der Herzogin ging. Plötzlich öffnete sich mit großem Geräusch die Pforte des Zimmers des Herzogs, und Madonna Veronica trat hervor, einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen in der Hand haltend. Sie war bleich wie der Tod; ihre Augen glänzten in fieberhaftem Feuer, ihr Haar fiel über die Schultern herab, ihr Anzug war schwarz. Sie durchschritt den Saal, auf ihr Gemach zugehend, und sagte mit hohler, tonloser Stimme:

Willkommen sei unser Herr, der uns das Glück bereitet, nach welchem unser Herz sich sehnt!

Der Herzog blickte auf. Die Erscheinung war verschwunden.

---

Am Abend vor Weihnachten im Jahre 1637, gegen die zehnte Stunde, wurde die Thüre der Gartenschenke in der Via dei Pilastri behutsam geöffnet.

Es war der Mühe werth, die Schenke an diesem gebenedeiten Abende zu sehn. Sechs bis acht Tische waren mit blendend weißem Zeuge bedeckt; die Teller blinkten, die Becher leuchteten, und die dickbauchigen Flaschen hatten zierliche Stöpsel, welche Heinrichs IV. weißem Federbusch glichen. Dazu ein wahres Höllenfeuer, aber nur zu dem unschuldigen Zweck, Kapaune und Tauben zu braten, welche sich an der Ehre, für einen solchen Tag aufgespart zu werden, gemästet zn haben schienen. Noch fehlten dem Drama die Spielenden. In diesem Moment waren sie in der Kirche, und sorgten andächtig für ihr Seelenheil. Jegliches Ding hat seine Zeit.

Ein mit einem kegelförmigen, breitgekrämpten Hut bedeckter Kopf ließ sich neben der nur zum Sechstel geöffneten Thüre sehn. Eine Binde verdeckte ein Auge und

einen großen Theil der Wange; die andere Seite beschattete eine riesige, schwarze Feder, welche sich vom Hute herabbog. Nachdem das verdächtige Gesicht das Innere gemustert, bemerkte es in einem Winkel den Bartolommeo Canacci, welcher, ein Pack Spielkarten in den Händen, für sich Basset spielte. Dann trat die ganze Gestalt des Lauschers ins Gemach, eine fast riesige Gestalt, bis ans Kinn in einen Mantel gewickelt. Er ging auf Baccio zu, im Augenblick, wo dieser ausrief: O verrätherisches Stück! Ich mögte Jude oder Türke werden! Jetzt, da ich allein spiele, verliere ich nie.

Der Unbekannte ließ sich mit dem vollen Gewicht seines Körpers auf eine Bank fallen und rief, mit der Hand auf den Tisch schlagend: Wirth, Wein her!

Baccio sprang dermaßen in die Höhe, daß er beinahe von der Bank gefallen wäre. Karten, Becher und anderes Geräth flogen durch einander. Der Wirth allein bewegte sich nicht weg vom Heerde, in der Meinung, der Ankömmling sei ein armer Schlucker, und frug trocken: Von welchem? Von dem zu zwei Soldi?

— Ungläubiger Hund, spare Deinen Essig auf für die Charwoche und bringe mir Wein, und vom besten. Hast Du verstanden?

— Ich habe Chianti, Pomino, Artimino, Carmignano, Vinosanto, schnarrte der plötzlich höflich gewordene Wirth in einem Athem hin; Aleatico sodann, der einen Todten erwecken würde....

— Gieb mir vom besten, Schwätzer, und damit genug!

Der Wirth holte einen Becher und eine Flasche, rund wie ein Senator. — Was ist das? Nur ein Becher? Trinkt vielleicht der Cavalier hier neben mir nicht? Damit deutete er auf Baccio. Dieser aber machte Miene,

als wolle er ablehnen. Zu viel Güte, Verehrtester! In Wahrheit, ich wollte nicht....

— Ei was, unterbrach ihn der Wirth, der bei dieser Einladung seine Rechnung fand, nehmt an; ein Erbieten, welches vom Herzen kommt, schlägt man nicht aus. Seht Ihr nicht, welche kaiserliche Physiognomie dieser Cavalier hat? Und was Trinken betrifft, Ihr söffet auch den Arno aus, wenn's Wein wäre.

— Geht an den Heerd! — Und als sie allein waren, fuhr der Unbekannte fort, nachdem er den ersten Becher getrunken: Die Farbe Eures Anzugs sagt mir, daß das Unglück Euch heimgesucht hat....

— Vor wenigen Tagen habe ich den Erblasser begraben. Aber das ist nicht das große Unglück. In wenigen Tagen habe ich auch die Erbschaft aufgegessen. Das sündhafte Basset hat mir in einer Woche tausend Ducaten wegstibizt.

— Schlimm! Aber es fehlt Euch nicht an Mitteln, sie zu ersetzen. Zu Hause .... trinkt!

— Danke! Doch wie? So lange meine Stiefmutter lebt, gehört ihr Alles. Was ich an Baarem gefunden, ist schon zum Teufel.

— Aber der Herzog von San Giuliano?

— Daran ist nicht zu denken. Die Caterina macht die Zimperliche. Aber um auf uns zurückzukehren: Kennt Ihr eine Arzenei gegen ein Uebel dieser Art?

— Höre, Baccio, Du kennst mich nicht; aber ich kann und will Dir helfen. Ich bin Dein Freund, und will Dich befreien von so vielen Uebeln.

— In Wahrheit?

— Gewiß! — Und nun begann ein leises Gespräch, in welchem, nach den Gebehrden zu schließen, der Unbe-

kannte dem Canacci etwas Entsetzliches zuzumuthen schien. Dieser sagte entschlossen nein, aber der Andere war wieder über ihn her mit glühenden Worten und beredter Miene; der Canacci schien zu schwanken, dann nachzugeben. Er sprach noch Manches entgegen, mehr, um nicht ein zu leichtes Unterliegen zur Schau zu tragen, als um wirklichen Widerstand zu leisten. Genug, sagte endlich der Unbekannte, Alles wird aufs Beste eingerichtet werden. Aber nun ist's Zeit, daß Du selber mit Madonna reden kannst. Wirth, wie viel die Zeche?

Und damit warf er auf den Tisch einen leuchtenden Zechin von Massa, welchen der Wirth ehrfurchtsvoll mit zwei Fingern aufhob, nachdem er sich sie früher an der Schürze abgewischt hatte, worauf er ihm den Rest mit folgenden Worten auszahlte: Verehrungswürdigster Gebieter! Jetzt, da Ihr meinen guten Wein gekostet, thut mir keinen Tort; beehrt mich mit Eurer Person, Ihr werdet hier Cavaliere finden, Euresgleichen und lustige Gesellen. Ei, ei, das ist ein Goldstück von Massa — wirklich, hier ist das Wappen, Cybo, Medici und Malaspina. Ich werde ihn auch besser wechseln, als an der Münze. Seht her, drei Giuli verzehrt Ihr, hier ist der Rest. — Und während er so sprach, befreite er seine Taschen von aller falschen und schadhaften Scheidemünze, die sich seit Jahren darin gesammelt hatte. Margutte, denn es ist der Diener der Frau Herzogin, den wir vor uns haben, legte die Hand auf diesen Haufen Geldes und erwiederte lächelnd: Wirth, Dein Geld kommt aus einem Eisenwerke! Mach Du mir nichts vor; als Dein Teufel auf die Welt kam, ging der meinige schon in die Schule. Nimm und lerne! — Und damit warf er ihm die ganze

Hand voll kleiner Münze ins Gesicht. — Da hast Du Dein Trinkgeld!

Er führte den Canacci hinaus. Der Wirth, die Mütze in der Hand, begleitete sie unter einem Schwall von: Verehrungswürdigster — seid überzeugt — der Schein vom Feuer — geblendet und andern Redensarten bis an die Thüre.

Seit jenem Abende wurde Bartolommeo Canacci nicht mehr in der Osterie gesehn.

---

Das Jahr ging zu Ende. An seinem letzten Tage fiel in Florenz ein so dichter Schnee, daß man ihn für die Asche Pompeji's hätte halten mögen. Wenig unterschied sich Tag von Nacht, und um die drei und zwanzigste Stunde der italiänischen Uhr war's schon finster. Da begannen einige verhüllte Gestalten in der Via dei Pilastri, dem Borgo a Pinti, dem Borgo la Croce und andern benachbarten Straßen sich zu zeigen. Einige derselben trugen Laternen unter den Mänteln, und ging ein Bürger vorüber, so hielten sie ihm die Leuchte ins Gesicht, zu sehn, wer er sei. Daß der arme Bürger den Athem einhielt, braucht kaum gesagt zu werden. Allen seinen Heiligen sich anempfehlend, ging er dann seines Weges, so rasch seine Beine ihn trugen; denn in der Stadt fielen täglich Beraubungen und selbst Mordthaten vor. Selten verging eine Nacht, ohne daß die Glocke der Misericordia das Volk weckte und in Schrecken versetzte. Die Florentiner aber sprachen ein kurzes Gebet für die Seele des Ermordeten, wendeten sich um im Bette und schliefen wieder ein. Die Gesetze schwiegen. Die großen Adelsgeschlechter hielten ohne Hehl Meuchelmörder in Diensten, deren edles Amt darin bestand, in der Dämmerung demjenigen einen tüchtigen

Dolchstoß zu geben, der das Unglück oder die Unvorsichtigkeit gehabt, ihrem hohen Herrn zu misfallen. Es klingt unglaublich, wenn ich's sage: Selbst Ferdinand II. hielt dergleichen Volk, unter Andern jenen berüchtigten Tiberio Squilletti, vom Volk Fra Diavolo oder auch Fra Paolo genannt, weil er einem Franciskanerkloster entlaufen war. Dieser empörte sich zu guter Letzt, raubte und mordete selbst in Florenz, wurde endlich eingefangen, und endete sein Leben in den Kerkern des Palastes des Podesta.

Nachts, um die zehnte Stunde, hielt ein von zwei Pferden gezogener Wagen, ohne Wappen und Abzeichen, im Borgo a Pinti, nicht weit von der Via dei Pilastri, so dicht wie möglich an der Mauer. Eine Sammtmaske ließ sich am Wagenfenster sehn; man vernahm einen scharfen Pfiff, dann eilige Schritte, und ein großer, verhüllter Mann trat herzu.

— Wie weit sind wir, Margutte?

— Wir müssen warten. Der Freund ist im Hause.

— Seit lange?

— Den ganzen Abend.

Mit einem tiefen Seufzer sank die Vermummte zurück in den Wagen. Das Pfeifen wiederholte sich, der Mann lief immer wieder zum Wagen, und die darin Befindliche drängte ihn mit immer heftigerer Gebehrde, so daß er zwischen den Zähnen murmelte: Zum Teufel die Rasende! Kurz vor Mitternacht trat Jakob Salviati aus dem Hause Canacci. Caterina begleitete ihn bis unten, und an der Thüre gab sie ihm den letzten Kuß. Der Herzog ging rasch weiter; in den Borgo a Pinti einlenkend stieß er heftig gegen den dort wartenden Wagen an Er schrie auf, er wollte Lärm machen und nach Licht rufen,

dann aber besann er sich eines Andern und hielt es für vernünftiger, ruhig seiner Wege zu gehn.

— Steiget nun aus, wenn ihr wollt. Reicht mir die Hand; Heilige Jungfrau, wie Ihr zittert!

— Komm, und Du wirst sehn, ob ich zittre.

— Heraus auch Du!

Eine andere Person wurde gleichsam herausgehoben, ebenfalls verlarvt, vor Furcht oder in der Betrunkenheit schwankend. Kaum kam der Andere auf den Boden, so sprach er: In manus tuas... Still! herrschte ihm der große Verhüllte zu. Sie pochten am Canaccischen Hause; Niemand antwortete. Sie pochten stärker. Ein Lichtschein ließ sich sehn. — Wer pocht?

— Oeffnet, ich bin's.

— Ha, seid Ihr's, Baccio? Seit sieben Tagen habt Ihr Euch nicht gezeigt, Madonna Caterina hat Euch überall suchen lassen. Schöner Lebenswandel! — Damit öffnete sich die Thüre. In einem Nu war die Dienerin ergriffen und geknebelt.

---

Caterina lag auf dem Bette, den Blick gen Himmel gewendet. Eine Menge von Bildern bestürmte sie, zerrissen, unzusammenhängend, heiter und trübe, wie ein Rausch der Sinne. Wohl war dies ihr blühendes Antlitz, ihre glatte Alabasterstirn — aber seit einigen Tagen machte sich auf dieser Stirne ein Zeichen bemerklich, ein unauslöschliches Zeichen. Der Schmerz hatte es ihr aufgedrückt, der des Menschen Stirne und Seele mit Flammenlinien durchfurcht. Unglückliche! Sie hatte gerungen mit der Versuchung; sie hatte heraufbeschworen den Zorn der getäuschten Eitelkeit, die Beleidigung des Betruges, Religion und Gewissensbisse. Nichts war ver-

gessen worden; nicht die mütterlichen Mahnungen, nicht die Güte des verstorbenen Gatten, selbst nicht die Erinnerung an die Herzogin, die unglückliche Gattin, die trostlose Mutter. Alle diese Betrachtungen hatte sie der Leidenschaft gegenüber gestellt — die Leidenschaft hatte sie alle besiegt. Aber Herz und Seele, welche den harten Kampf bestanden, trugen die Spuren davon, Spuren, welche Gott allein tilgen kann, indem er sie mit dem Vergessen des Erbarmens deckt.

Mit der Schnelligkeit des Falken war die Vermummte über Caterinen her. Sie sah sie an, starr und unbeweglich. Plötzlich zog sie einen Dolch — ihr Gefährte hielt ihr den Arm. Nein, sagte er, laßt uns ihr Zeit gönnen, mit Gott sich zu versöhnen. Dann legte er eine Hand auf Caterina's Schulter mit den Worten: Schließt Euren Frieden ab mit dem Himmel! Die Augenblicke Eures Lebens sind gezählt.

Caterina sprang auf vom Lager. Sie glaubte zu träumen, sie schloß die Augen wieder, aber der Andere wiederholte mit entsetzlicher Ruhe: Schließt Euren Frieden ab mit dem Himmel! In fünf Minuten seid Ihr nicht mehr.

— Endet! rief in wilder Leidenschaft die Vermummte, aus ihres Gefährten Händen sich losmachend — Endet! Zur Hölle!

— Nein! Gönnet ihr Zeit, Reue und Leid herzusagen.

— Aber weßhalb wollet Ihr mich tödten? Ich kenne Euch nicht....

— Wir aber kennen Euch.

— Wollet Ihr meine Habe, meinen Schmuck, Alles,

was im Hause ist, nehmt, nehmt Alles, ich werde Euch nicht verklagen, ich schwöre es beim Erlöser....

— Wir sind keine Diebe. Von den fünf Minuten sind schon zwei vergangen.

— Warum wollet Ihr Euch die Hände beflecken mit dem Blute eines armseligen Weibes? Habt Ihr keine Mutter, keine Gatten, keine Kinder? Glaubt Ihr nicht an Gott?

— Vertraget Ihr Euch mit Gott: An unsere Rechnung denken wir selbst. Drei Minuten sind vorüber.

— Aber ich bin nicht vorbereitet — ich kann nicht sterben! Ich bin nicht krank, ich fühle mich voll Leben — ich muß leben!

— Ihr müßt sterben!

— Sterben, ha! Sterben ist ein Wort, aber wisset Ihr, welch' Entsetzen in diesem Worte liegt? Wenn das Leben vorüber ist, wenn alle Täuschungen verschwunden, wenn wir mit Gott versöhnt, wenn wir müde, wenn wir getröstet sind durch einen Priester, wenn Krankheit uns aufgezehrt hat, dann sehn wir dem Tode ruhiger ins Gesicht. Aber ich bin im Frühling des Lebens — meine Rosen blühn noch — ich glaube an Gott, an Glück, an Liebe, und Ihr wollet mich tödten? Wodurch habe ich Euch gekränkt?

— Wodurch mich gekränkt? Mit dem Ton einer Rasenden rief es die Vermummte, und riß sich vom Gesicht die Sammtmaske. — Ich bin Donna Veronica Cybo, die Gattin des Herzogs von San Giuliano! Kannst Du nun noch fragen, wodurch Du mich gekränkt? Schlag die Augen nieder, Schamlose! Ich war die Mutter des Armen — jetzt weise ich mit Verwünschungen den Hülfesuchenden weg. Wer anders trägt die Schuld als Du?

Meine Gedanken waren einst friedlich, mein Schlummer ruhig; jetzt finde ich auf dem Pfühl Schlaflosigkeit, und Verbrechen-blutige Träume verwirren mein Hirn — wer anders trägt die Schuld, als Du? Ich hatte einen Freund, und habe ihn nicht mehr; ich hatte einen liebevollen Gatten, und habe ihn nicht mehr — um Deinetwillen habe ich Alles auf dieser Welt verloren, um Deinetwillen werde ich mein Seelenheil verlieren, um Deinetwillen habe ich mein einzig Kind mishandelt — und Du fragst, wodurch Du mich gekränkt? Und weil Du glücklich bist durch mein Elend, darum sollst Du leben? Stirb, Unselige!

Ein Todesschauer durchrieselte Caterinen. Sie sah, daß keine Rettung möglich war durch Bitten bei dieser Rasenden. Da warf sie sich auf den Boden nieder, und umfaßte Margutte's Knie: Rette mich, beim Blute des gekreuzigten Heilands! Rette mich!

Margutte empfand eine Regung des Mitleids — er beugte sich zum Ohr der Herzogin. Da stürzte ein Mann im Mantel ins Gemach. Rettet Euch, die Häscher kommen! Am Kloster der Angioli bin ich ihnen begegnet. Die Häscher! wiederholte Margutte, den Arm der Herzogin loslassend. In demselben Moment durchbohrte ein Dolchstoß der Knienden Kehle. Sie sprang in die Höhe, sie wollte noch reden, sie streckte die Arme empor, ein Blutstrom erstickte sie. Margutte empfand, auf seine Weise, Mitleid bei dem gräßlichen Anblick; er nahm seinen eigenen Dolch mit den Worten: Jetzt ist's besser, ihr den Rest zu geben. Eine Leiche stürzte Caterina über Bartolommeo Canacci hin, ihn mit Blut bedeckend. Wie Judas, hatte Bartolommeo der Herzogin diese Seele verkauft; wie dem Judas, fehlte auch ihm die Ausdauer. Ohnmächtig lag er am Boden. Niemand kümmerte sich um ihn. Die Lich-

ter wurden ausgelöscht; Margutte, schon an der Thüre, hörte noch Jemand im Zimmer, und rief herrisch: Heraus! Die Herzogin, denn sie war's, die zurückgeblieben, erwiederte: Warte ein wenig, ich komme....

— Warten! Und die Häscher?

— Laß sie kommen.

— Wen sie finden, wird gehängt.

— Für Dich der Strang, Vasall! Ich bin Herzogin...

— Vortrefflich! Aber kommt, sonst gehe ich allein. Was zum Henker macht Ihr dort?

— Still! Laß uns gehn.

---

Am Neujahrstage war großer Empfang bei Hofe. Jakob Salviati, schön von Gestalt, anmuthig im Benehmen, vornehm und reich beschenkt mit allen Glücksgütern, als Muster des Geschmacks gepriesen, konnte an einem solchen Tage nicht zurückbleiben. Kaum erwachte er, so sprang er aus dem Bette und klingelte. Die Diener eilten herzu, in Festkleidern, im Chore ausrufend: Erlauchtester Herr Herzog, ein glückliches neues Jahr!

Danke! Euch dasselbe. Haushofmeister, diesmal gebet Allen ein zwiefaches Geschenk. Ich fühle mich glücklich!

— Es lebe der vortreffliche Messer Jacopo!

— Wohl, nun gehet und bleibet brav und treu, wie bisher. Valentin, komm Du her und hilf mir beim Ankleiden. Heute will ich Alle bei Hofe verdunkeln. Laß mich sehn! Sind alle Kleidungsstücke gebracht worden?

— Zu Dienst. Der Hutmacher hat hier den Hut gesandt....

— Gut. Biege die Feder ein wenig und hefte in der Mitte meine Rosette von Diamanten an. Der Vergolder?

— Hat die Halbstiefel gebracht.

— Diese Halbstiefel von vergoldetem Leder müssen eine prächtige Wirkung machen, namentlich mit diesen Sporen von mattem Gold.

— Der Juwelier versichert, er habe die ganze Nacht hindurch gewacht, das Wams zu beendigen, und empfiehlt Euch seine Gesellen. — Damit breitete er das Wams vor ihm aus. Unsere Zeit ist eine Bettlerin, im Vergleich mit der Kleiderpracht jenes Jahrhunderts. Das Wams bestand aus Goldbrocat, auf welchem in Relief Blumen gestickt waren. In Mitten jeder Blume fand sich eine Perle; um den Nacken und um die Aermel liefen zwei Reihen Demanten, und auf der Brust erschien, aus Demanten und Rubinen zusammengesetzt, das Kreuz des Ritterordens Sanct Stephans.

— Sehr schön! rief der Herzog freudig aus. Gieb den Gesellen vier Dukaten, sie mögen auf mein Wohl trinken! Hat der Apotheker das wohlriechende Wasser gesandt?

— Das Wasser, so wie die Handschuhe, die in den peruanischen Vasen gelegen haben.

— Reiche mir sie, Valentin! Nun, sie könnten stärker duften, aber es mag gut sein.

Der Herzog goß sodann wohlriechendes Wasser in ein Gefäß und besprützte sich damit. Nachdem er sich mit feiner Leinewand abgetrocknet, setzte er sich nieder, sich das Haar zurecht machen zu lassen. Damals trug man große Perücken, die zu beiden Seiten auf die Brust und hinten auf den Rücken herabfielen. Der Herzog machte die Mode nur halb mit, denn er trug sein eigenes, langes und lockiges Haar, welches er auf jene Weise ordnen ließ. Der Diener, mit dem Elfenbeinkamm und dem geglühten Ei-

sen, legte eine neue Probe seiner Kunst ab, während der Herzog, ungeduldig, aber gut gelaunt, ihn in einem fort zur Eile antrieb.

— Erlauchtester Herr Herzog, Madonna Veronica, Eure Frau Gemahlin, wünschet Euch Glück zum Jahresanfang und sendet Euch den Korb mit dem Weißzeug.

— Gerade zur rechten Zeit gekommen! Sage ihr meinerseits Dank, und daß wir uns bei Hofe wiedersehn werden.

Der Diener der Herzogin, welcher den Korb gebracht, verbeugte sich und stellte ihn auf einen Tisch. Der Korb war ein edles Besitzthum des Hauses Salviati, und nach dem Urtheil der Kenner von der Hand Benvenuto Cellini's, aus Silberdrath gearbeitet, mit einer Menge von Zierathen, kleinen Masken, Blumen- und Fruchtkränzen, Muscheln und Korallenzweiglein, Bändern und Laub, Alles mit Meisterschaft in Silber getrieben. Die Wäsche war damals ein Haupttheil der Toilette. Man pflegte große Halskrausen und Spitzenmanschetten zu tragen. Die Flamänder, bei denen dieser Industriezweig den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, trugen aus allen Ländern große Summen für ihre kostbaren Spitzen nach Hause. Leinwand und Spitzen aber, welche die Herzogin ihrem Gemahl sandte, kamen nicht aus den Niederlanden, sondern aus der Schweiz. Seine Eminenz, der Cardinal Eduard Cybo erhielt, als er Nunzius bei der Eidgenossenschaft war, die feinste Leinwand zum Geschenk, und sandte sie seiner Schwester, der Herzogin Veronica, welche sie ihrem Gatten bestimmte. Damals hatten auch die Frauen aus den vornehmsten Familien das Weißzeug unter ihrer persönlichen Obhut, und es war die allge-

meine Sitte, an Feiertagen den damit gefüllten Korb dem Gatten zu senden.

Jakob Salviati, den Korb anschauend, der ihn an die Tage seiner Liebe zur Herzogin und vielleicht auch an seine Vergehen erinnerte, konnte sich nicht enthalten, mit einem Seufzer zu sagen: Arme Veronica! Auch sie liebt mich ....

— Erlauchtester, der Kopfputz ist fertig.

— Laß mich sehn! Zieh' diese Locke etwas herunter... so gut. Jetzt halte mir das Haar fest, während ich mich ankleide. Die Augen auf den Spiegel geheftet, griff der Herzog in den Korb. Indem er die zu oberst liegenden Tücher bei Seite schiebt, verwirren seine Finger sich in einen feinen, weichen Stoff, der sich wie rohe Seide anfühlt. Aufs Höchste verwundert blickt er hin und sieht eine lange, blonde Locke. Ein eisiger Schauer ergreift ihn; heftig stößt er den ihn haltenden Diener bei Seite, beugt sich im Angstschweiß über den Korb, wirft die einzelnen Stücke Leinenzeug aus einander und sieht unten im Korbe ....

Himmlische Gerechtigkeit! Das bleiche Haupt Caterina's ....

---

Nach neun Stunden der entsetzlichsten Zuckungen öffnete Jakob Salviati die Augen. Er blickte wie gedankenlos um sich her, und sah um sich die verstörte Dienerschaft. Er schloß die Augen wieder, seine Stirne zog sich in Falten, er suchte seine Ideen zu sammeln, und als er sich an den schauderhaften Vorfall erinnerte, sprang er wie ein Rasender aus dem Bette, ergriff seinen Degen und rannte, die Scheide wegwerfend, in die Gemächer der Herzogin.

Madonna Veronica, von acht Bewaffneten und von Margutte begleitet, hatte sich längst nach Massa begeben, zu ihrem Vater, dem Fürsten Carl dem Ersten.

Lange waren Hof und Stadt in der Bestürzung über die That und die schrecklichen Umstände, welche sie begleitet. Das Spinngewebe der Justiz fing unterdeß Fliegen. Bartolommeo Canacci war der einzige der Schuldigen, dem man etwas anhaben konnte; vor dem Thorè des Palastes des Podesta ward er enthauptet. Der Herzog von San Giuliano begab sich auf Reisen, aber er trug den Tod in der Seele. Natur und Menschen wurden ihm zum Ueberdruß; er ward sich selbst zur Last. Endlich kehrte er nach Hause zurück, dort zu sterben. Niemand erkannte ihn mehr.

Die flehendsten Bitten der Herzogin, das Anliegen des Fürsten Carl, der Cardinäle Alderan und Eduard, ihrer Schwestern Ricciarda Gonzaga und Maria Pico von Mirandola, und anderer Verwandten, die Verwendungen der italiänischen Fürsten, selbst des Papstes Innocenz des Elften, konnten Jakob Salviati nimmer bewegen, seine Gattin wiederzusehn oder ihr zu verzeihn. Mit dem unversöhnlichen Hasse gegen sie stieg er hinab in die Vätergruft. —

Vier und funfzig Jahre nach der tragischen Geschichte, die ich erzählt habe, sah man eine Frau in hohem Alter, in Trauerkleidern, das Gesicht gehüllt in eine schwarz seidene Kapuze, auf den Arm eines gleichfalls von den Jahren gebeugten Mannes gestützt, jeden Tag, so wie die Glocke das Ave Maria verkündigte, in die Kirche des heiligen Franciscus zu Massa treten. Knieend vor dem Hauptaltar blieb sie dort bis zum Angelus und entfernte

sich nicht eher, bis der Sacristan ihr ehrfurchtsvoll zuflüsterte, daß die Kirche geschlossen werde.

Eines Tages kam sie nicht. Denn in einem Saale des Palastes der Fürsten Cybo lag ihre Leiche auf einem Prunkbette, und wurde von Tausenden besucht. Das Volk hielt sie für eine Heilige, denn es sah den Marmor des Fußbodens ausgehöhlt, wo sie vier und funfzig Jahre lang knieend ihre Missethat beweint hatte, und man zeigte ein grobes, härenes Gewand, das sie bis zu ihrer Todesstunde getragen.

Als am Abende des nämlichen Tages, nach einem feierlichen Todtenamte in der unterirdischen Kapelle des Hauses Cybo Malaspina in der Franziskanerkirche, der Marmor auf ihre Gruft gelegt worden war, die Gesänge sich entfernten und die Lichter verloschen, trat der hundertjährige Begleiter der Herzogin Veronica aus einem Winkel hervor und lehnte seine Stirn an den kalten Stein des Grabmals. Lange stand er so in tiefem Sinnen; die Mitternachtglocke machte ihn aufschrecken; da streckte er in Thränen ausbrechend beide Hände gen Himmel und rief:

Veronica Cybo! Wenn Deine Reue Vergebung erlangt hat Deiner Seele, so flehe zu Gott, o flehe zu ihm, daß er auch mir verzeihen möge, der ich Dein Gefährte war bei der grausen Missethat!

Dieser Mann war Margutte.

# Die Geschichte

# des Templers von Brindisi,

# Rogers von Flor,

letzten Cäsaren der Romäer in Anatolien,

durch

F. W. Barthold.

## Erstes Kapitel.

Rogers Herkunft und erste Jugend. Vom Jahre 1267—1276.

Der alte griechische Dichter, welcher einst den Sieg des Alkibiades im olympischen Wettrennen pries, behauptet, daß ein glücklicher Mensch vor Allem eine berühmte Heimath haben müsse. Mag auch uns, abgesehn von der christlichen Vorstellung, ein reiches, großartig bewegtes Leben, Ruhm vor Zeitgenossen und Nachwelt, als Glück gelten, so wollen wir diesen Ausspruch des Griechen doch nicht eng auf den zufälligen Vorzug des Geburtsorts eines geschichtlich namhaften Mannes beschränken, weil oft ein unansehnlicher Fleck der Erde die Wiege dereinstiger Größe begrüßte, sondern ihm die Ausdehnung geben, daß ein Mensch, bestimmt zu historischer Bedeutung, in einer Zeit, welche die Bedingungen großartiger Gestaltung in sich trägt, unter äußeren Verhältnissen und sittlichen und politischen Zuständen, welche ihn zu Würdigem befähigen, und an einem Orte das Licht der Welt erblickt haben müsse, wo die Bewegungen der Zeit ihn leicht erfassen und auf die hohe Fluth der Ereignisse hinausführen können, die einst zu beherrschen er berufen ist. Wer in der Periode des gering geschätzten, zahmen Bürgerthums, etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, in einem entlegenen, machtlosen, deutschen Kleinstaat, unter unscheinbaren,

ärmlichen Verhältnissen, gleich fern von dem historischen Schauplatze, wie von maaßgebenden Charakteren, geboren war, wie wunderbare, seltsame Fügungen des Zufalls müßten sich verbinden, um einen solchen Privaten, selbst wenn bedeutende Geisteskräfte in ihm lägen, zu einer ausgezeichneten Stellung im Leben zu führen? Während ein gleich befähigtes Individuum, in der Fluthzeit der Ereignisse an günstiger Stelle ins Dasein getreten, leicht zum Bewußtsein erweckt, leicht über die Masse sich emporschwingt und im raschen Wechsel der Dinge in seine Bahn getrieben wird. Fassen wir daher den Sinn des poetischen Ausspruchs so: Eine großartige Zeit und die Gunst des Geschicks, in ihr an der Heerstraße des Weltlaufs, wo die Fortuna, das Abenteuer einzukehren liebt, die Welt zu erblicken, sind nothwendige, äußere Bedingungen, um ein denkwürdiges, thatkräftiges Menschenleben hervorzurufen.

Solche Betrachtung erregt in uns die Erinnerung an einen, einst hochberühmten, jetzt kaum genannten Helden, Italiens und Deutschlands gemeinsames Eigenthum, der die Christenheit und die Völker des Islams einige Zeit mit seinem Namen erfüllte, das Vorbild des in Italien eigenthümlichen Condottierenstandes wurde; an der Hand einer Palaeologina dem verschollenen Cäsarentitel wieder einen Klang gab, und wenn auch in den unglücklichsten, persönlichen Verhältnissen als Kind einer Wittwe, aus einer zertretenen Partei, in beklagenswerther Armuth geboren, dennoch alle genannten, zufälligen Bedingungen des Glücks in sich vereinigte. Roger von Flor — so heißt unser Held — ward unter italienischem Himmel von einem deutschen Vater und einer italienischen Mutter gezeugt, zur Zeit, als das Gestirn der Hohenstaufen eben blutig unterging und neue politische Gestaltungen, po-

pulare Freiheit, statt der deutschen Fremdherrschaft die romanische, im Süden Welschlands sich vorbereitete. Der veränderte Geist der Völker hatte eine veränderte Weltlage zur Folge gehabt; erschlafft war die allgemeine fromme Begeisterung, welche die Franken zum ritterlichen Kampfe ins Morgenland trieb und darum verlor die Christenheit jeden Raum gegen den Islam, welchen einst ihre Ritterschaft unter ewig denkwürdigen Thaten sich errungen. Die osmanischen Türken, die Verfechter des Islams, bedrängten machtvoll das gealterte, byzantinische Reich, das jenseit des Bosporus noch einigen Bestand behauptete; der muthige Geist der fränkischen Chevalerie, deren Glaubensprinzip, im Gemüth erstorben, hatte poetischer Huldigung der Frauen und dem abenteuerlichen Condottierenwesen sich zugewandt, und gewann lohnende Gelegenheit, Selbstsucht, den Genuß heiteren Lebens, Gütererwerb mit weltlicher Ehre, und einen blendenden Schimmer religiöser Begeisterung ohne Strenge der Ordensregel zu vereinbaren. In Italien brannte nachhaltig fort die Parteiwuth der Guelfen und Ghibellinen, der Neri und Bianchi, wiewohl dem ursprünglichen Parteiprincip entfremdet; sie zeitigten jene Fülle von tragischen und erhebenden Ereignissen, hohe Bürgertugend und tief bewegten, kirchlichen Sinn, jene Gegensätze des Erhabensten und Niedrigsten, welche uns Dante Allighieri, der unmittelbare Zeitgenosse, in seinem ewigen Liede dargestellt hat. Mit dem vollkommenen Siege der Hierarchie über die verketzerten Hohenstaufen war der innere Halt derselben in den Seelen gebrochen; aber neben der Ausbildung strenger, die Weltlust willig verläugnender Mönchsorden, der verzückten Theologie, lösten sich frech die Bande strengen Gelübdes, wie der Templer, und konnte der Frevel von

Anagni begangen werden, welcher Italien des Sitzes der Statthalter Christi beraubte. Dabei denn nun überall in Italien das Ringen des Genies, in Poesie, in Tönen, in Farben und in Stein sich zu verewigen; der helle Morgen des goldenen Zeitalters Welschlands in Kunst und Literatur angebrochen; ein unüberbotener, nationaler Wohlstand als Folge der klugen Wechsler-Speculationen und des Handelsgeistes, deren erstere den ungeschickten Norden und Westen Europas klug ausbeuteten und das erwucherte Gut in Lombardiens und Toscanas Städten aufhäuften, deren letzterer den Welthandel in Italiens Häfen, auf dessen Rialtos und Mercatos noch festzuhalten wußte; durch Reichthum, welcher selbst in kleineren Gemeinden herrschte, die üppige, maaßlose Genußsucht eines noch frischen, sinnreichen Geschlechts um so leichter befriedigt, als sittliche Strenge und Enthaltsamkeit unbewußt aus dem Leben gewichen. Derbes Lustverlangen Geistlicher und Weltlicher erging sich, nicht gestraft durch die öffentliche Meinung, kühn und listig, in unkeuschen Wagnissen, machte aus kanonisch oder durch Staatsverhältnisse versagter Liebe eine heitere Gewöhnung, und erzeugte im Leben jene Tausende immer wiederkehrender Novellen, jene ergötzlich bunte Romantik, wie sie Meister Giovanni von Certalda, gleichsam Aehren am Pfade im Spiel ausreißend, in bezaubernder Mannigfaltigkeit und naiver Nacktheit vor uns ausschüttet. Geboren zu sein in solchem Lande, in einer solchen Zeit, deren Grundzüge, so wechselnd und schillernd sie sind, wir uns anzudeuten bemühten, mochte schon für ein Glück gelten; dazu kam nun noch die Geburtsstadt Rogers, namhaft in der Geschichte seit den Tagen der klassischen Welt, der Seeport, welcher Italien, das Abendland zunächst mit dem frän-

kischen Fürstenthume der Familie Ville-Hardouin auf Morea, dem der Brienne von Athen und Theben, und den zahlreichen Baronien auf der Halbinsel, den ionischen Inseln und in Livadien, dann mit dem ganzen Orient, besonders mit Syrien und Cyprus verband, von welchem die Schaaren der vielbesungenen Normannen zur heiligen Fahrt sich eingeschifft hatten, wo alljährlich Tausende von Pilgern herbergten, theils dem heiligen Grabe zuziehend, theils mit befriedigter Spannung aus dem Wunderlande heimkehrend; wo endlich auch durch kaufmännische Betriebsamkeit jener seit einem halben Jahrtausend verschwundene Verkehr vermittelt wurde, welcher Italiens frisches Geschlecht nach Anatolien, Syrien, Aegypten, den Küsten des schwarzen Meeres und den Inseln, wie in eine unmittelbare Nachbarschaft führte, dem ehemals griechisch redenden Osten die lateinische, die fränkische Sprache unbemerkt aufnöthigte, Brindisi, das Fühlhorn des weit nach Südosten gestreckten Italiens, welches jede Kunde aus dem Morgenlande, glückliche und traurige, zuerst unmittelbar wahrnahm, während das entlegenere Italien und das Abendland nur stoßweise und unterbrochen, spät und entstellt, die bewegenden Ereignisse der Ostwelt erfuhr.

So viel, um des Euripides, oder wer der Dichter sonst ist, Ausspruch: *Χρῆναι τῷ εὐδαίμονι πρῶτον ὑπάρξαι τὴν πόλιν εὐδόκιμον,* für unsern Roger von Flor geltend zu machen.

Schon in der fränkischen Kaiserzeit waren viele Deutsche nach Italien gekommen, hatten dort ihren bleibenden Aufenthalt gewählt, und halbitalienisirt dem nordischen Herrscher zum tüchtigen Anhalt gereicht; manches erlauchte Geschlecht, früh historisch bekannt in Toscana, in Lombardien, in Romagna, verdankt deutschen Edlen

seinen Ursprung, und verrieth durch natürlichen Zwiespalt die Doppelheit seiner Beziehungen, als die Vereinigung der normannischen mit der lombardischen Krone gegen Ende der Regierung Friedrichs I. und die getheilte Nationalität in Italien selbst geborener Hohenstaufen die Ansiedelung der Nordländer und ihre Verschwägerung mit italienischen Familien zur gewünschten Folge hatte. Unter Kaiser Friedrich II. war Rogers Vater, Reichard, nach Italien gekommen, aber welchen von den Gauen Deutschlands wir als seine Heimath gelten lassen sollen, können wir nicht mit Bestimmtheit aussagen. Der Geschlechtsname desselben, de Flore, Flor, möchte an eine Uebersetzung ins Romanische oder an ein willkürlich erwähltes Wappenbild erinnern, hätten wir nicht Wahrscheinlichkeit, ihn einem längst ausgestorbenen schwäbischen Adelshause zuzuweisen. Die angesehensten Vasallen Frankens und des Herzogthums Schwaben pflegten ihren, zu Kaisern erhobenen Lehnsherren als Hofdiener und Kriegsbeamte am bereitwilligsten über die Alpen zu folgen; der Name Aue, Ove ist berühmt zur Glanzzeit des schwäbischen Stammes; ein Geschlecht Blume kennen wir nicht; dagegen hat eine Familie Flur, unter der adligen Benennung von Flure, in Oberschwaben noch im vierzehnten Jahrhunderte geblüht. So wenig Zuverlässiges gelang uns über Rogers Ahnen zu ermitteln, von denen vielleicht noch ein Zweig früher nach dem Süden sich gewandt, da wir beim Jahre 1277 einen Wilhelm von Flori als Vicegrafen König Hugos von Cypern in Akkon finden. Reicher als diese genealogische Ausbeute sind die Mittel, Reichards von Flor amtliche Stellung und persönliche Bedeutung zu schildern; er war Falkenmeister Kaiser Friedrichs II. Der preiswürdige, hochgebildete Hohenstaufe, innig mit

der Natur befreundet, beförderte zumal die Naturwissenschaft und beobachtete mit dem Auge eines Meisters die Thierwelt. Zeuge davon ist sein Werk „Ueber die Kunst mit Vögeln zu jagen", welches neben einer sehr scharfsinnigen Anweisung zum Behandeln der Jagdvögel, zumal zur edlen Falkenjagd, eine zum Erstaunen genaue Forschung über die Natur der Vögel, über Lebensweise, Nesterbau, Zeugung, Jungenpflege, über ihre Krankheiten, die Heilmittel, über ihre Anatomie, den Mechanismus ihres Fluges, ihre Züge, ihre Vertheidigung u. s. w. enthält. Ein ähnliches wissenschaftliches Buch über die Pferde verfaßte, nach des Kaisers Anweisung, sein Stallmeister Jordanus Rufus, und dem Zwecke des Naturforschers dienten die fremden, seltenen Thiere: Leoparden, Löwen, Tiger, Giraffen, welche theils Geschenke morgenländischer Fürsten, theils theuer aufgekauft, in seinen schönen Thiergärten bei Gravina, Melfi, Melazzo und anderwärts unterhalten wurden. So veredelte sich in Friedrich II. die Jagdlust, welche ohne diesen tieferen Sinn für Naturgeschichte die Lieblingsneigung der Fürsten und des Adels war. Der erste Frühling führte ihn zur Falkenbeize um Foggia, wohin ihn seine zahlreichen Jäger und Falken begleiteten, alle diese edlen Thiere hatten ihre besonderen Namen; sorgfältig pflegte der Herrscher einer halben Welt aus der Ferne sich nach seinen Lieblingen zu erkundigen. Aus dieser vorwaltenden Neigung des Kaisers mögen wir abnehmen, daß sein Falkenmeister eine ehrenvolle, vertrauliche Stellung bekleidete, er den wissenschaftlichen Eifer seines Gebieters gewiß theilte, und überhaupt zu den ausgezeichneteren Personen des anziehenden Hofstaates gehörte. Weiteres können wir jedoch über Reichard nicht erforschen, als daß der Kaiser ihn mit der Tochter eines

reichen, adligen Bürgers in Brindisi vermählte, und der stattlich begüterte Mann in der erschütternden Tragödie der Hohenstaufen seinen Tod fand. Denn als Konradino über die Alpen kam, mit dem heldenmüthigen Entschlusse, seiner Ahnen Erbschaft mit dem Schwerdte wieder zu gewinnen, eilte Ritter Reichard zum Heerlager des kaiserlichen Jünglings, und ward in der Schlacht bei Tagliacozzo am 23. August 1268, tapfer streitend für die angestammte Herrschaft, erschlagen. Ein Jahr vorher hatte Reichards Gattin in Brindisi einen Knaben geboren, der einen im normannisch-schwäbischen Hause gefeierten Namen Roger (Rüdiger) erhielt; ein vier Jahre älterer Bruder erinnerte durch seinen Namen, Jakob, an die auf Aragon gerichteten Hoffnungen seines Geschlechtes. Ueber die Wittwe und ihre Kinder kam das harte Geschick, welches die Grausamkeit des Siegers, Karls von Anjou, allen treuen Dienern, zumal den bewaffneten Anhängern ihres Kaiserhauses bereitete. Nicht allein die Häupter der Partei wurden wüthend verfolgt, verstümmelt, hingerichtet, sondern die fränkische Habsucht verhängte Gütereinziehung auch über Bürger und Bauern, welche ghibellinische Gesinnung nicht unterdrückt hatten. So verlor Reichards Wittwe die gesammte Habe ihres Mannes, und der Knabe wuchs in Armuth heran, schon früh den Haß nährend, welchen er als Mann gegen den französischen Tyrannen seines Vaterlandes bethätigte. Nicht unbekannt mit seinem adligen Berufe, obgleich in verdunkeltem Stande, halb verwildert, gewöhnte Roger sich, den Hafen der Heimath täglich zu besuchen, dessen getümmelvolles Leben zeitig die Bilder ritterlicher Abenteuer in ihm erweckte. Die Schiffe von Messina landeten in Brindisi und auch die apulischen pflegten dort zu überwintern, um Pilgrimme oder Vor-

räthe an Oel, Wein, Käse und andern Lebensmitteln mit dem Frühjahr nach Akkon zu führen, da Brindisi der gelegenste Ort zur Ueberfahrt ins heilige Land war, die Gegend Ueberfluß an allen guten Dingen besaß. Als er acht Jahre alt war, traf es sich, daß ein dienender Bruder des Tempels Vassayll, aus Marseille gebürtig, ein tüchtiger Seemann, in Brindisi überwinterte, um sein Schiff kalfatern zu lassen und Ballast einzunehmen. Frische Jugendlust an der Fremde und an der Seefahrt erwarb dem Knaben, entscheidend für sein ganzes Leben, die väterliche Aufmerksamkeit dieses Templers; denn täglich, da die Wohnung seiner Mutter am Hafen lag, wie sich denn der bebaute Kay bis ans Meer zog, trieb er sein Spiel auf dem Fahrzeuge, erkletterte die Masten, wie ein Schiffsjunge, und gewann in dem Grade die Zuneigung des Fremden, daß er ihn wie seinen Sohn liebte, und am Ende der Wittwe versprach, den Roger zu einem wackern Templer zu machen, wenn sie ihn ihm vertraute. Die Mutter nahm mit Dank das Erbieten des erfahrenen Mannes an, und so segelte denn der kecke Knabe in die Welt aus, im Frühjahr 1276.

---

## Zweites Kapitel.

Zustand des christlichen Morgenlandes. Die Templer in Akkon. Roger dienender Bruder 1288. Sultan Kalavuns Sohn belagert Akkon. Rogers Thaten und Flucht 1299. Die Templer auf Cyprus.

Die frommen Bemühungen Pabst Gregors X., Fürsten und Ritterschaft des Abendlandes zu einem Kreuzzuge zur Rettung des Restes der christlichen Besitzungen in Syrien zu vereinigen, hatten des Erfolgs gänzlich verfehlt und nur Pilger oder einzelne fromme, abenteuerlustige Streiter zogen noch dem Lande des Heils zu. Von den Eroberungen Gottfrieds von Bouillon und seiner Nachfolger, vom glorreichen Königreiche Jerusalem und den fränkischen Fürstenthümern, hatte der christliche Muth nur einige feste Küstenplätze mit dem nächsten Weichbilde behauptet, und obenein herrschte unter der entarteten, täglich mit gänzlichem Verderben bedrohten Bevölkerung gegenseitiger Haß und tödtliches Mißtrauen, um so erklärlicher, als sie aus den verschiedensten Elementen erwachsen war. Dem Könige Hugo von Cypern, aus dem Hause Lusignan, gelang zwar im Jahre 1272 sein Recht an die heilige Krone von Jerusalem und an die Lehnshoheit von Tyrus und Berytus gegen Karl von Anjou, der Sizilien und die byzantinische Herrschaft gleichzeitig aufgeben mußte, wieder zu gewinnen; aber der heillose Zwist dauerte fort; jede europäische Macht, die durch eine Art von Colonisation in Syrien vertreten wurde, die Republiken von Genua, Venedig, Pisa, ferner die drei geistlichen Ritterorden, die Templer, die Hospitalbrüder und die deutschen Ritter, sorg-

ten zunächst nur für sich, führten den Streit gegen die Ungläubigen im engsten Interesse fort, so daß dem Könige Heinrich von Cyprus, als König von Jerusalem im Jahre 1286 anerkannt, nur geringer Raum zu landesherrlicher Thätigkeit blieb und er den Aufenthalt auf der schönen Insel vorzog.

Als im Abendlande noch immer von einem allgemeinen Kreuzzuge müßig die Rede ging, vergaß der Meister der Templer, Wilhelm von Beaujeu, den Zweck der Stiftung seiner Brüderschaft, indem er i. J. 1282 vom 15. April an einen Waffenstillstand mit dem Sultan von Aegypten und Syrien, dem Mamelucken Malek al Mansur Abu'lfatah Kalavun auf zehn Jahre, zehn Monate, zehn Tage, zehn Stunden schloß, unter gegenseitig ziemlich völkerrechtlichen Bedingungen, welche sich jedoch nicht mit den Ideen des Ritterordens vertrugen; diesem Waffenstillstande waren im Juni des folgenden Jahres die Städte des Königreichs Jerusalem, Akkon, Sidon und Atslits mit ihren Landschaften, so wie die Meister der übrigen Orden beigetreten, und hatten die ausführlichen Punkte desselben, obgleich sie das Recht der Vertheidigung verkürzten, feierlichst beschworen. Konnten in so zahmer, friedlicher Stellung allein die syrischen Christen ihr geringes Besitzthum behaupten, so schalt doch das unthätige Abendland diese kluge Vorsicht eine unwürdige und hetzte um so leichter die einzelnen Gesellschaften zur Verletzung des Vertrages, als die Natur jener Bedingungen zu vielfachen Beschwerden Anlaß gab und Sultan Kalavun, sonst sanft und gerecht bei aller kriegerischen Tüchtigkeit, es für das Beste und Rühmlichste halten mußte, die christlichen Eindringlinge ganz zu vertreiben. So hatte der Sultan bereits im Jahre 1285 die Felsenburg Markab, den Hospitalbrüdern eigen,

erobert und die Christen mit angstvoller Besorgniß für die Zukunft erfüllt, als er den mit Antiochien und Tripolis geschlossenen Vertrag aufhob, Laodicea bezwang und sich zur Belagerung von Tripolis anschickte (1287), gelockt durch den Thronstreit der Fürstinnen Sibylla und Lucia. Unter so bangen Verhältnissen gedachte die Ritterschaft von Akkon und König Heinrich nicht des Waffenstillstandes, sondern sandten, wie die Pisaner, Genueser, Hospitaliter und Templer, Schiffe und Mannschaft der bedrängten Nachbarstadt, die gleichwohl den Minengräbern und dem griechischen Feuer, nach dem tapfersten Widerstande, am 27. April 1289 erlag. Da diese Trauerereignisse die endliche Erfüllung des Geschicks der christlichen Besitzungen in Syrien klar verkündigten, beschwor König Heinrich den Papst Nicolaus IV und die Fürsten des Abendlandes angstvoll um Hülfe, gewann zwar einige Verstärkung für die Ritterschaft in Akkon während des verlängerten Waffenstillstandes; aber Lauheit bemächtigte sich wiederum der Gemüther, indem der Sultan durch geschlossene Handelsverträge einzelne christliche Mächte einschläferte, bis ihm die Zeit zu einem grimmigen Anfall auf Akkon und Tyrus gekommen schien.

So waren die äußeren Verhältnisse der christlichen Welt zu dem Morgenlande, unerquicklicher Frieden, Unsicherheit und theilweiser Kampf an den östlichen Küsten des Mittelmeeres, während der junge Roger seine Lehrjahre auf dem Schiffe Vassaylls unter tausend Gefahren beendete. In kurzer Zeit hatte er alle Geschäfte des Seemanns so gründlich erlernt, daß er schon im funfzehnten Jahre als einer der tüchtigsten Schiffsführer galt; im zwanzigsten Jahre erweckte seine „theoretische Kenntniß des Seewesens“, seine Erfahrung und sein unerschrockener Muth solches

Vertrauen, daß Frère Vassayll ihm das Fahrzeug über- ließ und der Meister des Ordens, Wilhelm von Beaujeu, seinen Eifer und seine Geschicklichkeit belohnte, indem er ihm den Mantel gab und ihn zum dienenden Bruder machte, eine Stelle, welche der Ritterschaft gleich geachtet wurde. Roger, in ein Mittelverhältniß zwischen Mönchs- ritterthum und weltlichem Kriegsamte zu einer Zeit ge- stellt, als bereits die geistliche Brüderschaft an schweren in- neren Gebrechen litt, gewann eine noch unabhängigere Stellung, indem der Orden ihm den Falken, das größte Schiff, welches damals die See befuhr, in Genua gekauft, anvertraute. Ueberall den Vortheil des Ordens und der Christenheit im Auge, kreuzte er mit dem Falken klug und tapfer in den griechischen und syrischen Meeren, erwarb Ruhm auch bei den Griechen, indem er den Fahrzeugen des Kaisers Andronikus II. auf seinen Begegnungen unzäh- lige Dienste leistete, und erntete Geld und Gut in statt- lichem Maaße durch Piratenbetriebsamkeit. Frère Roger, großmüthig wie keiner, „den man nur einem jungen Kö- nig vergleichen konnte" sagt sein Geschichtsschreiber Ramon Muntaner, vertheilte seine Beute unter die notablen Rit- ter des Tempels und wußte sich viele gute Freunde zu er- werben. So stand der vier und zwanzigjährige Templer mit seinem Falken bereits in ehrenhaftester Geltung, als im Frühjahr 1291 die höchste Noth der Christenheit und des Ordens ihn nach Akkon zur Flotte der Brüder rief, weil mit dieser Stadt und dem Haupthause der Templer die Existenz der gesammten Brüderschaft bedroht war.

Eine unbesonnene Verletzung des Friedens beschleu- nigte nämlich den Verlust des heiligen Landes; sarazeni- sche Männer, Weiber und Kinder waren von den zuchtlo- sen Söldnern des Papstes ermordet worden, und als die

Herren von Akkon die vom leidenschaftlich erhitzten Sultan geforderte Auslieferung der Friedensbrecher verweigerten, rüstete Sultan Kalavun das Aufgebot der Moslim, um in der Vernichtung der christlichen Städte die Schmach seines Glaubens zu tilgen. Entschlossen harrten die Bürger von Akkon, die drei geistlichen Orden, — als Meister des deutschen war eben Konrad von Feuchtwangen in einem zu Akkon, der Wiege der Gesellschaft, gehaltenen Kapitel erwählt worden, — die Ritterschaft des Königreichs Jerusalem und Cyperns des Angriffs; die Meister entboten ihre tüchtigsten Brüder aus allen Landen und Meeren herzu, und Einheit so stattlicher Kräfte versprach den ruhmvollsten Erfolg. Akkon oder Ptolemais galt damals als eine der schönsten Städte der Welt, und vereinigte als Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Morgenland und den Abendländern das heitere Gepräge des asiatischen Städtewesens in wunderbarer Mannigfaltigkeit mit dem finsteren Ernste des fränkischen Bürgerthums und Feudalwesens. Häuser von gehauenen Steinen, mit Glasfenstern, bunt bemalt; Blumengärten auf den flachen Dächern; Springbrunnen zwischen den zinnenreichen Palästen der christlichen Herren, gothische Münster, hochgethürmte Burgen der drei Orden, als Festungen für sich bestehend; in reinlichen, besonderen, mit eisernen Pforten geschlossenen Gassen die Kaufleute aus Venedig, Pisa, Genua, Florenz und den Städten des Ostens in reichen Bazars angesiedelt; überall Ueberfluß des Bedürfnisses und der Mittel zur Befriedigung der Ueppigkeit; tägliche Abwechselung der Kurzweil und der Augenweide, im Gewühle von Einheimischen und Fremden aus allen Ländern. Nicht allein zeichnete Pracht, Reichthum und Wohnlichkeit den Hauptort der christlichen Macht aus, sondern auch zweckmäßige Befestigung; wie

ein abgestumpftes Horn in die See gestreckt, wurde er am Gestade durch eine dicke Mauer, von der Landseite durch eine doppelte, mit doppelten Gräben, geschützt; an den Thoren erhoben sich, wie längs der Mauer, zahlreiche Wehrthürme, deren neuester von seiner frommen Erbauerin, der Gräfin von Blois, den Namen führte. Außer dem Königskastell, den festen Häusern der Templer, Hospitaliter, der Deutschen, den abgesperrten Gassen der Venetianer, Pisaner und Genueser im inneren Umkreise der Stadt, erhob sich noch dicht am Meere die gewaltige Tempelburg mit dem riesigen Thurme des Meisters, unfern dessen Grundmauern der Falke mit der Templerflotte vor Anker lag.

So konnte denn, bei der Aussicht auf Unterstützung des Abendlandes, die zwar von Ueppigkeit verwöhnte, doch tapfere Ritterschaft männlicher Hoffnung sich hingeben, als im April 1291 Malek al Aschraf, der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Sultans Kalavun, vor Akkon mit ungeheurem Heergeschleppe erschien; und Frère Roger hatte erwünschte Gelegenheit, sein Schiff zu verlassen und in blutigen Ausfällen seinen heidnischen Haß zu sättigen; aber bald brach Mißverständniß und Parteiung zwischen den Kämpfern für dieselbe Sache aus; Venetianer, Pisaner und die einheimischen Bürger widersetzten sich den Anordnungen der geistlichen Orden, und Johanniter und Templer verweigerten gemeinschaftlich mit einander zu kämpfen. Ja das Volk schalt den Meister Wilhelm einen Verräther, als derselbe mit dem Sultan, dem Gönner des Ordens, Unterhandlungen anknüpfte, während einzelne Ritter, unter ihnen Roger, in nächtlichen Ausfällen die Sarazenen „wie mit Sicheln fortmäheten" und von ihren Schiffen die Belagerer beschossen. Da jedoch diese kühnen

Thaten, ohne gemeinsamen Plan unternommen, des entscheidenden Erfolgs entbehrten, sank die Zuversicht der Christen, als die Moslim, fanatisch erhitzt, mit ungeheuern Maschinen und durch Minengräber die Mauern niederwarfen, und zumal der „verfluchte Thurm" am nordöstlichen, vorspringenden Winkel der Stadt einstürzte, an dessen Erhaltung der Aberglaube das Bestehen von Akkon knüpfte. Bereits retteten viele wohlhabende Bürger, aus Pisa, Genua und Venedig, sich mit ihren Weibern, Kindern, Reliquien und ihrer besten Habe auf die Schiffe und selbst König Heinrich von Cypern, der bis dahin zur Eintracht ermahnt und wacker gestritten hatte, verließ zur Nachtzeit (den 16. Mai) mit seiner Miliz und einigen Tausenden angesehener Bewohner den vom Verderben bedrohten Ort. Als am 16. Mai Al Aschraf seine Schaaren über die zur Noth wieder hergestellten Mauerlücken zum Sturme trieb, ermannten sich zwar die geistlichen Ritter wieder, da sie mit Scham erkannten, daß ihnen nach dem Falle Akkons kein besseres Geschick beschieden sei; und jagte der Marschall der Hospitaliter die schon in die Thore gedrungenen zurück; auch am 17. behaupteten die Christen sich noch mit dem Muthe der Verzweiflung, und nahmen, angefeuert durch die Rede des Patriarchen von Jerusalem, in frommer Begeisterung das Abendmahl, um ihr Leben in der Vertheidigung der Stadt zum Opfer zu bringen. Aber aller heldenmüthiger Widerstand war am 18. Mai vergeblich; die mordentflammten Türken drangen überall ein, der Meister der Templer fiel, wie der Marschall der Hospitaliter, den Tod suchend, im heißen Gewühle, mit ihnen ihre Brüder bis auf wenige, die sich gegen die Nacht in ihre festen Ordenshäuser retteten, und bald dort bestürmt sich zur Flucht auf die letzten Schiffe

anschickten, als auch Meister Konrad von Feuchtwangen, seinen Brüdern den vergeblichen Kampf untersagte. In dieser entsetzlichen Nacht, als die Flammen in den Straßen des prächtigen Akkon aufloderten, und die Mordwuth der Moslim sich sättigte, die unglücklichen Bürger sich in den schiffelosen Hafen drängten, wählten die zehn übrig gebliebenen Templerbrüder in ihrer Burg, wohin einige Tausende sich geflüchtet hatten, den Monachus Gaudini zum Meister; unter ihnen mochte sich Roger von Flor, dessen Burg ja sein kastellähnlicher Falke war, nicht mehr befinden; weil das Ordenshaus nicht mehr zu retten stand, raffte er mit kluger Entschlossenheit, beim Schiffbruch seines Ordens, von den Schätzen des Tempelhauses zusammen, so viel er bergen konnte, entzog eine nicht geringe Zahl von jammernden Frauen und Mädchen und viele Bürger dem ihrer unausbleiblich harrenden Loose und schiffte mit einer so reichen Fracht ins Meer hinaus. In der Nacht, als die wollüstige Gier der Sieger die geschlossene Kapitulation des Meisters verletzte, folgte ihm Wilhelm von Beaujeu mit dem Reste der Heiligthümer und dem Ordensschatze; die anderen Meister hatten mit ihren Brüdern sich schon geflüchtet; und die keine Mittel zur Flucht fanden, begruben sich unter den Trümmern ihrer Thürme oder sanken unter dem Würgeschwerte der Moslim. So war das grauenvolle Ende des weltberühmten Ptolemais, dem die Flucht der letzten christlichen Bewohner von der Küste unmittelbar folgte. Tyrus stand schon am 18. Mai leer, gleich darauf Sidon, wohin die Templer geflüchtet waren; Tortosa bot ihnen einen kurzen Halt, erst auf Cyprus vermochten sie wiederum sich zu sammeln und festen Fuß zu fassen. Am längsten behauptete sich Atslits oder das Schloß der Pilger (Mont pélegrin oder Chasteau pé-

legrin), wohin der kühne Roger seine schöne, dem Verderben entzogene Beute gerettet hatte; es wurde am 30. Juli 1291 verlassen, und Roger begann eine neue, viel bescholtene Epoche seines Lebens.

Unterdessen nahm die wohlbelegene, fruchtbare Insel Cypern die syrische Bevölkerung, welche dem Morde oder der Sclaverei oder den Stürmen des Meeres entronnen war, auf, und, nicht sicher dieser Zuflucht vor dem grimmigen Mamelucken-Sultan, befestigten die Templer und Hospitaliter sich in Limisso, bis Ueberfülle und Hader den König Heinrich veranlaßten, den Templern die wüste Stelle zu überweisen, wo ehemals das berühmte Arsinoe gestanden hatte, und sie an der Düne des Meeres Famagosta d. h. „im Sande versteckt" als letztes Haupthaus ihrer, dem Verderben nicht durch das Schwert der Ungläubigen, sondern durch die Habsucht und Tücke des allerchristlichsten Königs geweihten, Gesellschaft erbauten. Das gute Verhältniß, welches gemeinsame Leiden zwischen dem König von Cypern und den Templern zeitweis hervorgerufen, schwand jedoch bald. Heinrich untersagte den erwerbthätigen Rittern den Ankauf liegender Gründe, weil er die Schmälerung seines engen Königreiches befürchtete: klagte über die Ausführung verbotener Waaren nach Alexandrien, belegte die Brüder mit einer Steuer; auf ihren Aufruf mischte Bonifaz VIII. im Jahre 1295 sich in den Handel, befreite die Templer von Abgaben, erwirkte ihnen den Ankauf mäßiger Güter, indem er den Vortheil des Aufenthaltes der Ritter für die Sicherheit der Insel heraushob und zur Einheit mahnte. Aber gedeihen konnte der gealterte Baum nicht, in fremden Boden verpflanzt, obgleich ein Mann wie Jacob von Molay ihn pflegte. Die deutschen Ritter hatten dagegen das Erbieten des Kö-

nigs, ihnen, deren Schutz er bedurfte, Land und Vesten zu schenken abgelehnt; den Kampf gegen die heidnischen Preußen im Auge, verlegten sie ihr Haupthaus nach Venedig, so wie die Hospitaliter im Jahre 1310 die Insel Rhodus zum glanzvollen Haltpunkt ritterlicher Waffen im Orient erkoren.

---

## Drittes Kapitel.

Roger verläßt den Orden; wird gefürchteter Seeräuber, entflieht der Strafe des Meisters und des Papstes und geht nach Sicilien im Jahre 1300. Robert von Neapel lehnt seine Dienste ab. Glückliche Waffenthaten des Vice-Admirals Roger für Friedrich von Sicilien 1291 — 1301.

Die letzten Ereignisse in Syrien und auf Cyprus hatten vollends die Verfassung der Templer, ihre schon früher lockere Zucht gelöst; der entsetzliche Untergang derselben bereitete in allerlei sittlicher und geistiger Verirrung sich vor, und manche Brüder, des zwecklosen, mönchischen Verbandes überdrüssig, emancipirten sich freiwillig oder zerstreuten sich in alle Welt. In der Zahl der Ritterbrüder, welche den geistlichen Zwang unbefangen abwarfen, und so wahrscheinlich ihrem Verderben durch Papst und König entgingen, war der keckste und berühmteste unser Roger; unter der schönen Beute, welche der vier und zwanzigjährige Templer auf seinem Falken barg, befand sich auch eine junge Damoiselle, aus Cypern gebürtig, Namens Eschive, deren vornehmes Geschlecht wir nicht ermitteln können. Verwaist durch den Tod ihrer Verwandten, welche den Fall von Ptolemais nicht überlebt hatten, vereinigte die schöne Cypriotin in so drangvoller Zeit ihr Geschick mit dem ihres jugendmuthigen Retters, welcher das Ge-

lübde seines Standes um so eher vergaß, da die Verbrüderung gesprengt schien, ihm kluge Verwendung des geborgenen, herrenlosen Gutes und seines Gewinns an die Ordensgebietiger Nachsicht erwarb und auch seine fernere Thätigkeit dem Orden und der Christenheit Früchte bot. Mit dem Reste seiner in Akkon erlangten Schätze verschaffte er sich zu seinem Falken noch einige leichte Fahrzeuge, sammelte entschlossene Abenteurer, Pullanen*), Franken, von denen die Meere wimmelten, um sich, und begann unter der Flagge des Ordens, seine Damoiselle mit sich führend, oder ihr, wie Byrons Corsar, einen romantischen Versteck bereitend, die verwegensten Piratenfahrten, welche ihn den türkischen Schiffen, zumal den Osmanen, die schon die griechischen Inseln heimsuchten, in kurzer Zeit furchtbar machten. Mit Ehren hörte vom kühnen Seefahrer Kaiser Andronikus in Byzanz, dessen Schiffe er schützte; mit seinem Ruhme wuchs der Reichthum, der, über die Ungläubigen erworben, vielleicht auch durch verbotenen Handel mit einzelnen türkischen Städten, noch für ritterlich und ehrenvoll galt, zumal Roger in dem offenen, kleinen Kriege zwischen Cyprus, dem byzantinischen Reiche, dem Königreiche Armenien, gegen den Mamelucken-Sultan und die seldschuckischen Emire Klein-Asiens häufig Gelegenheit fand, mit seinem Geschwader den christlichen Streitern, wie den Schiffen Papst Nicolaus IV. und Heinreichs von Cypern, Hülfe zuzuführen, die Küste Syriens, Anatoliens und Aegyptens anzugreifen, bedrängte christliche Häfen von augenblicklicher Noth zu befreien. So verflossen dem weltberufenen Templer p i r a t e n mehrere, gewiß genußvolle und abenteuerreiche Jahre, als die er-

*) Pullanen, Name der christlichen Bewohner des heiligen Landes.

schlaffende Begeisterung der Christenheit, welche den Kampf gegen die Ungläubigen ganz aufgab, eine so unabhängige Kriegsweise gefährlicher machte; Roger vielleicht auch heidnisches und fränkisches Gut nicht gewissenhaft unterschied, und deshalb Neider und Feinde seines Glücks ihn beim neuen Meister, dem wackeren, strengen, aber unglücklichen Jakob von Molay, aus Besançon in Burgund, beschuldigten, er habe gegen die Regel des Ordens gesündigt, sich durch eines Templers unwürdige Mittel bereichert, und aus dem Ordensschatze zu Ptolemais unermeßlichen Raub zusammengebracht. Meister Jakob, der mit einer Reform des Ordens ernstlich umging, fand die Anklage gegründet, da Roger keck sich auch über den Schein hinaussetzte; er ließ die Güter des Mannes, wo er sich ihrer bemächtigen konnte, in Beschlag nehmen, und gab Befehl, den abtrünnigen, ungehorsamen Bruder selbst zu greifen. Roger war in den westlichen Theil des Mittelmeeres gewichen, wo eben der Krieg zwischen dem Aragonesischen Friedrich von Sicilien und dem Anjou von Neapel heftiger entbrannte, und erfuhr im Hafen zu Marseille die Gefahr, in welcher er schwebe, die um so höher stieg, als auch Papst Bonifaz VIII. von dem Processe gegen den hart Beschuldigten Kunde nahm und seinen apostolischen Zorn mit der Strenge des Meisters einigte. So bedenklichen Verhältnissen in Marseille, dem Sitze eines einflußreichen Ordensgebietigers, nicht trauend, takelte er sein treues Fahrzeug, den Falken, im Hafen ab, und floh nach Genua, sich von dem Schutze dortiger Freunde Sicherheit versprechend. Eine so ungeheure Wendung des Glücks hatte dem Verfolgten von mühvoll und bescholten erworbener Habe nur Eins gelassen, eine Tochter von etwa neun Jahren, Melisende, welche ihm die Dame von Cyprus geboren, die vielleicht mit sei-

nen Gütern auf Cyprus dem strengen Meister Jaques verfallen war, weil ihrer nicht weiter erwähnt wird.

Eben war das berühmte Jubeljahr 1300 angebrochen, zu welchem Bonifaz VIII., damals auf der schwindelnden Höhe hierarchischer Macht, alle gehorsamen Söhne der Kirche nach Rom eingeladen hatte, und eine halbe Welt nach der heiligen Stadt pilgerte; das Jahr, in welchem der tiefsinnigste Dichter, Dante, seine Reise durch die dreifache Schattenwelt unternahm; in welchem zu Pistoja der Streit der Neri und Bianchi sich entzündete, und die fast verschollenen Parteinamen Welf und Ghibellin wieder eine furchtbare, lebenskräftige Bedeutung gewannen; als Roger, der so hart Bedrängte, in derjenigen italienischen Stadt erschien, die allein ihm Zuflucht gewähren konnte. Denn ausdrücklich hatte die päpstliche Einladung die Genuesen, welche kurz vorher den Kampf mit der Republik von San Marco glorreich beendet, von der Segensspende des Jahres ausgeschlossen, weil die herrschenden ghibellinischen Geschlechter, die Doria und Spinola, um den Besitz von Corsika und Sardinien bedroht, sich nicht entblödeten, dem gebannten Friedrich von Sicilien, aus dem gottverhaßten Samen der Hohenstaufen, offenen Beistand in der Auflehnung gegen den heiligen Stuhl zu leisten. Gerade an die mit kirchlichen Strafen belegten Doria und Spinola, denen Roger im Seekriege gegen Venedig auf dem östlichen Meere Dienste erwiesen, wandte sich der abtrünnige Templer, dem, eines verbotenen Verkehrs mit den Ungläubigen beschuldigt, die Gnadenthüren zu Rom gleich ausdrücklich versperrt blieben. Deshalb mit offenen Armen von seinen Freunden, namentlich von Tessin Doria, empfangen, erhielt der unruhige Mann so reichliche Geschenke, daß er eine gute Galeere, die weiße Taube (Olivette), kau-

fen, bewaffnen und mit alten, so wie mit neuen Gefährten bemannen konnte. So unter verändertem Wimpel erschien Roger im Sommer 1300, als päpstliche Betriebsamkeit bereits mit Erfolg arbeitete, welfisch und kirchlich gesinnte Geschlechter, wie die Grimaldi, an das Ruder der Republik Genua zu bringen und mit dem gebannten Volke sich zu versöhnen, auf einem neuen Schauplatz seiner Thaten, in den sicilianischen Gewässern. Welche Partei der vom heiligen Stuhle Geächtete, ein Ghibelline von Geburt, ergreifen sollte, konnte nicht zweifelhaft sein.

Im vierten Jahre kämpfte mit wechselndem Erfolg unter dem schwäbischen Adlerbanner Friedrich von Sicilien, ein Enkel Manfreds, als Sohn der Konstanze und Peters von Aragonien, welchem Konradin auf der Blutbühne zu Neapel das Erbe der Hohenstaufen vermacht hatte. Verlassen von seinem Bruder Don Jaymez von Aragonien, in dem Bann der Kirche, welche allen Mittelreichthum aufbot, um das Haus Anjou auf dem Thron beider Sicilien zu befestigen, hatte Friedrich, jung, ritterlich, großmüthig, Weiberfreund, wie alle späteren Hohenstaufen, sich dennoch auf seiner Insel und in Kalabrien behauptet, und in einem Kriege, welcher auf beiden Seiten ein popularer, aus welthistorischen Gegensätzen entstandener genannt werden konnte, dem Gegner, Karl II. von Neapel, die empfindlichsten Verluste beigebracht, gestützt durch den Haß der Sicilianer gegen französische Herrschaft und auf die berühmten Söldnerschaaren, welche Kataloniens und Aragoniens Jugend ihm zuführte. Diese Streiter, welche wir bald näher ins Auge fassen werden, belebte ein christlicher Rittergeist, durch den Kampf gegen die Mauren Jahrhunderte hindurch genährt; sie dürsteten, Rache zu nehmen an den Franzosen, den Mördern des

Knaben Konradin, und diesem zum Sühnopfer waren, in fast poetischen Schlachtenturnieren, schon die namhaftesten französischen Barone gefallen, wie die drei Chevaliers de la mort mit ihren dreihundert Reisigen, welche sich gelobt hatten, den Tod ihrer Brüder in der sicilianischen Vesper zu rächen. Um das Jahr 1300 schien der Ehrenstreit für Friedrich eine schlimme Wendung nehmen zu wollen; zwar bewahrte das Castell von Cefalu den Prinzen Philipp von Tarent, den jüngeren Sohn Karls II., als Gefangenen, seit dem 1. December 1299; hielten unberückt durch den päpstlichen Zorn seine katalanischen Söldner, die Condottieren von Aragon, die Doria und Spinola, es noch mit dem mitleidenswerthen Inselvolke; aber der große Admiral Roger di Loria, der Genosse des hochverdienten Johann von Procida, war der Sache des Vaterlandes abtrünnig geworden; Robert, Herzog von Kalabrien, der Erbe Karls II., hatte Katania und andere mächtige Städte durch Verrath in seine Gewalt gebracht und rastlos arbeitete Bonifaz VIII., im Glauben, der sicilianische Krieg verhindere allein die Wiedereroberung des heiligen Landes, Verwandte und Bundesgenossen dem verhaßten Friedrich zu entziehen und die halbe Christenheit in Waffen über den Faro zu schiffen. Roger von Loria (Lauria, dell' Oria), zuweilen wegen des ähnlichen Namens und ähnlicher Thaten mit unserm Roger de Flore verwechselt, der berühmteste Seeheld, aber eigensinnig, maaßlos stolz, grausam und jähzornig, und ganz anders im Kriegs- und Staatsleben, als ihn Meister Johann von Certalda in der romantischen Welt darstellt, — wie gern lesen wir die rührende und anmuthige Novelle, welche Pampinea am fünften Abend von dem schönen Liebespaar, Giovanni, dem jüngeren von Procida und Resti-

tuta Bolgaro vorträgt, welches Ruggieri dell' Oria vom Scheiterhaufen des verschmäheten Liebhabers, des Königs Friedrich, durch die Mahnung an das Verdienst des Messer Gian di Procida rettete — haßte jetzt grimmig den jungen, so liebenswürdigen König, von Karl II. und Bonifaz gewonnen; schlug die sicilianische Flotte bei Ponza und schickte sich an, Messina zu belagern, während der heilige Vater den Karl von Valois, Bruder König Philipps von Frankreich, als Haupt der Welfen nach Italien lockte und die Templer und Hospitaliter gegen den Gebannten zu vereinigen gedachte.

War nun Roger von Flor seiner innersten Natur nach und durch die Verhältnisse des Augenblicks der Partei Friedrichs zugetrieben, so vermochte ihn doch Klugheit und die Erwägung seiner persönlichen Gefahr, erst dem Herzog Robert von Kalabrien seine Dienste anzutragen, um die zürnende Kirche zu versöhnen. Deshalb segelte er mit der Olivetta nach Katania und bot diesem seine Galeere und seine Person. Robert, als Gegner König Heinrichs von Lützelburg, später so klug in der Wahl seiner Diener, empfing den verrufenen Templer, wahrscheinlich aus Furcht vor der Kirche, sehr unfreundlich, ließ ihn ohne Antwort drei Tage harren, bis Roger, in seinem Stolze gekränkt, am vierten mit den Worten vor ihn trat: „Seigneur, ich sehe, daß Euch mein Dienst nicht ansteht, deshalb empfehle ich Euch Gott und suche mir einen anderen Herrn, dem mein Dienst besser gefallen könne.“ Gleichgültig entlassen vom Anjou begab Roger mit demselben Erbieten sich zu Friedrich nach Messina und widmete diesem, ehrenvoll und mit Güte aufgenommen, seinen glühenden Eifer, indem er dem Admiral Konrad Doria untergeordnet wurde. Gleich acht Tage nach der ersten Be-

gegnung mit Friedrich stach Roger in See, nahm an der Küste von Apulien ein neapolitanisches großes Schiff mit Lebensmitteln und zehn Barken für Katania bestimmt, versorgte Syrakus, wo empfindliche Theurung herrschte, das Schloß Agosta, Lentini und andere Besatzungen, kaufte auf wohlfeilen Märkten Getreide, und gewann durch diese doppelte Betriebsamkeit, als Kaufmann und Raubschiffer, so bedeutend, daß er nicht allein den zerstreuten Garnisonen Friedrichs den rückständigen Sold für mehrere Monate auszahlen, die Vesten mit Vorräthen versorgen konnte, sondern dem Könige selbst noch 11000 Unzen zu Messina einhändigte. Mit vier andern Galeeren aus dem Arsenal von Messina ausgesegelt, eroberte er wiederum an Apuliens Küsten mehrere große Fahrzeuge und unzählige Barken, und stellte Reggio, Messina und die ganze Umgegend vor Hungersnoth sicher. Nach diesen ersten erklecklichen Diensten umgab der Templer sich mit einer berittenen Kompagnie katalanischer und aragonischer Streiter, führte sie dem Könige zu, und half überall durch freigebige Spenden den dürftigen Dienern, von denen, zumal En Berengar d'Entenza, ihm sein bewegtes Leben hindurch die treuste Freundschaft bewahrte. Dankbar belohnte Friedrich die unermüdete Thätigkeit Rogers, indem er ihn zum Vice-Admiral erhob, ihn in seinen Rath aufnahm und ihm die Schlösser von Trip, Alicata, die Einkünfte von Malta schenkte! Lästig wäre, alle Seeunternehmungen des unermüdlichen Mannes zu berichten; während seine Kompagnie beim Könige weilte, durchschiffte sein kleines Geschwader die Gewässer vom Faro, von der Romagna bis zur Provence, bis nach Spanien und der Berberei; Freund und Feind mußte Geld oder Waaren geben; den Freunden händigte er für ihren Verlust Schuld-

scheine, zahlbar nach dem Frieden, ein, den Feinden ließ er nichts als das Leben und ihre Schiffe, und kehrte dann schnell mit überreicher Beute nach Sicilien zurück, von allen Kriegsleuten, wie „der Messias von den Juden", erwartet. Aus weiter Ferne langte Roger noch grade zur rechten Zeit an, um einem herben Verluste des Königreiches vorzubeugen. Roger von Loria und Robert von Kalabrien belagerten mit überlegener Macht gleichzeitig Reggio und Messina zu Lande und zu Wasser, hatten sich zwar einmal wieder zurückgezogen, als Don Blasco di Alagona mit muthigem Entsatzheer heran rückte, und jene selbst die Aufforderung zum offenen Landtreffen schimpflich hingenommen, welche Xivert de Josa, Bannerträger des Grafen Gallerau durch einen Troubadour mit einer Romanze ihnen überbringen ließ; aber die Theuerung, welche wegen seit Jahren unbestellter Aecker, zumal auf der Nordostseite herrschte, brachte Messina, der sorglichen Anstalten Friedrichs ungeachtet, in die furchtbarste Hungersnoth, da Robert und Roger von Loria jene engen Straßen mit ihrer Flotte absperrten. So war im Sommer 1301 das Elend aufs Höchste gestiegen, und der König mit Angst um seine leidenden Unterthanen erfüllt; er selbst von den Doria, so wie von Genua verlassen, als Roger mit zehn Schiffen, die er in Sciacca mit Getreide beladen, in Syrakus einlief und zum Wagstück, die feindliche Belagerungsflotte zu durchsegeln, günstigen Wind erwartete. Kein Seemann vermaß sich, beim Ungestüm der Witterung den Hafen von Syrakus zu verlassen; es wehete aufs Heftigste aus Süden, bei welchem Winde zumal die Enge des Faro das sichere Grab des Schiffenden ist. Doch Roger ging in der Nacht unter Segel, erreichte den Eingang der Straße beim Frühroth und steuerte an

der Spitze seines Geschwaders, wie durch ein Wunder, zwischen die brüllenden Scylla und Charybdis hinein, grade auf den Hafen zu, mit Segeln, welche die schäumenden Wellen berührten. Verwirrung und Entsetzen fesselten die Mannschaft der geankerten neapolitanischen Galeeren, sie vergaßen, die Sperrketten zu spannen, und wohlbehalten landeten alle zehn reichbeladenen Fahrzeuge an den Kais der hungernden Stadt. Das war das Meisterstück Rogers von Brindisi, das kein Seemann der Welt ihm nachmachen konnte. Sogleich ließ der Admiral das Getreide, die Salme zu dreißig Tarinen, um die Hälfte seiner Kosten, ausrufen, versorgte Messina auf einige Zeit, zum bitteren Verdruße Roberts von Kalabrien, welcher Tags darauf die Blokade aufhob, voll Reue, einen solchen Mann verschmäht zu haben. Um bei dem Elende des Krieges die Lage der Stadt zu erleichtern, geleitete Friedrich selbst wehmüthig einen Theil des ärmeren Volkes in andere Gegenden und hatte bald darauf die Freude, daß Robert, müde des Kampfes und auf einen neuen Paladin des Hauses harrend, sich einen sechsmonatlichen Waffenstillstand gefallen ließ.

Schon ein Jahr früher hatte Bonifaz VIII., den Krieg um Siciliens Krone zu enden, den Bruder König Philipps von Frankreich, Karl von Valois, wegen seiner Waffenthaten namhaft seit den flandrischen Händeln, unter glänzenden Verheißungen nach Italien gelockt, ihn aber zuförderst, geängstigt durch den Sieg der Albi in Florenz und in Toskana, als Paciaro dorthin gesendet, ehe er als Streiter der heiligen Kirche gegen Aragon die byzantinische Kaiserkrone sich erwerbe, an die er, vermählt mit Katharina von Courtenay, der Enkelin Balduins, des letzten lateinischen Kaisers, nichtige Erbansprüche erhob.

Durch arglistige Unterstützung der Neri war es dem unwürdigen Sproß des heiligen Ludwig gelungen, während des Winters 1301 — 1302 die Staatsgewalt von Florenz in die Hände von Schreckensmännern aus den Neri, entschiedenen Guelfen, zu bringen; sechs Hundert angesehene Weiße*), unter ihnen Dante, schmachteten in der Verbannung, Rachepläne brütend, und, beladen mit dem Fluche von Tausenden, machte der hochmüthige Valois im April 1302 über Anagni, den Wohnsitz des Papstes, mit seinen französischen Lanzen, reich unterstützt mit kirchlichen Mitteln, sich auf den Weg, um, vereinigt mit Robert von Kalabrien und Roger von Loria, auch im Süden den Ghibellinen den Nacken zu zertreten und dann, bereits mit der Kaiserkrone geschmückt, ins griechische Abenteuer zu ziehen.

König Friedrich verzagte auch bei diesem Ungewitter nicht, als der neue Paladin mit 4000 Soldrittern des Papstes in Termoli landete; obgleich auch von den Genuesen verlassen, welche ihr Erzbischof Borchetto Spinola mit dem heiligen Vater ausgesöhnt und in so fromme Diener der Kirche umgewandelt, daß selbst neun edle Frauen begeistert mit dem Erlös ihres Schmuckes eine Flotte ausrüsteten, sogar in Person das Kreuz nahmen, um das heilige Land wieder zu erobern, wozu die Siege der Mongolen in Syrien vorübergehende Hoffnung zeigten. So drohender Gefahr beschloß Friedrich, der nie seinen Ahnen würdiger sich erwies, durch besonnene Kriegsführung mit seinen Katalanen, ohne Feldschlacht zu begegnen; durch neckende Züge seiner schnellen Reiter erschöpfte er die

*) Weiße (Albi), eine ghibellinische Partei, im Gegensatz der Schwarzen (Neri).

schwere französische und neapolitanische Ritterschaft in kurzer Zeit so, daß Karl mit hungerndem Heere vergeblich das schwach befestigte Sciacca belagerte, und, wie die Gluth des sicilianischen Sommers verderbliche Krankheiten unter den Seinen ausbrütete, die Hand zu einem schimpflichen Frieden bot. Friedrich lag mit all seinen katalanischen Herren, unter ihnen Berengar d'Entenza und Roger von Flor im nahen Kalatabellota, mit Mühe die Muthigen zurückhaltend, daß sie nicht für Konradin an dem verhaßten, ihnen jetzt preisgegebenen Anjou Rache nähmen; als die Boten Karls zu ihm kamen, und den Großmüthigen zum Friedensgespräch aufforderten. Versöhnt begegneten sich die Männer auf offenem Felde, zwischen Sciacca und Kalatabellota, und verglichen am 19. August 1302 den zwanzigjährigen, blutigen Streit dahin, daß Karl von Neapel dem Aragonier den Besitz Siciliens lebenslang ließe, ihm seine dritte Tochter Lieonor zum Weibe gäbe, gegen die Räumung der Eroberungen Friedrichs in Kalabrien und die Freilassung des Prinzen Philipp in Tarent, die Versöhnung der Sicilier mit der Kirche erwirke, und Friedrich endlich den Valois zur Besitznahme des griechischen Thrones mit Schiffen und Mannschaft unterstütze. Frohe Hoffnung und Freude ergriff bei so unerwartet glücklichem Ausgange die Sicilianer nach langem Elende; vertraulich verkehrten und schmausten die verwandten Fürsten, die so dauernder Haß getrennt hatte, mit einander; und kehrten, der Valois beschämt, Robert und Philipp das Beste hoffend, die Angreifer nach Neapel zurück. Willig nahm König Karl II. die Bedingungen des Friedens an, und selbst Bonifaz VIII., dessen Fehde mit König Philipp von Frankreich heftiger entbrannt war, ließ sich denselben mit einiger Verände-

rung, die mehr dem päpstlichen Stolze schmeichelte, als wahren Vortheil brachte, im December 1302 gefallen. Vornehme Kirchenboten wurden abgesendet, die Huldigung Friedrichs, des neuen Herrschers von „Trinakrien" zu empfangen, ihn und seine Unterthanen vom Fluche zu befreien; aber Karl von Valois wurde mit Verdruß der Täuschung inne; denn als er, die Enkelin Kaiser Balduins an der Hand, mit der Beihülfe Neapels, Siciliens und des Papstes ausziehen sollte, um Constantinopel zu erobern, rief der Krieg Englands gegen Frankreich, welchen Bonifaz entzündet hatte, ihn über die Alpen heim, und hinter dem verspotteten Träumer vom Besitz der höchsten Kronen erscholl das Wort in Italien: „Messer Carlo kam als Friedensstifter nach Toscana und stürzte es in Krieg; er ging zum Kriege nach Sicilien und schloß einen schmachvollen Frieden!"

Im Frühling des Jahres 1303 führte Prinz Johann von Achaja, der vierte Sohn Karls II., mit einem stattlichen Gefolge von Baronen die Braut nach Messina und unter kirchlichem Prunk und großem Zulaufe des Volks, welchem die Bevollmächtigten des heiligen Vaters die Befreiung vom Banne verkündigten, ward die Trauung des Urenkels Friedrichs II., den bis dahin nur der Tadel der Wollust getroffen, mit der Enkelin Karls I., in der Kirche Santa Maria Novella vollzogen, und nach menschlichem Dafürhalten der Erbe der Hohenstaufen und das Haus Anjou versöhnt.

---

## Viertes Kapitel.

Roger, in Sorge um die Zukunft, faßt den Entschluß, die aragonesischen und katalanischen Söldner nach Konstantinopel zu führen. Vertrag mit Kaiser Andronikus Palaeologus. Roger, zum Megalos Dux (Megadux) erhoben, segelt mit dem Heere ab. Sommer 1303. Beschaffenheit der „großen Gesellschaft." Almogavaren.

Mitten unter den Festen dieses weltgeschichtlichen Beilagers und dem Frohsinn der wieder aufathmenden Messineser wanderte nur ein Mann mit schwerer Sorge beladen umher, unser Roger de Flor, das Haupt der fremden Söldner im Dienste des eben Vermählten. Die Heimath, welche er nach beinahe dreißigjährigem Umherirren endlich durch belobte Thaten erworben, schwankte ihm unter den Füßen; seines Bleibens durfte aus vielen Gründen in Sicilien nicht sein, besonders, da sein Soldheer, mit der Kirche ausgesöhnt, den Anforderungen des persönlich durch den räuberischen Templer beleidigten Papstes und den Gesuchen des Meisters Jakob sich nicht entziehen konnte, ohne sich und sein verarmtes Land in neue Gefahr zu stürzen. Durfte er dieses Opfer der Großmuth, selbst wenn der kluge König dazu bereit war, annehmen? So dachte Frère Roger denn bei sich selbst, wie En Ramon Muntaner, sein vertrauter Schreiber und Stabsoffizier, wie wir ihn nennen würden, berichtet, der viele Jahre später auf seinem Schlosse Xiluella bei Valencia, durch ein Traumgesicht gemahnt, ein Buch über die wunderbaren Thaten, deren Zeuge und geheimster Mitwisser er gewe-

sen, zu verfassen beschloß, „der arme Herr ist verloren, so auch die Katalanen und Aragonier; er wird ihnen nichts geben können, und sie hungrig und dürstend, wie andere Menschen, werden das Land verwüsten und einzeln verderben. Du mußt also, weil der König Dir hohe Ehre erwiesen, Dich bemühen, ihn von diesem Haufen zu befreien und, ihm zu Frommen, diesen zu Brot und Beschäftigung verhelfen.“ Zu so großmüthigen Gedanken kam die Sorge für die eigene Sicherheit, weil der Meister und König Karl durch den selbst erzürnten heiligen Vater seine Auslieferung verlangen mußten; zugleich das Bewußtsein der Kraft und reicher Mittel; denn auf ihn blickten alle jene unternehmungslustigen Söldnerhäuptlinge mit ihrem tapfern, unruhigen und armen Volke. Auch sie hatten in zwanzigjährigem Kriegsleben, seit Peters von Aragonien Tagen, die Heimath verloren; Spanien nahm die Verwilderten, zum Theil mit Frauen in Italien und Sicilien Vermählten, nicht mehr auf, obenein, da Don Jaymez sie als Ungehorsame haßte; sie gehörten zusammen dem wechselvollen Abenteuer. — Unter solchen Ueberlegungen, im Einverständnisse mit Berengar d'Entenza, Berengar de Rocafort, Corberan d'Alet, Ferran Ximenes d'Arenos und den andern katalanischen und aragonesischen Rittern, hatte der welterfahrene Roger, dessen Blick den politischen Himmel des Morgenlandes, wie des Abendlandes umfaßte, alsbald den Schauplatz erspäht, wo er mit seinen Streitgenossen am willkommensten war, und wo im Kampfe, entweder gegen denselben Feind, dem sie bisher sich gegenüber gereiht, oder gegen die Ungläubigen, reicher Lohn, ehrende Abenteuer, vielleicht fürstlicher Besitz für ihn ausstanden. Kaiser Andronikus Palaeologus, der Sohn Michaels, Wiederherstellers des alterschwachen Reiches,

saß zu Konstantinopel, im Westen angefeindet durch die römisch-katholische Kirche, wegen seines Abfalls von der Vereinigung, und bedroht vom Gemahl der Enkelin Kaiser Balduins; im Norden von den Bulgaren, im Osten widerstandslos angepackt durch die Osmanen, deren Emir, Osman, im engen Bezirk des mittleren Kleinasiens sich zerstörend ankündigte, und von den türkischen Zehnfürsten von Kastemuni, Kermian, Mentesche und Karaman, in welche das seldschuckische Reich von Rum sich aufgelöst. Jene Horden hatten eben dreißig Tagereisen weit Anatolien mit Mord erfüllt, belagerten Philadelphia am Hermus in Lydien, näherten sich bereits dem geschonten Strich am Marmormeer, wie den Städten an der Westküste und schreckten den ohnmächtigen Kaiser in seinen goldenen Palästen zu Konstantinopel. Roger wußte, daß sein Name dem Andronikus kein fremder sei, seit den Tagen, als er den Falken führte, und war gewiß, daß ihn, den ruhmvollen Helfer Siciliens, der Palaeologe, der unter seinen feigen Unterthanen kein Heer aufbringen konnte, mit offnem Arm empfänge.

Voll des Entschlusses erbat sich Roger in den Tagen der Hochzeit eine geheime Audienz vom Könige, berichtete ihm sein Vorhaben, und fand den guten, armen Herrscher, der schon in Sorgen stand, wie er, ohne Tadel der Undankbarkeit und ohne den gänzlichen Ruin seines Landes, jener hochverdienten Männer sich entledigen konnte, natürlich bereit, zur Ausführung des glücklichen Planes die Mittel zu bieten. Unter der Hand mochte er schon wissen, daß durch den Papst die Auslieferung des Templers betrieben ward, und doppelt mußte er sich daher Glück wünschen, daß der Ausweg aus zweifacher Noth gefunden sei. Er kam mit Roger über die schleunige Sendung zweier Rit-

ter an Andronikus überein, versicherte seine Billigung aller Maßregeln und kehrte froh zum Gelage zurück, während, nach ehrerbietigem Handkusse, jener sich mit den Häuptlingen berieth, welche die Ausführung willig dem berühmtesten und reichsten aus ihrer Mitte anheimstellten. Schon anderen Tages trug eine schnell segelnde Galeere zwei vertraute Ritter als seine Bevollmächtigten über das Meer; aus dem Ton ihrer Anträge, welche En Ramon Muntaner verfaßte und niederschrieb, mögen wir abnehmen, wie falsch Georg Pachymeres, der gleichzeitige, vornehme Staatsbeamte am Hofe des Andronikus und dessen Geschichtsschreiber, berichtet: „Roger, vom Papste zur Strafe gefordert, habe vom König Friedrich den Befehl erhalten, sich aus seinem Staate zu entfernen, und in äußerster Bedrängniß sich mit demüthiger Bitte um Dienst an den Kaiser gewendet." So hohen Werthes war Roger sich bewußt, daß er für die Hülfe seines Arms und seines Heergefolges die Hand der schönen, sechszehnjährigen Prinzessin Maria, der Tochter Johanns III. Asans, Königs von Bulgarien, und Irenens, der Schwester des Kaisers (wie Muntaner sagt, die Nichte des Kaisers von Lantzaura) forderte; ferner die Würde des Megalos dux (Großheerführers, die vierte Würde des byzantinischen Hofkalenders nach dem Basileus), die Erlegung von einem viermonatlichen Solde für sein ganzes Heer zu Napoli di Malvasia (Monemvasia), vier Unzen monatlich für einen Ritter, und eine Unze für den Fußgänger, bei beliebiger Dienstzeit, begehrte. Wahrlich, ein Alarich, Gainas, ein Ricimer und Theoderich an der Spitze eines wandernden Volks von Gothen und Vandalen, konnte zur Zeit des großen Völkersturmes kaum übermüthigere Forderungen an Byzanz stellen, als Roger von Flor, der geächtete

frère servant des Tempels, als Condottiere einer bunt zusammengesetzten, bettelarmen Soldatesca von 4000 Mann. Aber er kannte die Griechen hinlänglich, überschätzte nicht den Ruf seiner Thaten in Anatolien. Seine Ritter, mit schriftlicher und mündlicher Vollmacht zum Abschluß der Heirath und des Vertrages versehen, segelten eilig nach Konstantinopel, und ihr Erbieten erfüllte den „Xor Andrinocho" (Kyr Andronikos) und seinen ältesten Sohn „Xor Miguel" (Kyr Michael), den Mitkaiser mit hoher Freude, daß sie, von vielfacher Noth bedrängt, ohne Schutz gegen Moslim und Christen, die Männer wie Boten des Himmels betrachteten, alle Bedingungen, auch die Verschwägerung des lateinischen Fremdlings mit dem hochmüthigen Blute der Palaeologen, gut hießen, noch andere Versprechungen ertheilten und zur eiligen Ueberfahrt in so starker Anzahl als möglich antrieben. Auf seinem Schlosse Alicata am Meere trafen die nach so befriedigender Sendung Heimkehrenden den weiland Tempelbruder und überreichten ihm das kaiserliche Diplom, die goldene Bulle, unterzeichnet von beiden Kaisern, nebst den Insignien seiner Würde, den Kommandostab, die bunte, hohe Mütze, das Skaramangum, die Fahne und das Siegel des Megadukats; händigten die bestätigten Artikel, den Sold und die Aufnahme betreffend, ein, und begrüßten den mit der wunderlich steifen Tracht von Byzanz Geschmückten, die in einem halben Jahrtausend keine Mode erfahren hatte, mit seinem neuen Titel. Ungesäumt eilte Roger zum gleichfalls hocherfreuten Könige nach Palermo, welcher schnell zehn Galeeren und zwei Barken aus seinem Arsenal segelfertig machen ließ, um die gefährlichen Gäste sobald als möglich los zu werden. Zu seinen acht eigenthümlichen Galeeren mußte der Oberfeldherr noch drei große Schiffe

und viele andere Fahrzeuge von den Genuesen miethen, da auf seinen Ruf „jeder tüchtige Fremde könne Theil nehmen am Zuge," die Hoffnung auf den Schatz von Konstantinopel so viele abenteuerliche Kriegsleute nach Messina lockte, obgleich Berengar von Rocafort und Berengar von Entenza mit ihren Haufen noch zurückblieben; der Erstere, weil er noch zwei Schlösser in Kalabrien besetzt hielt, die ihm als Unterpfand seines ausstehenden Soldes dienten, und deren Behauptung ihm sieben Jahre später das grauenvolle Ende Ruggieris von Pisa bereitete; der Andere, um später den Nachzug über Meer zu führen. Richtig ermaß der erste berühmte europäische Condottiere, wie Waldstein, der letzte, daß die kleinere Zahl verderben, die größere unter allen Umständen sich obenauf erhalten werde, und darum erschöpfte er seine Reichthümer, wie seinen und des Kaisers Credit, bei den Genuesen, die er zu einem Darlehn von 20,000 Dukaten vermochte, mit dem Versprechen, sie aus der kaiserlichen Kasse gleich bei der Ankunft in Konstantinopel zurückzuzahlen, um so viel Streitgenossen als möglich zusammen zu bringen. Willig steuerte der arme König Friedrich bei, und wenigstens waren es Mundvorräthe an Schiffsbrot, zehn Pfund Käse für jeden Einzelnen, gesalzenes Fleisch, Zwiebeln und dergleichen für einige Wochen, was die spanischen Krieger, manche nach zwanzigjährigem Dienste, aus Sicilien mit hinausnahmen. Dennoch schieden Alle mit ihren Weibern und Kindern zufrieden vom heimischen Gebieter, um in der Fremde reich zu werden. Auf sechs und dreißig großen und kleinen Fahrzeugen, unter den genannten Häuptlingen, gingen 1500 schwer gerüstete Reiter, mit Allem versehen bis auf die Pferde, an Bord; ferner 4000 so genannte Almogavaren, deren Bedeutung wir bald

näher kennen lernen werden, und etwa 1000 zur Bemannung der Fahrzeuge Gehörige, mit Weibern und Kindern, im Ganzen etwa 8000 Seelen. Nach der Abschiedsmusterung der Flotte vor dem Könige, unweit des Leuchtthurms, ging das wandernde Volk im hohen Sommer des Jahres 1303, froher Hoffnung voll, unter Segel, eben als dem frommen Abendlande das unerhörte Schauspiel bereitet wurde, den heiligen Vater von einer Frevlerrotte gefangen zu sehen.

Ein bunter zusammengesetztes Heergefolge konnte die damalige Welt nicht zeigen, als dasjenige, welches zu vieljährigem, das Geschick ganzer Länder umgestaltenden Abenteuer gegen Osten fuhr. Der größere Theil war national katalanisch und aragonesisch; aber auch viele Sicilianer, Italiener, Pullanen, ja sogar sicilische und spanische Araber unter ihnen. Ein nachglühendes Interesse für den Ruhm ihres angestammten Königshauses vereinigte Alle; weshalb auch ausdrücklich nach dem Vertrage die Banner von Aragon und Sicilien neben denen des Kaisers von Byzanz und von Roger entfaltet wurden. In dem vornehmen, sittlichen Kostüm des herrschenden Ritterthums geberdeten sich die schwergewaffneten adligen Ritter; einen ächt romantischen chevaleresken Sinn, entstanden seit den gothischen Tagen im Maurenkriege, hatten sie zwanzig Jahre hindurch auf Sicilien und in Italien bethätigt; die Bluträcher Konradins, maßlos stolz auf ihre Geburt, betrachteten sie, wie noch später in den Tagen des großen Kapitanos Gonsalvo, Schlachten als große Turniere. Erwache, Eisen! und Aragon! erscholl vor Anfang ihrer Treffen; Romanzensänger begleiteten sie, oftmals gebraucht, um den Gegner auf das gleichgemachte Feld zu locken, oder selbst ihm den Vortheil des Terrains bietend. Von

glänzender Tapferkeit, aber auch von unersättlicher Goldgier, begehrten sie, daß die kommenden Geschlechter mit Staunen ihre Thaten vernähmen. So gefeierte Treue sie ihrem angestammten Königshause bewiesen, waren sie reizbar und leicht beleidigt, thrasonisch prahlend im fremden Dienste oft unzuverlässig, der Genußsucht ergeben. In der letzteren Eigenschaft lernten sie Italiens Fürsten und Bürgerthum zur Zeit Kaiser Heinrichs VII. und Ludwigs von Baiern kennen, als nationale Waffenlust bei den Welschen erstarb; so war später Dalmasio und Don Diego della Ratta, König Roberts Marschall in Florenz, jener Wüstling der Novelle Boccaccios, welcher um falsches Geld die Liebe der schönen Bischofsnichte genoß, und darauf von der witzigen Monna Nonna de' Pulci, sammt dem kupplerischen Prälaten, so empfindlich beschämt wurde (Giornat. VI. nov. 3).

Zu unterscheiden von dieser Ritterschaft ist das katalanische Fußvolk, die Almogavaren, deren räthselhafter Name die verschiedensten Deutungen veranlaßt hat. Ganz gewiß falsch ist die Ableitung von einem verdorbenen Volksnamen, Avaren, oder einem anderen, da sich im Arabischen ein Stammwort Al mogâwer oder Al mokhâber findet, welches einen versuchten, in das Gebiet der Feinde streifenden Soldaten bezeichnet, und als tapferer alter Soldat, „welcher gern von seinen Jugendthaten erzählt, als Neuigkeitsträger und Kundschafter“, ins Spanische und Portugiesische aufgenommen ist. So wird im altkastilischen Gesetzbuch unter Almogavaren eine streifende Miliz verstanden; bei den Altspaniern heißt „auf Beute ausziehen“ „nach Almogavarien gehen“, und im Portugiesischen der Feldzug selbst noch Almogauria. Der Zustand des von den Mauren unterjochten gothischen Spaniens erklärt hin-

länglich das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung. Die romanisirten Gothen, vor den Arabern in die unzugänglichsten Gebirge geflohen, brachen aus ihren fast thierischen Schlupfwinkeln bei erwachtem Mannsmuthe hervor, holten auf Räuberzügen in die fruchtbaren Ebenen sich den Unterhalt für ihre Familien und begannen jenen ewig denkwürdigen Krieg, welcher nach fast 800 Jahren den Islam aus der Halbinsel verdrängte. So hatten sich in den Gebirgen Kataloniens, Aragoniens und Kastiliens ein verwegenes, abgehärtetes Volk gebildet, welches, als die Maurenkämpfe die Masse der Christen nicht mehr beschäftigten, und das maurische Gebiet von Jahr zu Jahr enger wurde, seine Waffenlust auch in die Fremde trug und unter dem einheimischen Namen Almogavaren als Fußvolk sich um Siciliens Rettung von französischer Herrschaft hochverdient gemacht hatte. Treu ihrer rauhen Gebirgssitte, oft Frauen und Kinder mit sich führend aus der armen Heimath, kleideten sie sich in das Fell wilder Thiere; ein eisernes Netz deckte den Kopf, ein kurzer Degen nebst Knebelspießen war ihre einzige Waffe. Diese verstanden sie aber mit unübertroffener Geschicklichkeit zu handhaben; sie durchbohrten in einem Wurf den gepanzerten Mann und stellten sich unerschrocken mit ihren Degen und Wurfspießen ganz geharnischten Rittern siegreich zum Einzelkampf gegenüber. Von ihrer Tapferkeit und ihrer Todesverachtung sind die spanischen Geschichtschreiber voll, wie sie überhaupt das Wunderbarste von der Charakterfestigkeit dieser Natursöhne berichten; wir werden sie als unüberwundenes Fußvolk, als den Schrecken der Moslim kennen lernen. Zu ihren furchterregendsten Schlachtgebräuchen gehörte, daß sie, den Feind in der Dunkelheit überfallend, auf den Ruf: Eisen los! mit den

Spitzen der Lanzen und den Degen Funken schlagend an den Steinen, heranstürmten. „Was ist das?“ schrie bestürzt der Graf von Brienne, einer der Chevaliers de la mort, „haben wir mit Teufeln zu thun?“ als die Almogavaren in der Morgendämmerung unter sprühenden Funken herbei tobten! Die Almogavaren theilten die Vaterlandsliebe und die Verehrung gegen ihre Fürsten, den Stolz ihrer Abkunft mit den katalanischen Reisigen. Sie, die hartgewöhnten Hirten des Gebirgs, waren mit geringer Kost zufrieden, wenn es die Noth gebot; nachdem sie aber ein Mal die Genüsse des Orients gekostet, und die zum Preise ausstehenden Schätze der Romäer ihre Habsucht erweckt hatten, wurden sie das mitleidloseste, unersättlichste Raubgesindel, ungefügig dem Anführer, blutgierig, wie die Tataren, die heuschreckenartigen Verwüster blühender Landschaften, „Gottes und der Menschen Feinde.“

So war die Beschaffenheit des Heeres, welches, ohne Zweifel auch mit saracenischer und lateinischer Beimischung, unter dem neuen Megadux dem Morgenlande zusegelte; sie, die Armen, von dem reich verheißenen Lohn gelockt. Denn Andronikus hatte einen höheren Sold, als je Fremdlingen, versprochen: für je vier Monat vier Unzen Goldes den schwergerüsteten Reitern, zwei Unzen den leichten Pferden, eine Unze den Almogavaren, vier Unzen für den Befehlshaber der Ruderknechte, eine für den Matrosen, fünf und zwanzig Tarinen dem Armbrustschützen und zwanzig dem Steuermann. Außerdem war noch zwei Monate Sold dem, welcher heim zu kehren Lust hatte, zugesichert. Wie Alle ihre Weiber und Kinder mitnahmen, da sie keine Heimath kannten, als das Schiff, die Lagerstätte unter freiem Himmel oder wechselnde Herberge des Marschquartiers, wurde auch das selbstgewählte Oberhaupt

von dem Einen begleitet, woran die Bande des Blutes zärtlich ihn fesselten, von Melisenden, seiner schönen Tochter, welche der Mannbarkeit eben entgegenreifte und das Schloß von Alicata, unweit Gelas Zaubergefilden, willig verlassend, ihrem Vater zum wechselvollen Geschick in weite Ferne folgte. Mit günstigem Winde gelangte die Flotte nach Napoli di Malvasia, Monemvasia von den Griechen wegen seines steilen Aufgangs am Felsen genannt, von wo aus ein Strateg im Namen der Palaeologen über Misitra und die südöstliche Hälfte von Morea gebot, im ununterbrochenen Kampfe mit den französischen Baronen und der Herrschaft der drei Mal vermählten Tochter des Fürsten von Ville-Hardouin. Mit Lebensmitteln erfrischt und zur Eile gemahnt, gingen sie schnell wieder unter Segel und liefen im September 1303 in den weltberühmten Hafen des goldenen Horns ein. In denselben Tagen erlag Bonifaz VIII. in der Kathedrale von Anagni der Frevlerrotte Sciarra Colonnas und Wilhelms von Nogaret.

---

## Fünftes Kapitel.

Zustand des byzantinischen Reichs um 1303. Andronikus II. Ankunft Rogers in Konstantinopel. Heirath. Gefecht mit den Genuesen. Landung bei Cyzikus. Erster Sieg gegen die Türken. Winterlager und Bedrückung der Romäer.

Wer vermöchte in wenigen Zügen ein treffendes Bild von dem Zustande zu entwerfen, in welchem der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das tausend Jahre alte Reich, die Hauptstadt und den neunzigsten Nachfolger

Constantins erblickte! Auf den Trümmern des monströsen lateinischen Kaiserthums hatte Michael Palaeologus vierzig Jahre früher die griechisch-redende Herrschaft wieder neu gegründet, die Weltstadt Byzanz aus dem Schutte nothdürftig hergestellt, die Landeseingeborenen um den rechtmäßigen Thron wieder versammelt, und mit mannhafter Klugheit, als der Philopoemen der byzantinischen Zeiten, einem in sich entarteten, mit Fremden zersetzten Volkswesen einigen Bestand unter Beibehaltung des altgeheiligten Schematismus, der Formen und des Kostüms verliehen. Aber wie der erste Palaeologe Verdienstliches und kaum für möglich Erachtetes von Außen gethan, gefährdete er, indem er aus weltlicher Rücksicht das innerste Eigenthum des maßlosen, stolzen, alle Andern als Barbaren verachtenden Volks angriff, ihre religiöse Ueberzeugung, den einzigen Lebenspunkt, ihr gesammtes Nationalbewußtsein! Ungeachtet Michael die griechische Kirche der lateinischen selbst mit Gewalt zu vereinigen suchte, starb er gehaßt von dem größten Theil seiner Unterthanen, den Anhängern des Patriarchen Arsenius, im Banne des Papstes, nachdem er seine Krone gegen Karl I. von Neapel nur durch die sicilianische Vesper gerettet hatte, welches Ereigniß befreundete Bezüge zwischen Sicilien und Byzanz hervorbrachte. Das religiöse Schisma, die uneinigen Volkszustände, ein an allen Grenzen gefährdetes Reich erbte der gutmüthige, schwache Andronikus II., klug genug für die Leitung eines mäßigen fürstlichen Hauswesens und einer gutgearteten Familie; theologisch gelehrt und wortreich beredsam, um eine Versammlung von Kirchenvätern zu eröffnen und zu leiten; aber zaghaft, ohne Manneskraft und Männerstolz, stumm verzichtend auf großartige Regententhätigkeit. Dem Kaiser glich sein Volk in seinen

Schwächen, hatte aber seine Laster voraus; tückisch und arglistig, herzlos gegen die Leiden der Mitbrüder, undankbar und betrügerisch, bis zum Stumpfsinn bigott und abergläubisch, bei aller hochmüthigen Prätension an erhabene Geistesbildung. So war das griechische Volk und das Reich, das ein unerforschliches Geschick zur Lehre für die Menschheit vom ehrenvollen gänzlichen Untergange bis dahin errettet hatte, eine seit den Comnenen verknöcherte Mumie, welche farbig ausgeschmückt, den Schein des Lebens erlog, und pomphaft über die alterthümliche, golden kostümirte Bühne getragen wurde.

Im Westen bedroht durch die Ansprüche des Titularkaisers, durch den Fluch des römischen Stuhls, im Süden eingeengt durch unabhängige Despoten und die fränkischen Fürstenthümer Livadiens und Moreas, sah das von allen Waffen entblößte Reich sich vom Morgen her durch die türkischen Zehnfürsten des Sultanats von Rum angegriffen, welche den südlichen Theil Anatoliens von Armeniens Gebirgen, vom Meerbusen von Megri bis zum Golf von Modania, theils thatsächlich besaßen, theils räuberisch durchstreiften, die großen Städte jahrelang blokirt hielten, während die osmanischen Türken, ein kräftiges, zur Welteroberung bestimmtes Volk, unter Emir Osman vom mittleren Lauf des Sangarius gegen Nordwesten heranstürmten und in ihren verhängnißvollen Fortschritten nur durch die Felsenschlösser von Nicaea, Brusa und Nicomedia aufgehalten wurden. So war das ehemals so berühmte Kleinasien rettungslos den wildesten Horden preis gegeben; romäische Herrschaft, ohne Frucht für das westliche Reich jenseit des Bosporus, behauptete sich nur noch dem Namen nach in den großen Städten; die wehrlose Menge der offenen Orte und des Landes, welche nicht

durch ein gütliches Uebereinkommen mit den Türken eine precaire Schonung erkauft, drängte sich auf die westlichen Inseln und auf die vorspringenden, von Natur festen Landzungen am Propontis zusammen, um den Skamander, nachdem Michael, der Sohn und Mitkaiser des Andronikus, mit seinen alanischen Söldnern, den Tataren von Nogai, das Feld schmachvoll geräumt hatte, und mißmuthig, krank zu Pergae, unweit der Dardanellenschlösser weilte. In Neu-Rom selbst, durch die Fluthen des Meeres noch geschützt, wiedererstanden aus der Verödung, noch geschmückt durch die ewigen Bauwerke Constantins und Justinians, stark bevölkert und im festen Galata, jenseit des goldenen Hornes, eine trotzige Gemeinde von Genuesern unter ihrem Podesta hinter festen Mauern verschließend; sah der beklagenswerthe fromme Kaiser, aus seinem Palaste die gräßlichen Bilder des Elends in unmittelbarer Nähe; die Straßen der Weltstadt angefüllt mit Tausenden von flüchtigen Bewohnern Anatoliens, obdachlos unter freiem Himmel liegend, durch die herzlosen, eigenen Landsleute dem Hungertode preis gegeben; und bösen Seuchen allmählich zu Hunderten fallend. Selbst ihre zunächst jenseit des Kanals belegenen Landhäuser, wenn sie ja noch standen, durften die Bürger nicht zu betreten wagen; denn vom Ufer der Stadt aus, von den Söllern der Paläste, konnte man die freche Türkenschaaren erkennen, welche das jenseitige Gebiet, die schönen Thäler, durchstreiften, die Landstraße mit Leichen bedeckten!

Bei so furchtbarer Höhe des Jammers, so kaum früher jemals erlebter Auflösung, welche selbst Pachymeres, der erbitterte Feind der Lateiner, zu schildern, bei all seinem Wortreichthum, verzagte, hatte man im Hafen die Flotte abgetakelt, hatten die Anhänger des Arsenius den

Bannfluch über Waffendienst, wenn auch zur Rettung des Vaterlandes, ausgesprochen und hofften durch abergläubische Uebung kirchlicher Cerimonien, durch theologische Streitreden im Kaiserpalaste den Feind des Reiches zurückzutreiben! Tröstete doch die kaum glaubliche Kunde die feigen, thatunkräftigen Seelen, daß der vor 50 Jahren begrabene, starke Kaiser Joannes Ducas Vatatzes, im leuchtenden Ornate die Mauern von Magnesia am Hermus nächtlich beschreitend, die Hut der Veste für die unmännlichen Lebenden übernommen habe, und hoffte man auf den Beistand aus dem Grabe Gestiegener oder unmittelbar der himmlischen Heerschaaren, als Andronikus die Abenteurergesellschaft aus Sicilien herbeirief.

Mit ehrlicher Freude empfing der Kaiser, mit Bangigkeit und Neid der Hofadel, die lateinischen Streiter und bewunderte den stattlichen, im kräftigsten Mannesalter blühenden Abendländer, sein kriegerisches Antlitz, die Energie, mit welcher er streng und mild seine trotzigen, verwilderten Haufen lenkte. Das Viertel der Blacharnen, am nordwestlichen Ende der Stadt und des Hafens belegen, und vom gleichnamigen Palaste, dem Lieblingsschloß der Palaeologen, benannt, ward den Fremden angewiesen, und ihnen, mit der Verkürzung des Gehalts murrender Beamtenschwärme, der versprochene Sold gewissenhaft ausgezahlt. Ohne Zögern ließ Andronikus die Vermählung des durch seine Thaten gefürsteten Feldherrn mit seiner Nichte, der schönen, geistreichen Maria, prachtvoll vollziehen, ehrte andere Kapitane durch prunkende Titel und erfüllte die habsüchtigen Lateiner mit maßlosen Hoffnungen. Aber mitten unter den Festen des Beilagers empfand Constantinopel die Vorahnung, wessen es in Zukunft sich zu versehen habe. Mit scheelem Blick hatten die Genueser in

Galata, im Genuß ausschließlicher Privilegien, die Ankunft der „großen Gesellschaft" gesehen und fürchteten um ihren lange behaupteten Einfluß. Gegenseitige Gereiztheit führte schnell zu Getümmel, ja zu einer blutigen Schlacht unter den Augen des Kaisers. Als Anlaß wird bald der Spott eines übermüthigen Bürgers von Galata über den bettelhaften Aufzug eines Almogavaren, bald die Forderung der Gläubiger von Genua, welche ihre Schuld vor dem Aufbruche Rogers nach Asien ungestüm beitrieben und auf des Megadux Erwiederung, daß der Kaiser der Schuldner sei, nicht achteten, angegeben. Von Worten kam man zu den Waffen; ein verwegener Genueser, Rosso di Finar, stürmte mit der Fahne der Gemeinde auf das Viertel der Blacharnen; man kämpfte mit furchtbarer Erbitterung in den Gassen, und Stephan Mazulon, der Groß-Drungarius (Groß-Admiral), welchen der sorgliche Kaiser, die Zahlung selbst übernehmend, zur Schlichtung des Haders eilig herbeischickte, wurde mit seinem Pferde in Stücke gerissen. Den Almogavaren diente das Kloster des H. Cosmidius, der Palast der Blacharnen zum Rückhalt; die Genueser verbarrikadirten sich am Gestade des Hafens, ein Bollwerk rasch aufthürmend. Dazwischen tobte die offene Schlacht, indem weder Roger noch die Häuptlinge die Kämpfenden zurückhalten konnten, zumal ein leichtes Geschwader Reiter den Almogavaren und den Matrosen zu Hülfe eilte. Endlich sank Rosso di Finar mit seinem Panier; gegen 3000 Leichen bedeckten die Straßen; die Genueser flohen nach Galata, hinter ihnen drein, um die nördliche Einbiegung des goldenen Horns herum, die Almogavaren, voll Zerstörungswuth und Gier nach den dort aufgehäuften Schätzen und Kaufmannsgütern. Andronikus, der anfangs mit kaum unterdrückter Freude

die Niederlage der übermüthigen Italiener aus seinem Palaste geschaut hatte, erschrickt über diese Anstalten und ermahnt den Megadux mit ängstlichen Worten die Verwüstung von Galata zu verhindern, der dann, den Herzogsstab in der Hand, an der Spitze der Ritterschaft zu den Almogavaren sprengte und die tobenden Haufen gehorsam durch das Blacharnenthor zurückführte.

Nach diesem Vorspiel entsetzlicher Gräuel war es die höchste Zeit, die Lateiner aus der Stadt zu entfernen; gleich darauf bestiegen sie die Schiffe und segelten über das Marmormeer, um Anatolien von der Geißel der Türken zu befreien, nachdem der vorsichtige Megadux es noch durchgesetzt hatte, daß Fernando d'Aones, vermählt mit einer Verwandten des kaiserlichen Hauses, den Oberbefehl der Flotte empfing, da er den mißgünstigen, ungetreuen Griechen eine so wichtige Stelle nicht anvertrauen durfte. Auf diese Weise der Uebereinstimmung der Seemacht mit dem Landheer versichert, so wie des Besitzes der Inseln, betraten die Lateiner, nach der Anordnung des Kaisers, den Boden Asiens, bei dem Vorgebirge Artaki, unfern dessen Cyzikus halb in Trümmern lag. Fast zwei Jahrtausende hatte der Blick der Welt auf dieser Stätte geruht, wo die Milesier in grauer Vorzeit eine Kolonie angesiedelt, berühmt durch ihre Größe, Gebäude, Häfen und Handelsmacht, wie Rhodus, Massilia und Karthago; durch ihr Schicksal in den Tagen Mithridats und Lucullѕ, durch die Stürme der Gothen; geschmückt mit dem heiligsten Tempel der „großen Mutter" und dem colossalen Tempel des Jupiter, von Kaiser Hadrian erbaut; mit heiliger Scheu später selbst von den Osmanen betrachtet, weil Suleiman, Urchans Sohn, bei „kleinem Mondlichte" in das Meer herunterschauend, weissagende Stimmen ver-

nahm und er dort den Entschluß faßte, Asien und Europa durch die Herrschaft der Osmanen zu verbinden. Die fruchtbare Halbinsel, auf ihrem schmalen Nacken durch eine Mauer vor der Verheerung der Türken geschützt, hatte der Bevölkerung des Inlandes mit ihrer Habe zur Zuflucht gedient; der Anblick reicher Besitzthümer mußte jene tapfern, rohen Männer, welche das feige Volk verachteten, mit Habgier erfüllen, sobald der erste glückliche Erfolg gegen die Türken ihr Siegerbewußtsein erhob. Roger erfahrend, daß Tags vor der Landung die Türken jene Mauer zu erstürmen versucht hatten, überfiel sogleich am folgenden Morgen, mit seiner Fahne, den Bannern des Kaisers und der Könige von Sicilien und Aragon, ausziehend, die an einem Flusse gelagerten Türken; mit ihm war Marules, der kaiserliche Megas Archon, mit einem kleinen griechischen Heere, bestehend überwiegend aus Alanen, das sind nogaische Tataren aus der Gegend zwischen Dnieper und Don, deren Andronikus als Bundesgenossen sich bediente. Mit Verzweiflung fochten die Türken, die auch ihre Weiber und Kinder in Todesnoth sahen, gegen die urplötzlich wie aus der Erde gestiegenen Lateiner, wurden aber, an der Zahl 5000, erschlagen, und mit den gefangenen Weibern und Kindern, so wie köstlicher Beute, kehrten die Christen von der leichenbedeckten Lagerstätte nach der Mauer zurück. Die Kunde von den Erstlingsthaten der Fremden brachten Galeeren, angefüllt mit schönen Sklaven und Sklavinnen und den kostbarsten Stücken der Beute als Geschenk für den Kaiser und Rogers junge Gemahlin Maria, schon am achten Tage des Abzugs nach Konstantinopel, zur ungeheuchelten Freude der kaiserlichen Familie, mit Ausnahme des jüngeren Herrschers Michael, der noch krank, mit seinem geschlagenen Heere um Pergae

liegend, zugleich mit den Genuesern bittern Unmuth über den Sieg empfand, und mit verkehrtem, neidischem Sinne den Megadux nicht einmal der Aufnahme würdigte, als derselbe herbei kam, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen. Entschlossen, zum Verfolg des Sieges sogleich nach dem innern Anatolien aufzubrechen, sah sich Roger, am Anfang des Novembers durch die Strenge des Winters und die geschwollenen Flüsse abgehalten, und mußte Anstalt treffen auf der schönen Halbinsel um Cyzikus zu überwintern, was zumal die Seinen, die karg erzogenen Hirtensöhne des Gebirges, mit Freude thaten, und rasch an die Genüsse des glücklichen Himmelsstriches, an die schwelgerischste Lebensart sich gewöhnten. Zwar versicherte Ramon Muntaner, Roger habe durch einen Ausschuß von zwölf rechtlichen Männern, zur Hälfte Lateiner und Griechen, die Wohnungen der Einzelnen anweisen, und einen billigen Preis für die reichlich gebotenen Lebensmittel jeder Gattung und die andern Bedürfnisse bestimmen lassen, und das Gesetz aufgestellt, daß genau alle Lieferungen in Rechnung verzeichnet würden, damit bei Ende des Winters die Gäste unter Aufsicht ihres Ausschusses pünktlich von ihrem Solde bezahlten; allein die Natur der Wirthe und der Gäste, so wie die unbeschreiblichen Klagen der Griechen über die Bedrückung, die Frechheit und unmenschliche Behandlung ihrer Einlieger, endlich das eigene Geständniß Rogers am Zahlungstermin geben den Beweis, daß Almogavaren wie Katalanen das Maß der Mißhandlungen bald gleich machten, welches die armen Griechen von den Ungläubigen erfahren hatten. Nach der Weise roher Eroberer, als Vorbild ihrer späteren Landsleute im neu entdeckten Amerika, betrachteten sie die Güter jener Wehrlosen als die ihrigen, und nicht gebunden durch

den Schutzvertrag ließen sie allein das Recht des Stärkeren gelten, mit unersättlicher Gier dem Bauch und noch schlimmeren Lüsten fröhnend. Laute Klagen über so unmenschliche Behandlung, noch übertrieben durch den Lügenmund der Griechen, kamen zeitig auch aus Pergae und den erweiterten Quartieren zu Ohren des milden Andronikus, welcher die Einkünfte seines zerrütteten Staates erschöpfte, um den schweren, bedungenen Sold aufzubringen und sich gegen den Jammer der Unterthanen verschloß, während der grollende Michael auf Pläne sann, die räuberischen Helfer zu verderben. Roger selbst, welcher seine Gemahlin mit ihrem Gefolge, unter dem wir Melisende, die Tochter der Eschive von Cyprus finden, in sein Winterlager eingeladen hatte, wohin auch die Prinzessin Irene, seine Schwiegermutter mit zweien ihrer Söhne gekommen war, feierte unter den Marmorruinen von Cyzikus fröhliche, ritterliche Feste und mußte die Untergebenen gewähren lassen, aus Besorgniß, daß die Treue der „großen Gesellschaft" wanke, wenn sie, beschränkt in ihrer Zügellosigkeit, den selbst gewählten Oberherrn allein im Vollgenuß der Ehre und der Güter sähe. So verstrich der Winter über dem unerträglichen Loose des Landstrichs von Cyzikus, während die Flotte des Megadux zwar die Insel Chios vor Besuch der Türken sicher stellte, aber die Inselgriechen nicht mindere Plage empfinden ließ. Unter diesen Verhältnissen war die Lage des Marules, des Megas Archon, welcher über die Romäer und die Alanen in der Umgegend von Cyzikus gebot, besonders schwierig; vom Kaiser zu einem geschmeidigen Betragen gegen den Megadux verpflichtet, mußte er stummer Zeuge sein, wie die trotzigen Lateiner seine Kriegsleute beschimpften, überall beeinträchtigten, und hielt nur mit Mühe seine meu-

terischen Tataren zurück an den Fremden Rache zu nehmen, die ihnen, wenn sie selbst bei einem Ausfalle auf die Türken zu spät gekommen waren, schmählich die gewonnene Beute raubten. Die Auflösung in den Winterquartieren war so heillos, daß manche Lateiner ihren Raub auf Schiffe bargen und sich heim begaben, wie schon Fernando Ximenes d'Arenos, veruneinigt mit dem Megadux, früher gethan hatte. Um bösen Gerüchten in Person zu begegnen und den Sold einzufordern, schiffte Roger zu Anfang des März 1304 mit seinen Verwandten und Verschwägerten nach Konstantinopel, erlangte, von dem Andronikus mit Ehren empfangen, neue höchst bedeutende Geldsummen, auch zur Löhnung der Tataren, verabredete den Entsatz des bedrängten Philadelphia in Lydien, und eilte, die Frau und die Schwäger am Hof zurücklassend, mit gefülltem Seckel nach Cyzikus zurück (15. März). Gleich nach seiner Ankunft erschienen nun die Gäste vor dem Sessel des Megadux, welcher in den herrlichen Ruinen von Cyzikus unter einer breiten Ulme aufgestellt war, um mit ihren Wirthen abzurechnen. Unter so würdiger malerischer Umgebung fand sich denn, daß die Lateiner außer den nicht in Rechnung gestellten, erzwungenen Forderungen in vier Monaten den Sold von acht, ja oft von einem ganzen Jahre verzehrt hatten; gewiß im Innern ungehalten über die maßlose Schwelgerei, mußte Roger dennoch gute Miene machen; die Freigebigkeit des Kaisers hatte ihn, auf Kosten der griechischen Beamten, in den Stand gesetzt, nicht allein sämmtliche Schulden zu tilgen, die Rechnungen zu verbrennen, sondern auch noch vier Monate Sold voraus zu zahlen, was die ungeheure Summe von 100,000 Unzen Gold betrug. Nach den Berichten der Griechen sollen bei dieser Großmuth die Tata-

ren auf das Unbilligste verkürzt worden sein, ein Umstand, der tragische Folgen nach sich zog, wie denn auch die Straflosigkeit der prassenden Lateiner ihre Genußsucht und ihren Raubsinn mächtig steigerte. In banger Sorge, ob die so theuer bezahlten Helfer jetzt aus ihrem Winterlager zur Rettung Anatoliens aufbrächen, wachte Andronikus viele Nächte hindurch im Gebet mit dem Patriarchen und schickte seine Schwester Irene, welche bei ihrem Schwiegersohne viel galt, noch im März nach Cyzikus, um beim Beginn der guten Jahreszeit den Großherzog zum Aufbruch gegen Philadelphia zu treiben. Die einflußreiche Dame mahnte den Megadux nicht vergeblich; doch gab es erst einen blutigen Handel zu beschwichtigen, welcher zwischen den Almogavaren und Tataren ausgebrochen war. Die Letzteren, längst ergrimmt über Zurücksetzung und Beschimpfung, hatten beim Mahlen in einer Mühle mit den Lateinern Streit bekommen, nach der wilden Weise ihres Stammes mit Mord gedroht, worauf die Almogavaren die Quartiere zur Nachtzeit überfielen, einen großen Theil derselben niedermachten und auch den Sohn des Anführers Georg (Gircon) erschlugen. Mit Mühe behauptete Roger unter den Mordlustigen sein Ansehen und suchte den Vater des ermordeten Jünglings zu besänftigen, der sein Rachegefühl zum tragischen Ausgange verbarg.

---

## Sechstes Kapitel.

Aufbruch der Lateiner, Mai 1304. Entsatz von Philadelphia. Sieg über die Emire von Kerman, Mentesche. Ankunft Berengars von Rocafort bei Ephesus. Aufbruch des Heeres nach der eisernen Pforte 1305. Empörung des Attaleota in Magnesia. Furcht des Kaisers. Abrufung Rogers. Ankunft der Lateiner um Kallipolis. Spannung mit dem Hofe 1306. Argwohn der Genueser. Aufnahme Berengars d'Entenza in den kaiserlichen Dienst als Megadux und dessen Abfall. Weihnacht 1306.

Endlich setzte im Maimonat das Heer von Achiraeum aus sich in Bewegung, 6000 Lateiner, etwa noch 1000 zurückgebliebene Tataren und einige Haufen Romäer unter Marules, gesammt unter Rogers Oberbefehl. Die stolze Zuversicht des Feldherrn und die Schnelligkeit seiner Eroberungen rechtfertigte in vollem Maße die hohen Erwartungen des Kaisers. Ohne Aufenthalt wurden die Gebirge Phrygiens überstiegen, Germa unweit Ancyra bald erreicht, da die Emire der Türken, geschreckt durch den Namen der Lateiner, überall zurückwichen. Roger, wähnend durch Härte die allgemein verderbten griechischen Befehlshaber und pflichtvergessenen Beamten zu bessern, wandte ohne Rücksicht die schmählichste Strafe des Abendlandes, den Strang, an und bahnte sich, die Türken vor sich herscheuchend, den Weg auf Philadelphia (Allaschehér) am Hermus, deren Bürger vom Feinde und von Hunger entsetzlich bedrängt nur durch den frommen Muth des Bischofs Theoleptos aufrecht erhalten wurden. Ueberall hob das Erscheinen der unbezwinglichen Lateiner den Nationalsinn der Griechen, welche sich bis dahin, wie die

Tripolitaner, schmachvoll in die Gewaltherrschaft der Ungläubigen gefügt; um Hülfe durch die Letzteren aufgefordert, gewährte sie Roger willig, und drang nach Aulax vor, unweit Philadelphia, wo endlich der Emir von Kermian Alischir, Fürst der schönen Landschaft um Cotyaeum (Cutayeh) mit seinen Stammverwandten in offener Schlacht zu fechten beschloß. Von Aufgang der Sonne bis gegen Abend wurde mit Kreuzfahrer-Wuth gekämpft, und nur 1000 türkische Reiter retteten sich durch die Flucht, langsam verfolgt durch die Christen, denen die Fechtart jener, ihre Gewohnheit, Hinterhalt zu legen, Vorsicht empfahl. Der Ruf des Sieges und des Entsatzes von Philadelphia, welches an Umfang Rom damals gleich kam, drang durch ganz Vorderasien; und es athmeten aus Jahrhundert langer Furcht die Völker auf. Schon hofften die Befreiten, daß die Grenzen des alten Römerreiches von Asien wiedergewonnen wären, und selbst in Rom und im Abendlande vernahm man versöhnt die Thaten des Templers und dachte an die Eroberung des heiligen Landes. Nur vierzehn Tage weilte der Retter, mit kirchlichem Gepränge eingeholt, in Philadelphia, ohne Schonung für den Beutel der Befreiten; versorgte die Stadt mit Lebensmitteln, besetzte die Festen der Umgegend und führte in westlicher Richtung über Nyssa nach Magnesia am Hermus das Fußvolk, welches längst die ärmliche Pelztracht mit Seide und Scharlach, dem Raube der Türken, vertauscht hatte. In Magnesia zeigte sich die Untreue der griechischen Beamten im grellsten Lichte; Attaleota, ein Stallmeister des Hofes, hatte in den Tagen der Gefahr eine von Konstantinopel ganz unabhängige Stellung eingenommen, im offenen Trotze gegen den Statthalter der Provinz, vor welchem den mannhaften

Rebellen jetzt die Gunst des Megadux schützte, da dieser Feigheit und Verrath strafbarer fand, als Untreue gegen den Herrn. Ungehalten über solche Parteilichkeit und über die Erpressungen Rogers, benutzte Rostongus, der Groß-Hetaeriarch der Provinz, den Auftrag Rogers, unter sicherer Begleitung den Kannaburius nach Konstantinopel zu führen, welcher als Geheimschreiber der Prinzessin Irene und Vertrauter Rogers am Hofe wichtige Dinge betreiben und zugleich die Gattin Maria nach Asien führen sollte; Rostongus machte sich selbst nach der Hauptstadt auf, um über den Megadux bittere Klagen zu erheben, und gelangte endlich, lange gehindert durch Rogers Freunde und Verwandte, zur Audienz. Aber ihm war auf dem Fuße ein niederer Beamter gefolgt, um gegen den Oberen beim Kaiser Recht zu suchen, der vor voller Hofversammlung sich zu einem Gerichte herabließ, in einer langen Rede seine laut getadelte Freigebigkeit gegen den Retter Asiens entschuldigte, „der ja schon vor der Verleihung seines hohen Titels ein mächtiger und berühmter Herzog gewesen sei", und zuletzt dem heftig gescholtenen Schreiber unter seinen Augen das Haupthaar und den Bart bis auf die Haut zu scheeren befahl, den Rostongus dagegen seines Amtes entsetzte.

Als unumschränkter Gebieter fuhr Roger indeß in Asien zu walten fort, gedachte zuerst die Seeprovinzen sicher zu stellen, ließ feige Beamte zu Kula henken, bestrafte gleich schimpflich oder um Geldbußen andere Befehlshaber, welche Schutzverträge mit den Türken eingegangen waren, und schlug noch ein Mal den Emir von Kermian, welcher sich nach Tripolis zurückgezogen, vereint mit dem von Menteſche, jedoch zu empfindlichem, persönlichem Verlust, bei Tira, dem alten Tyräa, in die Flucht.

Denn bereits hatte Corberan d'Alet, der Seneschall des christlichen Heeres, die Ungläubigen mit geringen Streitkräften in die Berge um Tira getrieben, als er auf unbesonnener Verfolgung, in der Gluth der Mittagssonne, obenein nach Ablegung des Eisenhutes, mit einem Pfeil durch den Kopf tödtlich verwundet wurde. Tief betrübt war Roger über den Fall des bewährten Freundes, den er seiner Tochter als Gemahl bestimmt und die Hochzeit mit der im Gefolge der Prinzessin weilenden Braut auf die Rückkehr nach Konstantinopel festgesetzt hatte. Ein prächtiges Grabmal in der Kirche, wo die Gebeine des Patrones der Ritterschaft, Sanct Georgs, ruhten, barg den Leib des vornehmen Katalanen, nach dessen Bestattung der Trauernde sich an die Küste zog, wohin von Chios auch der Admiral mit seiner Flotte beschieden war. Auf die Kunde von den Thaten der Lateiner und ihrem Lohne war auch Berengar von Rocafort, befriedigt in seinen Forderungen von König Karl II., mit einer Flotte, auf welcher 200 Ritter und 1000 Almogavaren sich befanden, nach Konstantinopel gesegelt, und traf, von Andronikus nach Chios gewiesen, zu Ania, dem Sammelplatz der Schiffe an der Küste, mit dem Admiral zusammen. Eingeholt durch Ramon Muntaner, welchen Roger zur Bewillkommnung des sicilianischen Waffengefährten abgeordnet, langte Rocafort beim Megadux in Ephesus an, das, als angebliche Grabstätte Johannes, des Theologen, die frommen Abendländer mit Ehrfurcht betraten. So begegneten sich an geweihter Stätte, unter so verheißlichen Verhältnissen, die alten Kampfgenossen zum Jubel des allmälig verminderten Heeres; Roger machte den Angekommenen zum Seneschall an der Stelle Corberans, und versprach ihm auch, dessen ehemalige Braut, seine

Tochter, zur Gattin. Der Megadux konnte den Ritter Berengar, welcher ihm so stattliche Verstärkung zuführte, mit Gold und Ehren überschütten, da er in Philadelphia, in Ephesus, in Pyrgium durch strenge Mittel große Reichthümer beigetrieben, und später selbst zu Mitylene auf Lesbos einen vornehmen, verrätherischer Handlung verdächtigen Griechen vom Galgen nur um 1000 Goldstücke losgegeben hatte.

So weilte den Winter über, nicht ohne siegreiche Kämpfe gegen streifende Türken, Roger mit seinem ergänzten Heere an der Seeküste, fesselte, den reichsten Sold austheilend, die siegtrunkenen Abenteurer unauflöslich an sein Banner, besetzte die eroberten Städte und rüstete sich im Frühjahre 1305, nachdem er seine Schätze der Behütung des festen Magnesia anvertraut hatte, Anatolien bis zum äußersten Osten, bis an die Pforte Klein-Armeniens und Ciliciens, zu durchziehen und dort die Hauptmacht der Türken zu vernichten. Mit der Kühnheit Alexanders, des Sohnes Philipps, als er in die fremde indische Welt hinabstieg, leitete Roger seine Lateiner durch jene ungeheuren, nie durch christliche Heere des Abendlandes betretenen Länderstrecken; führerlos durch schneebedeckte Gebirge und Einöden, da in den Jahrhunderte langen Niederlagen der christlichen Waffen selbst die geographische Kunde von einst wohlbekannten, griechisch redenden, civilisirten Ländern sich verloren hatte. Begeistert folgten die Lateiner dem Banner ihres Megadux, und mit Staunen begrüßten jene seit Jahrhunderten geknechteten, von der Christenheit fast vergessenen Völker die Waffen der Kreuzfahrer. So gelangte man an das Taurusgebirge, welches Cilicien von Klein-Armenien trennt, und wo ein Felsenpaß, „das eiserne Thor“ genannt, den Zugang zu

einer neuen Welt öffnete. In den wilden Schluchten harr-ten die aus ganz West-Anatolien aufgescheuchten Türken, auch die Karamanen, und stiegen am Tage der Jungfrau im August (15ten) gegen die Lateiner herab, welche mit Jubel den Feind erblickten. Die Almogavaren ließen, Funken aus dem Steine schlagend, ihr schreckliches: Ei-sen erwache! erschallen; an der Spitze der Ritterschaft stürmte Roger in den Feind, während Berengar von Ro-cafort das Fußvolk heranführte. Lange wurde mit wech-selndem Erfolge gestritten, bis unter dem allgemeinen Schlachtruf Aragon, Aragon! die Lateiner den entschei-denden Angriff thaten und die Türken, mehr als 18,000 Todte und ihr reiches Lager zurücklassend, in das Gebirge flohen. Nachdem die Christen auf leichenbedeckten Gefil-den jubelnder Siegesfreude acht Tage hindurch sich hinge-gegeben, von harter Arbeit rastend, leitete Roger die Er-frischten an das eiserne Thor, verweilte hier drei Tage, gleichsam den Grenzstein ihrer Thaten befestigend, und kehrte, weil es an aller Kundschaft, selbst an Straßen in dem ganz unwirthbaren Lande, zumal in herbstlicher Jah-reszeit, fehlte, und weiter vorzudringen zwecklos schien, zur Sicherung des Eroberten nach Westanatolien zurück.

Aber unterdessen die Lateiner an den Grenzen des al-ten Kaiserreiches die Trophäen des Kreuzes aufstellten, droheten die tückischen, betrüglichen Griechen ihren Ver-theidigern die mit Recht und Unrecht erworbenen Güter zu rauben. Jener Stallmeister Attaleota, welchen Roger gegen die Anklage in Schutz genommen, vergalt die empfangene Wohlthat nach griechischer Weise. Lüstern nach den Schätzen, welche der Megadux in Magnesia sei-ner Obhut anvertraut, vermochte er die Bürger, welche, obgleich noch geschont, dieselben Erpressungen, wie die

Küstenstädte und Philadelphia besorgten, seinem frechen Anschlage beizutreten, und da die vom Heere geflüchteten Tataren sich ihm obenein als rachsüchtige Diener boten, fiel er, um jeden Rückschritt unmöglich zu machen, mörderisch über die zurückgebliebenen Lateiner her, bemächtigte sich alles Geldes, der Pferde und der Kriegsvorräthe des Oberfeldherrn, und erwartete hinter wohlbefestigten Mauern, zum Aeußersten entschlossen, die Rückkehr des Beraubten. Alsbald erfuhr der langsam gegen Westen ziehende Megadux die unüberbotene Treulosigkeit, und mußte, statt den im Innern noch hausenden Feind aufzusuchen, seine Zeit, die Kraft seines Heeres und den Aufwand des Krieges an die Bestürmung der griechischen, christlichen Stadt verschwenden, obenein von den Zinnen und Thürmen herab noch verhöhnt wegen seiner Arglosigkeit. — Vergeblich erschöpfte der Wuthentflammte alle Künste seiner langjährigen Waffenerfahrung; das Bewußtsein des Verbrechens und die Furcht vor der Strafe der Lateiner machte die feigen Magnesioten zu heldenmüthigen Vertheidigern, und sie spotteten, als Roger Verzeihung verhieß, wenn sie das Geraubte auslieferten. Schwere Anklagen mußte der Betrogene hinnehmen; denn während er Monate lang vor der einheimischen Stadt lag, streiften die Schwärme der Türken wieder über das kaum befreite Land, und bewirkten, daß Kaiser Andronikus, von diesem unerwarteten Drängen durch die Neider Rogers unterrichtet, und in der Furcht, die Lateiner möchten wie noch vor hundert Jahren in der Hauptstadt, so jetzt in Magnesia, sich als Herrscher aufwerfen, eine List ersann, um den gefährlichen Bundesgenossen von seiner Siegeslaufbahn wegzulocken, und dessen Macht zu theilen. Bereits hatten mehrere Botschafter den Führer der Latei-

ner abgemahnt von der Belagerung Magnesias; dieser dagegen, entschlossen, ohne Züchtigung der Treulosen nicht zu weichen, selbst neue Aushebung unter den Griechen zu seinem Zwecke verwandt, als ein Brief des Andronikus mit dem Befehle anlangte: er solle, den anatolischen Feldzug aufgebend, so wie die Belagerung der strafbaren Magnesioten, ungesäumt mit den auserlesensten Kriegsleuten nach dem Abendlande schiffen und um Adrianopel sich mit den Truppen des Kaisers Michael vereinigen, um die Provinzen am Haemus vor den Einfällen der Bulgaren zu schützen, unter denen ein Verwandter der Prinzessinnen Irene und Maria, Swiatislaw, der Herrschaft sich angemaßt. Krieg und Unruhen zogen sich zwar seit Jahren in jene Gegenden hin; aber damals war kein besonderer Grund vorhanden, der Bulgaren wegen Anatolien von neuem preiszugeben, und der Vorwand: das Reich zu Lantzaura sei in der Gewalt eines Thronräubers, schlau auf die Liebe Rogers zu seiner angeheiratheten Familie berechnet. Schwer fiel es dem ehrgeizigen Manne, die Beute und die Rache aufzugeben und abzulassen von seinen Eroberungen; jedoch entschloß er sich, nach gehaltenem Rathe, mit der gesammten großen Kompagnie, nicht mit getrennten Haufen, dem Kaiser zu willfahren, was jedoch säumend geschah, indem die Söldner vorher eine ungeheure Summe als rückständigen Sold forderten. Theils auf den Galeeren von Mitylene aus, welche die anatolische Beute bargen, theils die Küsten entlang, so daß Heer und Flotte sich keinen Tag aus den Augen verloren, gelangten die Lateiner außer den wenigen zurückgebliebenen Besatzungen, auf dem Heimwege die griechischen Städte nach Gewohnheit und mit Absicht noch schonungsloser behandelnd, im Herbst des Jahres

1306 zur Enge der Dardanellen nach Lampsacus, der Stadt Kallipolis gegenüber, und begonnen ungesäumt, so zahlreich sie waren, überzusetzen. Kaum erfreut über einen Gehorsam, welcher die gefahrvollste Nähe des unbezwinglichen Haufens brachte und alle arglistigen Pläne durchschnitt, gestattete Andronikus ihnen die fruchtbare, wohlbevölkerte Halbinsel von Kallipolis zu vorläufigem Standorte, wo die Lateiner zwar nach den eigenen Geschichtsschreibern mit den Einwohnern gleich billig verfuhren, als um Cyzikus, nach den Griechen dagegen ihre früheren Gewaltthätigkeiten noch vielfach überboten. Noch mehr als Andronikus erschrak der feige Rathgeber, der Augustus Michael selbst, welcher wohl mit einer geringeren Zahl Lateiner fertig zu werden hoffte, jetzt aber des Anmarsches des ganzen zürnenden Volkes gewärtig sein mußte; in Angst schrieb er seinem Vater: „Der Haß des einheimischen Heeres gegen die unverschämten, lateinischen Verwüster sei so heftig gesteigert, daß entweder ein innerer Krieg als Folge der Vereinigung beider in einem Lager unvermeidlich eintreten, oder er von seinen Untergebenen verlassen werden würde." In so beschämender Verlegenheit mußte der alte Kaiser zur zweiten Lüge die Zuflucht nehmen: „durch das Erscheinen der Abendländer allein sei der Trotz des bulgarischen Empörers gebrochen", und versuchen durch die mütterliche Gewalt der Princessin Irene und die Zärtlichkeit ihrer Tochter, welche nach Kallipolis eilten, den unzufriedenen Mann zu vermögen, daß er nur mit tausend auserlesenen Lateinern zum Heere Michaels sich begäbe, die Uebrigen dagegen theils nach Anatolien schickte, theils als überflüssig entließe." Roger, die Hauptleute der großen Gesellschaft, in denen die Gemeinschaft hoher Erfolge das republikanische Princip

immer entschiedener entwickelte, ermaßen die Gefahr der beabsichtigten Trennung, verwarfen dieselbe und wurden feindseliger gesinnt, als man ihnen eine geringere Soldzahlung sendete. Während unter so bedenklichen Verhältnissen 8000 Lateiner in dem bisher geschonten Chersones zu hausen begannen und Roger an den Hof geeilt (Ende October 1306), dort, ehrenvoll empfangen, weilte, landete der berühmte Berengar von Entenza ungerufen, mit 200 Reitern und 1000 Almogavaren zu Kallipolis und meldete seine Ankunft sogleich nach Konstantinopel, wo den geschworenen Waffenbruder der Megadux aufs Wärmste dem bedrängten Kaiser empfahl, den vornehmen katalanischen Baron für würdiger erachtete, das Amt des Megadux zu bekleiden, und der ehrenvollen Aufnahme der angetragenen treuen Dienste eifrig das Wort sprach, zugleich aber die ungeheuer hoch angelaufenen Soldreste forderte. Andronikus peinliche Lage steigerte sich mit jeder Stunde, indem er die Unmöglichkeit erkannte, die Forderung zu erfüllen und die zukünftige Gefahr ermaß, sein erschöpftes, wehrloses Land durch immer neu herbeiströmende, trotzige Abenteurer überschwemmen zu lassen; dennoch aber faßte er einmal einen kaiserlichen Muth, beklagte in voller Hofversammlung sich über die zudringliche Ankunft der Lateiner, über die Habgier, die Bedrückung derselben, und lobte nur Philadelphias Befreiung, als einziges Verdienst. Wirklich schien die wortreiche Rede der Majestät, vom Throne gehalten, die trotzigen Begleiter des Megadux etwas einzuschüchtern, zumal sie den Eifer der gehaßten Genueser für das Kaiserthum fürchten mußten. Im Abendlande ruhete die Hoffnung des oft getäuschten Karl von Valois nicht, das byzantinische Reich durch Waffenmacht zu gewinnen und eilfer-

tige Boten der Gemeinde von Genua verkündeten dem Andronikus: eine starke Flotte werde zum Frühjahr gegen Konstantinopel gerüstet; im Einverständniß mit den Feinden des Reichs sei Berengar von Entenza als Kundschafter gekommen; Friedrichs Bastardbruder schweife schon auf den Meeren umher; sie, um deren Heil und Leben es sich handele, seien bereit, den Kaiser mit aller Macht zu unterstützen, zunächst die um Konstantinopel vorhandenen Katalanen anzugreifen und ihre Flotte zu vernichten." Gedachte Andronikus der Dinge grade vor 100 Jahren, welche die Krone seinen Vorgängern geraubt, so wie der nahen Verbindung des Papstes Clemens V mit Karl von Valois, so mußten ihm diese Vorzeichen höchst bedenklich erscheinen, und er für das kühne Werk seines gepriesenen Vaters Michael mit Recht fürchten; gleichwohl aber kannte er den Haß und den Neid der Genueser gegen Roger, vertraute der verwandtschaftlichen Liebe des ehrlichen Gatten Marias und wies, dankend für die Sorgfalt und den Eifer, den Argwohn der Genuesen als ungegründet zurück. Roger selbst mäßigte seine Forderungen, versprach die große Gesellschaft zur gewünschten Theilung zu vermögen, mit der größeren Zahl nach Anatolien zurückzukehren, verlangte aber um so dringender die Aufnahme seines lieben Waffenbruders Berengar. Nachdem auf seine Bitten kaiserliche Geleitsschreiben mit angehängter Goldbulle für jenen ausgefertigt waren, reiste Roger, froh, dem Genossen eine ehrenvolle Aufnahme zu sichern, mit der Anweisung auf große Getreidelieferungen und mit einer bedeutenden Summe, freilich geringhaltiger, Goldstücke, zu den Seinen zurück; während die Genueser beunruhigt durch diese Ausgleichung die Gräben ihrer Stadt Galata tiefer machten, ihre schönen Häuser mit

Zinnen versahen und angstvoll auf eine Belagerung sich vorbereiteten.

Aber Berengar von Entenza, kundig der bösen Praktiken der Griechen, vertraute kaum dem kaiserlichen Geleitsbriefe und den heiligsten Eidschwüren seine persönliche Sicherheit, und lief zögernd mit seinen Schiffen im Hafen von Konstantinopel ein. Hier vor Anker liegend verlangte er, da schon die Wagen des Hofes zur Einführung in den Palast seiner harrten, den Sohn des Kaisers selbst als Geißel, und stieg erst ans Land, als Andronikus, entrüstet über das Mißtrauen, ihn mehrere Tage ohne Antwort ließ. Auch dann, als er mit Auszeichnung am Hofe empfangen war, kehrte er nach jeder Audienz — es war eine Wochen vor dem Weihnachtsfest — nächtlich auf sein sicheres Fahrzeug zurück. Endlich begütigt und gewonnen durch kaiserliche Gnadengeschenke an Kleidern, Geräthen und ausgesuchten Gerichten für die Tafel, erklärte der katalanische Baron zur Huldigung und zum Treueid sich bereit, um am höchsten Kirchenfeste unter den Großwürdenträgern in den prächtigen Insignien des Amtes dem Kaiser sich darzustellen. Nach einleitender Feierlichkeit wurde der stolze Lateiner öffentlich als Megadux begrüßt, empfing den Stab von Gold und Silber, die eigenthümlich farbigen Gewänder seiner Würde, das Scaramangum, ein unförmliches Kleid, an dem eine trichterförmige Kapuze befestigt war. So weilte denn Berengar mit seinen gleichfalls geehrten Genossen, das unbehagliche Schiff verlassend, einige Tage im Kloster des heiligen Kosmidius, und hatte Zutritt zu den geheimen Sitzungen des kaiserlichen Großraths. Aber eine neue Schwierigkeit trat ein, als nach summarischem Treueide die einzelnen Punkte des Schwures festgestellt werden sollten und aus Störrigkeit

oder aus vorsichtiger Treue Berengar sich weigerte, ohne Ausnahme alle Freunde und Feinde des Kaisers für die seinigen zu erklären, indem er auf den Vorbehalt seines alten Oberlehnsherrn, König Friedrichs von Sicilien, bestand. Obgleich diese Ausnahme von neuem den Verdacht der Gemeinschaft Berengars mit den feindlichen Abendländern bestätigte, gab Andronikus doch nach, indem er aus des Mannes Gewissenhaftigkeit in der Haltung des früheren Eides eine hohe Meinung seines Pflichtgefühls im neuen Dienste abnahm.

Während die Dinge am Hofe endlich eine so erfreuliche Wendung gewannen, war Roger vor seinem meuterischen Heer des Lebens kaum sicher und lag über dem preisgegebenen Lande von Kallipolis die härteste Geißel der zuchtlosen Fremden, die, mißtrauisch über ihre reichbelohnten Obern, endlich eine eigene Botschaft in ihrem Namen an den Kaiser schickten, über das geringhaltige Gold sich laut beschwerten, dagegen die griechischen Unterthanen nicht ferner zu belästigen gelobten, falls man ihnen den gerechten Sold zahle. Auch die scheinbar unterwürfigen Abgeordneten gedachte Andronikus auf gleiche Weise einzuschüchtern, als die Kapitane; er berief sie vor die Versammlung aller großen Reichsbeamten, unter denen auch der neue Megadux sich befand, zählte die ungeheuren Summen auf, welche den Lateinern bisher entrichtet waren, und forderte das Gutachten der hohen Befehlshaber, zumal des Berengar, in Betreff der neuen Forderungen. Jener erstaunte über den fast unglaublichen Bericht, gab seine Zustimmung, daß der Kaiser die Gesandten nur unter der Bedingung mit Zusicherung einer geringeren Summen entlasse, daß sie außer tausend nach Anatolien übersetzten. Andronikus fügte noch hinzu, „daß

er nur aus Liebe für den Gatten seiner Nichte sich mit der Sorge für die Ungerufenen belade." Aber dennoch hatte die griechische Feinheit sich dies Mal häßlich verrechnet. Berengar vergleichend das, was man ihm und den Seinen gethan, und was jenen zugekommen, beschloß unerwartet sich gleich reichen Lohn zu ertrotzen, weil es so leicht schien; vernachlässigte, in Kosmidium sitzend, die tägliche Begrüßung des Kaisers, schiffte sich an den Blacharnen ein und fuhr trotzig an den Pforten des kaiserlichen Palastes vorüber in die Rhede hinaus, jedoch die Zeichen seiner Würde und das goldene Tafelgeräth noch behaltend, in welchem ihm täglich Ehrengerichte geschickt waren. Andronikus erschrak über diese Sinnesänderung des so werth gehaltenen Mannes, und sandte hinter einander mehrere Diener ab, um ihn freundlich und dringend zur bevorstehenden Feier „der Lichter" (der Epiphanie) an den Hof zu laden. Statt der höflichen Erbietung Gehör zu geben, verspottete der rohe Lateiner die Zeichen der eben erlangten Würde auf die schimpflichste Weise, fuhr mit der Kaputze des Scaramangum wie mit einem Schöpfeimer ins Meer, und segelte nach dreitägiger, geräuschvoller Vorbereitung, die goldenen Gefäße zurücksendend, mit günstigem Winde vor den Augen des Kaisers, der sich gerade im oberen oder großen Schlosse, an der Spitze des heutigen Serai befand, zu seinen Landsleuten nach Kallipolis; zu Roger, der mit seiner Schwiegermutter, seiner Gattin und den Brüdern derselben dort sorgenvoll Hof hielt, indem das hadererfüllte Heer unumschränkt schaltete, die Stadt und den Hafen befestigte, so wie Vorräthe zu einem großen Unternehmen zusammen brachte.

---

## Siebentes Kapitel.

Andronikus bietet dem Roger die Caesaren-Würde und die Lehnsherrschaft von Anatolien an; endliche Annahme und Entschluß Rogers nach Anatolien zurück zu gehen. Rogers Ermordung zu Adrianopel Ende März 1307. Schicksal seiner Familie und Andeutung der Geschichte der „großen Comgagnie.“

So sah sich der arme Kaiser, nach so theuren Opfern, so langer Nachsicht und so überdachten Rathschlägen, am Ende doch betrogen und selbst von seinem geliebten Eidam bedroht, dem die Klugheit gebot, sich nicht von dem erbitterten Heere zu trennen, und dessen Ehrgeiz vielleicht auch verletzt war, daß ihm statt der großmüthig abgetretenen Großherzogswürde nicht eine höhere zu Theil geworden. In gereizter Stimmung wies jener die Einladung des Hofes, die durch den Großarchonten Marules erging, ab, mit seiner Princessin zum Fest der Lichter nach der Hauptstadt zu kommen, so wie Irene sich mit Krankheit entschuldigte; unverhohlen berichtete er den Unmuth der Katalanen wegen der neulich erhaltenen abschläglichen Antwort, seine eigene Gefahr, forderte ungestüm die Zahlung, weigerte sich die geringere dargebotene Summe anzunehmen, so wie aus dem Winterquartiere nach dem hungernden Anatolien überzugehen.

Auf diese Antwort wuchs des Andronikus Verdacht, mit welchem sein Sohn Michael, die Feinde Rogers am Hofe ihn ängstigten, daß die Katalanen, zum Abfall bereit, mit dem Bruder Friedrichs von Sicilien gemeinschaftliche Sache machten, und er, in vielfacher Noth, da Philadelphia, von neuem durch die Emire von Kermian

und Karaman eng belagert, nur durch die Lateiner gerettet werden konnte, beschloß daher, durch ein unerhörtes Opfer jener Treue zu erkaufen. Er ließ dem Eidam melden, daß er nicht allein die Würde des Caesar, die dritte im Hofkalender, seit langen Jahren außer Brauch, ihm übertrage, sondern dem Titel auch eine, fast der seinen gleiche, Gewalt verleihen wolle, indem er die Lehnsherrlichkeit über ganz Anatolien, mit Ausnahme weniger großen Städte, daran knüpfte, so daß der neue Caesar unumschränkt herrsche, den Landsleuten Lehn und Besitz zutheilen, und außerdem noch, nach dem Uebergange 20,000 Goldstücke, so wie 300.000 Maaß Getreide als Subsidien empfange, dagegen aber künftig für den Sold und den Unterhalt seiner Krieger selbst sorge. So hohes Erbieten, eine Theilung des Reichs, wie sie in den Stürmen der Völkerwanderung selbst den germanischen Heergefolgshäuptern nicht angetragen war, unterstützte die Princessin, welche klug und freundlich waltend zwischen beiden stand; indeß wagte Roger, in seiner angstvollen Stellung zu den erbitterten Abendländern, nicht dasselbe anzunehmen, weil solche Würde, statt ihm zum Schutz zu gereichen, den Unmuth der Katalanen noch steigerte. Nach längeren Unterhandlungen, als kein anderes Mittel dem Kaiser sich bot, die räuberische Schaar aus den Abendländern zu entfernen, vermittelte Kannaburius, der treue Minister Irenes und Marias, die gedachten Vergleichspunkte; beschwor der fromme Kaiser die gewissenhafte Haltung desselben beim Bilde der Gottesmutter. vom H. Lucas gemalt, und machte Theodorus Chumnus sich nach Kallipolis auf, die Abzeichen der Caesar-Würde mit der kaiserlichen Goldbulle, 30,000 Goldstücken und die Zusicherung der Getreidespende zu überbringen. War es der Neid des Griechen oder die

Furcht, Roger möge ihm wegen seines gehaßten Bruders, des Kanzelei-Vorstehers und einflußreichen Rathgebers am Hofe, Leides zufügen, Theodorus wagte sich nicht nach Kallipolis, sondern bediente sich des Kannaburius, um den Stand der Dinge im Lager der Lateiner erst zu erforschen. Kaum nach Branchialum gekommen, erfuhr Chumnus durch den Zwischenträger, der Aufruhr dauere im Lager Rogers fort und die Söldner würden ohne den Empfang ihres ausstehenden Soldes dem Feldherrn die Annahme der Caesarenwürde nicht gestatten. In Sorge, jene möchten, ohne Erfüllung des Vertrages, ihm das Gold abnehmen, flüchtete Chumnus sich in die Feste Tzimpa, unfern Kallipolis, und kehrte dann, als keine günstigere Nachricht aus dem lateinischen Lager einlief, unverrichteter Dinge nach Konstantinopel zurück.

Unterdessen war es der natürlichen Beredsamkeit des älteren Megadux gelungen, in einer Versammlung der Kapitane, auf offenem Felde vor Kallipolis gehalten, sein Betragen zu rechtfertigen, indem er den Lauf seines ritterlichen Lebens erzählte, die Ränke der neidischen, untreuen Griechen aus einander setzte, und die bündigste Versicherung gab, daß er, nicht gelockt durch glanzvolle Erbietungen, bei jedem Wechsel des Geschicks von ihnen unzertrennlich bleiben werde. So unzweideutig er seine Unzufriedenheit mit dem romäischen Hofe aussprach, vergaß er dennoch nicht die Landsleute auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche sie von Seiten des streitbaren Heeres Michaels, des unversöhnlichen Feindes des lateinischen Namens, bedrohe, welcher entschlossener, als sein Vater und Mitaugustus, gegen die eigenen Bundesgenossen eine ansehnlichere Macht zusammen gezogen hatte, als er jemals den Türken gegenüber geführt. Durch so wohlberechnete

Mittel der Nachgiebigkeit der Seinen versichert, schrieb Roger, zehn Tage nach jener Anrede einen ehrfurchtsvollen Brief an den älteren Kaiser, entschuldigte seine durch die Umstände erzwungenen Ausfälle gegen die Majestät, schlug vor, den Schaden, welchen die unbezahlten Katalanen dem Lande zugefügt hatten, schätzen und von der Schuldforderung abziehen zu lassen, und verlangte für jetzt nur eine mäßige Abzahlung. Außerdem versicherte er ihn seiner unverbrüchlichen Treue und daß er nöthigenfalls auf 1000 auserlesene Männer rechnen könne, um die meuterische Menge in Zügel zu halten. Als funfzehn Tage darauf drei Abgeordnete der Katalanen dies erste Erbieten in ehrfurchtsvoller Form wiederholten, berief Andronikus, ermuthigt, wiederum die imponirende Versammlung seiner Würdenträger (9. März 1307), schalt keck auf das Verfahren, welches die ungerufenen Lateiner seit ihrer Ankunft sich hätten zu Schulden kommen lassen, wagte sogar, dürfen wir den Griechen glauben, sie an die Bettelhaftigkeit, in welcher die Hungrigen aus Sicilien kamen, zu erinnern, rühmte die Herrlichkeit seines Reiches, das zur Zeit nur, „weil die göttliche Zuchtruthe über den Sündigen liege," der fremden Streiter bedurft hätte, und gab sie vernünftiger Würdigung ihrer Lage heim, indem er auf die drohende Macht seines Sohnes hinwies. Nach der Abreise der Trotzigen befahl er zwar dem Augustus Michael seine Truppen zur Beobachtung der Lateiner beim Schlosse Apros zusammen zu ziehen, lenkte aber gleichwohl wieder ein, indem er den „lieben Eidam des kaiserlichen Hauses" als Caesar begrüßen ließ, und der Nichte die Anlegung des Caesaren-Schmuckes gestattete, um so des Gemahls gewiß zu sein. Auf erneute Gehorsamserbietung empfing Roger, der arme, ehemalige Templer, am

19. März, dem Tage der Auferweckung des Lazarus, die Zeichen der hohen Würde und 33,000 Goldstücke, wogegen er sich ehrlichen Sinnes anheischig machte, nach Entlassung des überflüssigen Theils seines Heeres, sogleich nach Asien überzusetzen. So war Roger auf der Mittagshöhe seines Lebens angelangt, geschmückt mit dem Titel, welchen der Julier zur Bezeichnung der höchsten weltlichen Herrlichkeit vererbt; Gebieter über Leben und Tod der Romäer, zur Herrschaft über die schöne Halbscheid des Kaiserreiches bestimmt, der er, durch die Hoheit seines Sinnes, durch seine Feldherrntugend, eine christliche Bedeutung verleihen konnte, welche, gewiß zur welthistorischen Folge, eine Zeitlang dem Andringen der noch nicht herangebildeten Osmanenmacht Stillstand geboten haben würde, so bald seine unbesieglichen Abendländer Anatolien in christliche Baronien umwandelten, und gegen die Angreifer einmüthig sich behaupteten. Roger schrieb sich nach altherkömmlichem Stile „Caesar unseres Reiches", prangte in einer blauen Tiara und in *blauen* Gewändern mit goldenen Säumen, zum Unterschiede des *rothen* Hutes und der *rothen* Kleider des Augustus, dessen reiche Pferdedecke nur der goldgestickte Adler auszeichnete; vermählt war er mit einer liebenswürdigen Princessin des palaeologischen Blutes; Irene mit ihren Söhnen weilte an seinem Hofe, während sein Freund Berengar von Entenza die Würde des Megadux bekleidete, und seine vornehmsten Genossen gleichfalls hohe Ehren trugen. Aber aus so blendendem Mittagsglanze neigt sich die Glückssonne des Templers jählings zum Niedergange; des Caesaren doppelte Stellung zum Augustus und zu den lateinischen Abenteurergefährten, denen beiden er ehrlich genügen wollte, zog das

Verderben auf ihn herab, zumal bei den boshaften Einflüsterungen des Kyr Michael.

Wie konnte der Caesar undankbar die Helfer seiner Größe, die ihrer Kraft so bewußten Katalanen, einem bösen Geschicke in der Fremde preisgeben, selbst wenn er Ansehen genug besaß, sie von sich zu entfernen? Was vermochte er Bleibendes auszurichten in seiner Caesar-Herrschaft mit dem schwächeren Theil, dessen Beibehaltung Neid und Furcht der Romäer ihm gestattete? Er begnügte sich daher, die Ueberzahl nach Cyzikus und Pergae, nach Lopadium zu vertheilen, duldete den Berengar in seiner Nähe, indem es dem Kaiser Andronikus, war er anders offenen Sinnes, klar sein mußte, daß ihm die Mittel fehlten, jene unbezahlt mit Gewalt von sich zu treiben. Aber durch solches Beginnen verstärkte er den lauernden Argwohn seiner Feinde, einmal den ganz ungegründeten des heimlichen Einverständnisses mit dem abendländischen Prätendenten; und dann der Nichterfüllung des angelobten Vertrages. Der Schritt, welcher den ersten italienischen Philhellenen dem Meuchelmorde entgegenführte, bezeugt so unzweideutig des Mannes truglose Sinnesart, sein unerschrockenes Bewußtsein und das großmüthige Vertrauen, welches er gegen eine Familie hegte, der er sich durch die innigsten Bande des Bluts und des Interesses verpflichtet erachtete, daß nur der Lügengeist romäischer Hofchronikanten, zwar klug genug die Wahrheit zu fassen, aber bemüht einer vorurtheilsvollen, prüfungslosen Menge die einfachsten Thatsachen zu verhüllen, es wagen konnte, daran zu zweifeln, superfein Verrath zu wittern und die Treue zu verlästern, um die abscheulichste Unthat zu bemänteln.

Der Caesar, im Begriff selbst mit dem Frühling nach Anatolien überzugehen, hatte ein wohl motivirtes Verlangen, seinen Verwandten, den Kyr Michael, der ihm sich bisher entzogen, zu begrüßen, sich mit dem feindlich gestimmten zu verständigen, ihn von seiner Anhänglichkeit und Ehrerbietung zu überzeugen. Deshalb eröffnete er denn um die Osterzeit seiner Schwiegermutter und der Caesarina, er wolle in geringer Begleitung nach Adrianopel gehen, um vom jüngeren Augustus, welcher dort mit seiner Gemahlin seine Residenz hatte, Abschied zu nehmen. Irene und Marie, vertraut mit der Gesinnung des Vetters und kundig der Moral im Innern des Palastes, erschraken über den Entschluß und drangen mit beredten Worten, mit Thränen in den furchtlosen ritterlichen Mann, nicht die Mörderhand freiwillig aufzusuchen. Vergeblich waren die Beschwörungen der zärtlichen Gattin, welche der Geburt ihres ersten Kindes in einigen Monaten entgegen harrte; Roger hielt es für eine Beschimpfung seines Rittersinnes, wenn er, in Begriff zur weiten Heidenfahrt, die Pflicht der Höflichkeit verletze und es nicht versuche durch Offenheit einen bösgesinnten Vetter zu gewinnen. Die bangen, das Traurigste ahnenden Frauen und die bulgarischen Prinzen beriefen darauf den Rath der Heeresältesten, um dem Bedroheten die Reise auszureden; auch gegen seine Genossen und Freunde beharrte der Caesar auf seinem Vorhaben. Da verzagten denn Jene, den Schwiegersohn, Gemahl und Schwager schon betrauernd, am glücklichen Ausgange und baten um vier Galeeren, um nach Konstantinopel geführt zu werden, weil Maria in ihrem Zustande den Gemahl nicht auf der Landreise nach Macedonien begleiten konnte, sie nach ihrer Mutter Wunsch am Hofe ihre Niederkunft abwarten

sollte, und der ganzen Familie unter so drohender Erwartung der Aufenthalt in Kallipolis überhaupt bedenklich dünkte. Der Caesar nahm nicht Anstand, diese Bitten weiblicher Besorgniß zu erfüllen; sein Admiral En Ferran d'Aones erhielt Befehl, die Princessin nach Konstantinopel zu begleiten und die Caesarina nach ihrer Niederkunft mit 10 Galeeren dem Aufenthaltsorte des Gatten zuzuführen. So trennte sich das zärtliche Paar, und nach Muntaner, mit dreihundert Rittern und tausend Almogavaren, nach Pachymeres mit einem Gefolge von einhundert und funfzig Garden seines Hauses, machte Roger nach dem fünf Tagereisen entfernten Adrianopel sich auf den Weg. Der katalanische Xenophon giebt die Zahl seiner Landsleute größer an, um dadurch die Blutschuld der Griechen in den Augen der lateinischen Welt unsühnbarer zu machen; der Hofchronikant der Palaeologen vermindert sie aus entgegengesetztem Grunde, ohne in seiner Befangenheit zu überlegen, daß die geringe Begleitung des Caesaren der ihm von den Griechen untergeschobenen Absicht des Betrugs alle Wahrscheinlichkeit raubt. Pachymeres erzählt nämlich: Roger, um seine betrügliche Absicht zu verbergen, habe die Schwiegermutter und die schwangere Gattin nach Konstantinopel gesendet, um durch die Princessin die Weigerung seines Heeres, ohne volle Bezahlung nach Anatolien aufzubrechen, zu melden, und daß ohne ihre Rückkehr und ohne gänzliche Befriedigung jener Forderungen an den Feldzug nicht gedacht werden könne. Der feine Sophist vergißt, daß Andronikus, im Besitz des theuersten Gutes, welches der Caesar kannte, der schwangeren Gattin, ein Pfand für die Treue des Lateiners hatte, da er selbst vorher berichtete, Roger habe die kaiserliche Princessin als Geißel, um den Hof zu seinem

Willen zu zwingen, bei sich behalten. Ferner stellt der Lügner die Sache dar mit so geringer Begleitung, unter dem Vorwande der Ehrerbietung und des Abschiedes; aber nach der „Wahrnehmung Scharfsichtiger in Person die Streitkräfte des Augustus auszukundschaften," (Nicephorus Gregoras behauptet noch lächerlicher, um den Augustus inmitten seines Heeres, in der volkreichen zweiten Hauptstadt des Reiches zur Zahlung aller Forderungen zu zwingen) sei er nach Adrianopel aufgebrochen. Ramon Muntaner sagt dagegen in seiner einfachen Sprache, „aller seiner Freunde und Vasallen, seiner Frau ungeachtet, aus großer Ehrlichkeit, die er im Herzen trug, aus Liebe und Vertrauen zum Kaiser und zu dessen Sohne, indem er glaubte, daß der Kaiser und sein Sohn eben so gesinnt wären, trat er die Reise an, den Oberbefehl des Heeres seinem Megadux und seinem Seneschall übertragend."

Es war um die Osterzeit des Jahres 1307 (28. März), in welcher die Bosheit und Habsucht Philipps des Schönen und seines gaskonischen Papstes Clemens V. das Verderben der Templer beschlossen; Amalrich, König von Cypern, bereits Hand an die Gehaßten legte; als Frère Roger mit den Rittern seines Hauses in der Umgegend von Adrianopel ankam. Große Mahnungen der Geschichte konnten in den zauberischen Rosenfeldern und Quittengärten der Stadt, die Kaiser Hadrian am Zusammenflusse dreier Gewässer erbaut und prachtvoll geschmückt, die Brust des Abendländers erfüllen; dort hatte Fridigern, der Richter der bedrängten Gothen, welche die Katalanen und Aragonesen als ihre Ahnen priesen, die Tücken der Romäer schmerzlich erfahren und furchtbar gestraft; und gerade der Gründer der Stadt hatte mit dem ersten Caesaren-Titel dem Cejonius Commodus Verus die Hoff-

nung auf die Gewalt verliehen, welche der letzte des Titels bereits besaß. Kyr Michael befand sich eben bei einer Musterung seines Heeres, welches aus Tataren, den unversöhnlichen Feinden der Lateiner, getauften Türken, Turkopulen genannt, und romäischen Legionen unter dem Groß-Primicerius Kassianus und dem Groß-Hetäriarchen Dukas in bedeutender Zahl zusammengesetzt, Macedonien inne hielt, und voll Neids und alten Grolles, wie ihr Augustus, nur durch den älteren Kaiser gezügelt wurde, um nicht gegen die Fremden heranzustürmen. Michael, wohl unterrichtet von den scheinbar verdächtigen Bewegungen am Hellespont, erschrak, als ihm sein Vetter Asan, der Bruder der Caesarina, meldete, der bitter angefeindete Caesar gebe sich ihm in die Hände; die einfache, wahre Absicht des Kommens konnte sein tückisches Gemüth nicht fassen; er argwöhnte nur bösen Willen der Ausspähung. Sein Entschluß stand fest, als er durch seine fragenden Boten erfuhr, der Caesar komme nur mit geringer Begleitung, um ihn ehrfurchtsvoll vor seiner Heidenfahrt zu begrüßen. Er stellte sich daher erfreut, überhäufte den Gast bei der Zusammenkunft mit Ehre und Höflichkeit, welcher durch sein Betragen die unzweifelhafteste Loyalität bezeugte. Am vierten Tage der griechischen Thomaswoche ward der Caesar vom Augustus mit seinem Gefolge zur Tafel geladen, und am folgenden ritten beide in Adrianopel feierlichst ein. Aber während der falsche Romäer den arglosen Lateiner mit Zeichen des Wohlwollens und mit Liebkosungen berückte, sich mit ihm über den anatolischen Feldzug berieth, und ihn sogar bereit fand, ohne Unmuth Verweise über das frühere Betragen der Seinen hinzunehmen, hatte er die Mörderrotte schon herbeigerufen, jenen Tataren Gircon (Georg), der dem Cae-

sar das Verderben geschworen, weil sein Sohn vor drei Jahren um Cyzikus im Soldatenaufruhr erschlagen war, und Melech, den Turkopulen, mit zusammen 9000 Reitern ihrer Nationen. Der alte Tatar verfolgte schweigend mit Mörderauge seinen Mann, welcher nach dem Gastmahle zur Augusta geführt zu werden begehrte, um auch von ihr Abschied zu nehmen. Nach dem byzantinischen Hofgebrauch mußte der Besuchende seine bewaffneten Begleiter fern von dem Eingange des Palastes zurücklassen und allein eintreten. Diesen unbewachten Moment, als der Ritter seine Waffen ablegte, um der hohen Frau in ihrem Gemache seine Ehrfurcht zu beweisen, benutzte klug die tatarische Rachgier; beim Eingang in das stille Zimmer stand Gircon mit seinen Helfern versteckt und stieß sein Schwerdt dem Caesar von hinten durch die Nieren, daß er auf der Stelle todt zusammenstürzte. Auf das Geräusch und Getümmel der Frohlockenden eilte eine romäische Wachschaar, welche nicht weit vom kaiserlichen Palaste lauerte, herbei, lechzend nach dem Blute des übermüthigen Lateinerfürsten, zerriß den Zuckenden mit unersättlicher Wuth und warf die Stücke auf die Straßen. Kyr Michael, nach dem Eingeständniß des Phrantzes und des Nicephorus, der Anstifter des Mordes, welcher nach dem unredlichen Pachymeres ohne dessen Mitwissen durch die Blutrache des Tatarn vollbracht wurde, soll sich bestürzt gestellt haben, wie ein Mordgeschrei aus dem Gemache der Augusta erscholl, und traf auf die Nachricht, daß der Gemahlin nichts Leides widerfahren, Anstalten, der Begleiter des Gemordeten, welche unkundig der Dinge an den Thoren des weiten Palastes standen, sich zu bemächtigen. Darauf alle seine Leibwachen herbeirufend, umstellte er das ganze Häuflein, das die Waffen niederzu-

legen für Schimpf hielt, sich in einen festen Thurm warf, und so lange vertheidigte, bis die Flamme sie verzehrte, mit Ausnahme dreier Ritter, denen Michael aus Scham das Leben zu lassen befahl.

Ein stürmischer Angriff der Tataren und Turkopulen auf das Standlager der Lateiner um Kallipolis, welche des blutigen Hergangs in Adrianopel noch nicht kundig waren; der mörderische Anfall auf hie und da im Lande des Verkehrs halber schweifende Katalanen, lehrte die gräßliche Uebereinstimmung des Planes, und häufte, als man selbst zu Konstantinopel, dem Sammelplatze aller Völker des Morgen- und Abendlandes friedlich verkehrende Almogavaren gezwungen hatte, in ihren belagerten Häusern sich den Flammentod zu geben, eine Blutschuld auf die Romäer, die von der großen Gesellschaft in vieljähriger Ueberbietung aller Gräuel, welche Oströmer je von Germanen, Slaven und Moslim erfahren hatten, zur Sättigung getilgt wurde.

So war das Ende des Templers von Brindisi, in der Blüthe seines Mannsalters, im 39. Jahre, als er das höchste Ziel ehrgeizigen Strebens, nach einem so wechselvollen Leben, erreicht hatte; von den Romäern selbst wegen seiner großartigen, kriegerischen Eigenschaften, seines durchdringenden Geistes, seiner ritterlichen Sinnesart gepriesen fiel er, nach welthistorischem, tragischem Geschicke germanischer Vorbilder, eines Flavius Stilicho und Anderer, die dem gesunkenen Römervolke ihren Arm boten, aber auch des höchsten Lohnes sich würdig erachteten. Nennen wir den letzten Caesar glücklich, wie den ersten des Namens, obgleich, nach gedrückter Jugend und einem mühseligen, gefahrvollen Mannesalter, da gerade einem blutigen Tode heimgegeben, als er, der Vorfechter der

Christenheit gegen die Osmanen geworden, seine wahre Stelle im Getümmel der Welt gefunden hatte. Dunkel überdauerte sein Geschlecht den früh Entrissenen; die trauernde Maria Paläologina gebar in Konstantinopel, unter der Wuth des Rachekrieges, einen schönen Knaben, welcher noch am Leben war, als En Ramon Muntaner, durch das Traumgesicht gemahnt, die Thaten des Frère Roger und der großen Gesellschaft zu schreiben begann; des Cäsaren Sohn mag, kaum kundig des Geschickes seines Vaters, wie Maria am Hofe des Oheims ihren Schmerz verschließen mußte, im schweigsamen Palast sein Dasein ruhmlos beendet haben. Auch über Melisende, die Tochter Eschives von Cyprus, ist nichts auf uns gekommen; ob sie dem Seneschal En Berengar von Rocafort zum Weibe wurde, oder im Gefolge Irenens und Marias nach Konstantinopel sich zurückzog; als drei Jahre später der Seneschall, in furchtbarer Zeit das Oberhaupt der großen Gesellschaft, durch die Uneinigen in die Hände König Roberts von Neapel, dem er früher die Schlösser vorbehalten, geliefert wurde, und im Kerker zu Aversa Hungers starb, wird seines Weibes nicht erwähnt.

Wir erachten unsere Aufgabe vollendet, die nur ein Stück aus dem großen katalanischen Nationalepos ist, obgleich das Hauptmotiv des Verfolges derselben, wie Siegfrieds Tod, die Rache und Sühne bedingt. Um die grauenvolle Strafe, welche die große Gesellschaft für Roger und ihre Brüder nahm, und wiederum die Genugthuung für gesättigte Rache ausführlich kennen zu lernen, verweisen wir auf die Chronik En Ramon Muntaners und auf die romanhafte Geschichte Franciscos de Moncada, des Curtius der Thaten seiner gepriesenen Lands-

leute; wir geben nur noch eine kurze Skizze, da jene Bücher zu den seltenern gehören.

Mit unerschütterlichem Muthe vertheidigte die ihres Führers beraubte Gesellschaft sich im festen Kallipolis; schickte nach Brauch des Zeitalters durch Abgeordnete die Aufkündigung ihrer Pflicht und die Aufforderung zum Einzelkampf nach Konstantinopel, metzelte die Bewohner jedes Geschlechtes und Alters von Kallipolis nieder, als ihre Gesandten wider Volksrecht ermordet wurden. Als 43,000 Tataren, Turkopulen und Romäer Kallipolis umlagerten, schwuren sie, nicht eher das Morgenland zu verlassen, bis sie den Tod ihrer Waffenbrüder gerächt hätten, bildeten ein festes Gemeinwesen, dessen Siegel den heiligen Georg mit der Inschrift: Hueste de los francos que reynan en Thracia y Macedonia, zeigte, beteten am 3. Juni 1307 zu Sanct Peter, sangen inbrünstig das Salve Regina und erschlugen unter ihren Mauern 26,000 Mann (?), jagten darauf den verwundeten Kaiser Michael noch zweimal schimpflich in die Flucht. Auch den Gircon, den Morder des Cäsaren, ereilte die Strafe; er erlag mit seinem Volke, das lieber seine Weiber, die Genossen des Wanderlebens, tödtete, ehe sie in die Hände der Sieger fielen. Hader riß unter den Ueberwindern ein, welche, durch Räuber aus allen Nationen verstärkt, den auf fünf Tagereisen rings menschenleeren Chersones verließen, und sich 1309 auf der Halbinsel Cassandria ansiedelten. Bedrängt im ringsum verwüsteten Lande nahm die Kriegerrepublik die Aufforderung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen an, für ihn gegen den Despoten von Arta zu fechten, erhielt den reichsten Sold und zwang des Herzogs Feinde zum Frieden; aber beleidigt durch den Undankbaren schlugen

die Katalanen und Almogavaren die goldgespornte Ritterschaft von Athen, Theben und Morea, daß nur zwei entrannen, eroberten Theben, dessen prächtiges Schloß, Sanct Omer von Nikola dem Erbauer genannt, sie zerstörten; stürmten Athen, wo sie den uralten Nymphenhain bei Colonos mit Feuer verheerten, und bildeten in Attika und Böotien, mit den Wittwen und Töchtern der erschlagenen Franken sich verheirathend, eine mit feudalistischen Formen organisirte Räuberrepublik. Als Briennes Burgen auf Morea den unmündigen Erben Treue bewahrten, fiel die große Gesellschaft, wie ein Heuschreckenschwarm, in die Halbinsel ein, eroberte das fränkische Eigenthum und, nicht achtend auf die Mahnung ihres Gewissens, auf das Wehklagen der Moreoten und auf den Donnerkeil des Vaticans, übergaben sie dem Bastard von Aragon, En Ferran von Majorca, ihre Eroberung. Gegen sie, nach vielerlei Zerwürfniß, Treulosigkeit und sittlicher Entartung noch immer im Wachsen begriffen, verkündigte Papst Johann XXII. im Jahre 1330 einen Kreuzzug mit reichlichem Ablaß; als „hartnäckige Ketzer und Räuber Athens" verflucht, begegnete die große Gesellschaft den Rüstungen des ohnmächtigen Erben von Brienne, wie den Bannstrahlen der Kirche, und so zersetzte, ergänzte sich fremdartiger und veränderte sich die ursprüngliche Beschaffenheit des von Roger aus Sicilien geführten Heeres, bis nach dem Siege Murads auf dem Amselfelde (bei Kossova 1389) und Bajesids des „Wetterstrahls" bei Nikopolis (1396) dieselben Feinde, die Romäerwelt durchstürmend, der lateinischen Herrschaft in Livadien und Morea von Norden her das Ende brachten, welche von Westen her, am Melas und Sangarius, in den Tagen ihres unmerklichen Wachsens zu bekämpfen jene berufen war. Brusa

fiel noch durch Osman, zehn Jahre nach der Ermordung des letzten Caesaren; Nikomedia durch Urchan 1326, und die wichtigste Grenzfestung von Byzanz, Nicäa, welches die Seldschucken sieben Wochen lang gegen die erste Begeisterung der Kreuzfahrer vertheidigt hatten, öffnete im Jahre 1330 feig seine Thore; 1356 eroberte Suleiman, nach jenem weissagenden Traume auf den Ruinen von Cyzikus, die erste Feste jenseit des Bosporus, jenes Tzimpa bei Kallipolis; fünf Jahre später ward Rogers blutiger Schatten durch Murad, den Eroberer Adrianopels, gesühnt 1361, und 1397 erreichte der „Wetterstrahl" die fränkische Herrschaft auf Livadien und auf Morea!

Darf menschliche Kurzsichtigkeit sich vermessen an dem nothwendigen Gange der Weltereignisse zu zweifeln, so stand im Jahre 1307 das Geschick des Romäerreichs und der Christenheit auf einem Wendepunkte, und mögen wir mit dem Gedanken spielen, daß lateinische Lehnfürstenthümer, unter dem Cäsaren Roger in Anatolien geschaffen und durch die zusammengehaltene Kraft seiner Gesellschaft vertheidigt, zumal da die Mongolen bald darauf zertrümmernd gegen die Osmanen heranstürmten, die Herrschaft des Kreuzes dem Halbmonde streitig gemacht haben würden.

---

# Giacomo Leopardi.

## Sein Leben und seine Schriften

von

Heinrich Wilhelm Schulz.

Wenn auch die Geschichte Italiens seit Jahrhunderten kein Beispiel mehr darbietet von großer, politischer Kraftäußerung, so war doch die Litteratur dieses geistreichen Volkes stets von tiefen, nationalen Gefühlen geleitet. — Wie das mittelalterliche Italien das großartigste Schauspiel darbot, als die lebendige Persönlichkeit seiner Bewohner in engeren Kreisen sich geltend machen, und für den kleinen Staat, den die Phantasie vollständig umfaßte, lebhaft sich begeistern konnte; so ist auch die italienische Litteratur durch diese Local-Interessen besonders charakterisirt. Kein Volk hat einen solchen Reichthum von Specialgeschichten, und hat so viel Poesie über seine Städte und vornehmen Geschlechter ausgegossen, wie die Italiener. Nur wenige große Schriftsteller und besonders die der neueren Zeiten haben die Idee des Gesammtvaterlandes durchgängig festgehalten. Die Deutschen blickten gern in den Zeiten der entwürdigenden Fremdherrschaft in das Mittelalter zurück, um sich an dem Gedanken der germanischen Gemeinschaft zu erwärmen. Italien findet im Mittelalter seine Provinzen und fremden Einfluß wieder, aber aus dem fernen Alterthum tritt ihm die Weltherrschaft des ewigen Rom mächtig entgegen. Jene Zeiten sind ihm keine fremde Welt, wie andern Völkern; ihre

Denkungsart und Sitten haben sich mit dem Boden, an dem sie hafteten, vielfach den folgenden Geschlechtern überliefert.

Poetische und politische Erinnerungen des Alterthums ringen durch das Mittelalter hindurch mit der christlichen Welt und der dichterische Kampf dieser verschiedenen Elemente bildet gleichsam die Grundlage der Poesie des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Das Christenthum tritt mit seiner späteren, wissenschaftlicheren Gestaltung mehr aus dem Bereiche dieser Poesie zurück, den Erinnerungen des Alterthumes das Feld überlassend, welche sich bald mit französischer Hofdichtkunst, bald mit dem Materialismus jenes Landes vermischen. Die italienische Litteratur erhielt keinen solchen Umschwung durch die großen politischen Ereignisse der neuesten Zeit, wie die anderer Völker, doch wurde auch hier das nationale Gefühl lebendiger und durch das Vorbild der romantischen Litteratur des Auslandes trat zu der antiken Grundlage eine lebhaftere Begeisterung für die Poesie des italischen Mittelalters.

Die poetische Basis der Gegenwart ist ein Verschmelzen beider Erinnerungen, wo das Christenthum eine eben so leere Form ist, wie die Religionen des Alterthums. Lag in dem lebendigen Ringen beider Welten im funfzehnten Jahrhundert ein frisches, episches Element, so ist dagegen die neuere Erinnerungspoesie vorherrschend elegisch-rhetorisch. Rhetorisch sind die mit kunstvoller, politischer Beredsamkeit ausgestatteten Trauerspiele der neueren Zeit, und nur wo die wehmüthige Erinnerung der großen Vorzeit mit elegischer Wärme hindurch bricht, sind sie wahrhaft poetisch. Dieser edle Schmerz dictirte die schönsten Stellen in Manzoni's, Niccolini's und Pellico's Trauerspielen und bezaubert in den wehmüthigen Melodien des edlen Bellini.

Zwischen diesen Dichtern begegnen wir einer höchst eigenthümlichen Erscheinung, die vielleicht mehr als alle andern den Zustand Italiens bezeichnet; dies ist der Graf Giacomo Leopardi. Ihm verlieh die Natur mit einem zerbrechlichen, verbildeten Körper, der von Jugend auf den Keim des Todes in sich trug, einen reichen Geist und eine edle Seele, die eine glühende Liebe für sein Vaterland erfüllte. Ausgehend von einem durchaus antiken Standpunkt sprach er als Jüngling, wo die Kraft der Jugend noch die Leiden seines Körpers überbot, Worte der feurigen Begeisterung an sein gesunkenes Volk. Dann mehr und mehr hinwelkend, ward ihm sein eignes Leid identisch mit dem der Nation. Wehmüthig klagt er über die verlorne Blüthe der Jugend, die er nie gekannt, und spricht das strenge Urtheil über die tiefe Sittenlosigkeit seines Volkes. Dann, verzweifelnd an dessen Wiederaufleben und an seinem eignen Schicksal, verzweifelte er am Leben und an der Menschheit selbst. Der Tod wird ihm ein freundlicher Engel wie die Liebe, die seine Leiden unterbricht, wie jener sie endet. Ihm lächelt kein Glaube einer Fortdauer nach dem Tode, ihn erquickt kein Gedanke einer höheren Leitung. Zwischen dem Spott der Verzweiflung umschweben seine Gedichte die lieblichen, idyllischen Gebilde der Liebe seiner Jugend und die großen Erinnerungen der Vorwelt seines Volkes. Das Leben und die Schriften dieses merkwürdigen Mannes wollen wir in den folgenden Blättern näher betrachten.

Der Graf Giacomo Leopardi wurde am 29. Junius des Jahres 1798 in Recanati geboren. Es liegt diese alte und blühende Stadt zwischen Loreto und Macerata auf einem Hügel, dessen Fuß von den Gewässern des Potenza und Musone bespült wird. Sein Vater, der

Graf Monaldo, und die Mutter, die Marquise Adelaide Antici, stammten aus den angesehensten Familien der Mark Ancona, ohne sich jedoch besonderer Glücksgüter zu erfreuen. Der Vater, ein Mann von strengen, altitalienischen Ansichten, gab diesem Erstgeborenen eine sorgfältige Erziehung und vertraute später die Bildung des talentvollen Knaben einem Geistlichen des Orts, Namens Sebastiano Sanchini, an, der ihn in der Religion, der Sittenlehre und in der lateinischen Sprache unterrichtete. Bald aber entwuchs Giacomo den Lehren seines Erziehers, und vielleicht würde er, wie mancher andere geistvolle Jüngling Italiens aus Mangel an Gelegenheit sich zu bilden, in unbedeutender Umgebung seine Jugend verloren haben, wenn ihn nicht das Glück eine ausgezeichnete Büchersammlung im älterlichen Hause vorfinden ließ. Hier las er zuerst die Gedichte Virgils und die göttliche Komödie. Virgil und die griechische Geschichte weckten in Leopardi den Wunsch, die Gesänge Homers in der Ursprache zu lesen, und er begann ohne Lehrer mit solchem Erfolg das Studium der griechischen Sprache, daß er sich in seinem zwanzigsten Jahre den ersten Kennern derselben in Italien an die Seite stellen konnte. Leopardi's zwei erste Schriften, ein im Jahr 1814 verfaßter Aufsatz über das Leben und die Werke einiger Rhetoren des zweiten Jahrhunderts nach Christus, [1]) und die Bemerkungen, welche er im darauf folgenden Jahre über einige irrige Volksmeinungen der Alten niederschrieb, [2]) sind nie im Druck

---

[1]) Commentarii de vita et scriptis rhetorum quorundam, qui secundo post Christum saeculo vel primo declinante vixerunt, ad calcem adjectis et observatt. illustratis vett. aliquot opusc. 1814. [2]) Saggio sopra gli errori popolari degli antichi. 1815.

erschienen. Leopardi übergab sie im Jahre 1832 zugleich mit seinen übrigen philosophischen Arbeiten dem Dr. Sinner, wie derselbe in seinem Vorwort zu den von ihm bekannt gemachten Auszügen aus Leopardi's Collectaneen anzeigt.[1]) Im Jahr 1816 erschienen in der Mailändischen Zeitschrift Spettatore einige Aufsätze über den Moschus,[2]) den Homerischen Frosch- und Mäusekrieg[3]) und über den Ruf, den Horaz bei den Alten genoß[4]). Die Uebersetzung des ersten Buches der Odyssee und einiger Gedichte des Moschus, welche Leopardi in den folgenden Jahrgang derselben Zeitschrift einrücken ließ, mißbilligte der Dichter später selbst. Mehr Aufsehen erregten eine griechische Hymne an Neptun und zwei Oden, welche der damals neunzehnjährige Jüngling als alte Originalwerke bekannt machte. Den Hymnus legte er einem unbekannten Griechen, die Oden aber dem Anacreon bei, und die Gelehrten Italiens zweifelten nicht an der Aechtheit, bis der Verfasser hervortrat. Gleichzeitig erschien die Uebersetzung des zweiten Buches von Virgils Aeneide, welches Leopardi, so wie früher unsern Schiller, stets besonders angezogen hatte. Zwar übertrifft diese Uebersetzung an Genauigkeit die schönen, wohlklingenden Verse des Annibal Caro, aber Leopardi's epigrammatische Sprache entspricht nicht dem epischen Fluß der Rede des Virgil.

So hatte der Jüngling in der Einsamkeit seiner Gebirgsstadt durch anhaltende Studien eine poetische und philosophische Gesammtansicht des Alterthums sich erwor-

---

[1]) Excerpta ex schedis criticis Jacobi Leopardii comitis. Bonnae 1834.
[2]) Discorso sopra Mosco. Spettatore ovvero Mescol. 1816. 57 pag. 173 folg. [3]) Discorso sopra la Batracomiomachia ebend. 43. p. 50 folg.
[4]) Della fama avuta da Orazio presso gli antichi. ebend. 66. p. 133 folg.

ben. Er hatte die größten Männer der italienischen Vorwelt um sich her gereiht und die Gefilde seines Vaterlandes mit jenen Prachtgebäuden und Siegstrophäen glücklicherer Zeiten belebt. Jetzt wandte er seine Blicke in die Gegenwart und sahe sein Volk herabgesunken, noch frische Narben tragend. Hinwelken sahe er auch den letzten Kranz, den die Künste und Wissenschaften noch in den jüngsten Jahrhunderten um Italiens Schläfe wanden. — So begrüßte Leopardi sein Volk in zwei Gesängen mit der ernsten Sprache jenes Florentiners, dessen leidenschaftliche Klage über das zerrissene Italien noch nach fünf Jahrhunderten gleichsam das Motto der Gesänge seiner Söhne ist. [1])

Wir fügen hier eine wörtliche Uebersetzung von dem Anfang des ersten dieser Gedichte Leopardi's bei.

O mein Vaterland, ich sehe die Mauern und die Bogen,
Die Säulen, Standbilder und Hermen,
Die Thürme uns'rer Altvordern,
Aber den Ruhm sehe ich nicht.
Nicht schau' ich den Lorbeer, das Schwert, das einst getragen
Unsre alten Väter. Jetzt wehrlos
Zeigst Du entblößt die Stirne und die Brust.
O welche Wunden,
Welche Flecken, welches Blut! Wie schaue ich Dich,
Schönstes Wesen. Ich rufe zum Himmel
Und zur Welt: Sagt mir, sagt,
Wer entstellte es so? Und das ist schlimmer,
Beladen sind mit Ketten ihre Arme;
Mit aufgelöst'tem Haar und ohne Schleier,
Sitzt sie am Boden verachtet, ungetröstet,

[1]) Dante Purgatorio VI. p. 76 folg.

Das Haupt bergend zwischen den Knien und weint.
Weine nur, Du hast Grund, mein Italien,
Du einst bestimmt
Im Glück und Unglück Völker zu besiegen.
Wären meine Augen zwei lebend'ge Quellen,
Nicht könnt' ich weinen,
Daß Deinem Schmerz es glich und Deiner Schande.
Einst warst Du Herrin, jetzt eine arme Magd.
Wer spricht und schreibt von Dir,
Der nicht sagt sinnend des vergangnen Ruhmes:
Groß war es einst, jetzt ist nicht mehr jenes!
Warum, warum, wo ist die alte Kraft,
Wohin sind Waffen, Muth und das Vertrauen?
Wer entriß Dir das Schwert?
Wer verrieth Dich? Welche Kunst, welche Anstrengung
Oder welche Uebermacht
Konnte Dir den Mantel rauben und die goldne Binde?
Wie fielest Du und wann
Von solcher Höhe zu so tiefem Stand?
Niemand kämpft für Dich? Es vertheidigt Dich keiner
Der Deinigen? Waffen her, Waffen!
Ich allein will kämpfen, ich allein will fallen.
Gieb mir, o Himmel, daß mein Blut
Zu Feuer werde italischen Herzen.
Wo sind Deine Söhne? Ich höre Klang von Waffen und Wagen,
Kriegsruf und Trommelschall:
In fernen Landen
Kämpfen Deine Kinder.
Horch auf, Italien, horch auf! Ich sehe oder scheint's mir
Ein Wogen von Kriegern und Rossen,
Und Staub und Rauch, und Blinken von Schwertern,

Wie Lichter durch den Nebel.
Aber Du schweigst und wendest nicht den zitternden Blick
Zu dem Schwanken des Kampfes?
Ach, warum streitet in jenen Feldern
Italiens Jugend? O ihr Götter, ihr Götter!
Italische Schwerter kämpfen für fremdes Land,
Unglücklich, wer da fällt im Kampf
Nicht für die heimischen Gestade, das theure Weib
Und die lieben Kinder,
Von fremden Feinden,
Für ein fremdes Volk, und kann im Tod nicht sagen:
Theures Vaterland,
Das Leben nimm zurück, das Du mir gabst.

Dann wendet sich der Dichter von den Bildern der Gegenwart hinweg, zu der Schilderung des gefeierten Kampfes in den Thermopylen und läßt jenen Simonides, der nach dem Zeugniß des Diodor jene Waffenthat besang, in schönen Versen das Gedächtniß der gefallenen Helden verherrlichen.

Das zweite Gedicht Leopardi's veranlaßt durch das Denkmal, welches man damals in Florenz für Dante vorbereitete, schließt sich seinem Inhalt nach genau an den ersten Gesang an, und beklagt den Untergang des litterarischen Ruhmes, wie jener die gefallene politische Größe. Zugleich fordert der Dichter sein Volk auf, das Gedächtniß seiner großen Männer zu ehren, und vor allen das des Dante, den er glücklich preis't, daß er die letzte und bitterste Schande Italiens, die jüngste Franzosenherrschaft, nicht erlebt. Es erschienen diese zwei Gedichte im Jahr 1818 in Rom und wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Besonders überraschte die gedrungene Kraft der Sprache, welche durch das

freie, mehr zufällige Versmaaß und den einfachen Rhythmus gehoben wird.

Leopardi setzte inzwischen seine philologischen Studien fort, und beschäftigte sich zunächst mit der im Jahr 1818 in Mailand von Angelo Mai und G. Zohrab bekannt gemachten Chronik des Eusebius, wozu er im Jahr 1819 eine Reihefolge von Bemerkungen schrieb. Diese erschienen zuerst in der römischen Zeitschrift „Effemeridi romane" in drei Abtheilungen (Theil X, XI u. XII.) und wurden später besonders abgedruckt. [1]) Es sind diese Bemerkungen von dreierlei Art. Ein Theil derselben zeigt besonders die Abweichungen der griechischen Fragmente von der nach der alten armenischen Uebertragung dieser Chronik gefertigten, lateinischen Uebersetzung. Hierbei geht der Verfasser besonders die Bruchstücke des ersten Buches genau durch und bestätigt aufs Neue die Unächtheit der von Scaliger bekannt gemachten griechischen Fragmente. In andern Bemerkungen weis't Leopardi die von den Herausgebern übersehenen Fehler des armenischen Uebersetzers nach, zu welchen Letzterer theils durch eigne Unachtsamkeit oder Mißverständniß, theils auch durch die Unkorrektheit seiner griechischen Handschriften veranlaßt worden war. In den übrigen Bemerkungen endlich befaßt sich Leopardi mit der Verbesserung des griechischen Textes selbst.

Es kann diese Schrift als das Bedeutendste betrachtet werden, was von Leopardi's philologischen Arbeiten bekannt wurde und nach dem Ausspruch des competentesten

---

[1]) Annotazioni sopra la cronaca d'Eusebio pubblicata l'anno 1818 in Milano dai dottori Angelo Mai e Giovanni Zohrab scritte l'anno appresso dal Conte Giacomo Leopardi a un amico suo. Roma 1823.

Richters, des unsterblichen Niebuhr, stellte die hier dargelegte, umfassende Kenntniß der griechischen Sprache und Litteratur, den ein und zwanzig jährigen Jüngling in die vorderste Reihe der italienischen Gelehrten. In der Ausgabe von 1823 sind noch einige Bemerkungen hinzugefügt, da Leopardi inzwischen nach Rom gekommen war und zwei vatikanische Handschriften des Syncellus verglichen hatte.

Als der unermüdliche Angelo Mai im Jahr 1822 Ciceros Bücher de republica aufgefunden hatte, richtete Leopardi einen beredten Gesang an seinen Freund Lionardo Trissino, worin er jenes Wiedererwecken der großen Vorfahren feiert, die als Fremdlinge in dem gesunkenen Italien erscheinen. Gewiß ist dieser Gesang einer der besten unsers Dichters, und herrlich sind jene Verse, wo er die großen Italiener der letzten Jahrhunderte, insbesondere Colombo, Ariosto, Tasso und Alfieri anredet und das mannigfaltige poetische Leben ihrer Zeit glücklich preis't gegen die traurige und hoffnungslose Einförmigkeit der Gegenwart.

Diesem Gedicht folgte ein kritischer Aufsatz über die genannten Fragmente des Cicero, welcher im neunten Band der Effemeridi romane erschien und kurze, treffende Bemerkungen enthält. In demselben Band dieser Zeitschrift findet sich eine Abhandlung über Auchers Uebersetzung aus dem Armenischen von drei ungedruckten Reden des Philo. Leopardi machte in dieser gelehrten Beurtheilung unter andern auf eine Stelle aufmerksam, wo ein Kunstwerk beschrieben wird, welches den Stundenlauf anzeigte, und nach den Worten des Philo weder auf Sonnen-, Wasser- noch Sanduhr bezogen werden kann.

Durch alle diese Schriften hatte sich Leopardi einen geachteten Namen in Rom erworben und er folgte im Oktober des Jahres 1822 mehreren an ihn ergangenen Aufforderungen, die ewige Stadt zu besuchen. In Rom lebte Leopardi wegen der Beschränktheit seiner Mittel in stiller Zurückgezogenheit, von wenigen ausgezeichneten Männern gekannt und geschätzt. Unter diesen befanden sich auch Niebuhr und der wegen seiner Kenntniß der griechischen Sprache in Rom angesehene Mönch Thieryhiedi.

Niebuhr fand den jungen Verfasser der Bemerkungen zum Eusebius in einer Dachstube, von Büchern umgeben, und von körperlichen Leiden niedergedrückt. Er verwandte sich sogleich beim Cardinal Consalvi, um den jungen Mann durch eine entsprechende Stellung gegen äußeren Mangel zu wahren; seine Bemühungen waren jedoch fruchtlos, da die päpstliche Regierung den Grafen Leopardi nur dann befördern wollte, wenn er sich dem geistlichen Stand widmete. Die Denkungsart Leopardi's machte es ihm unmöglich auf diesen Vorschlag einzugehen, so wie ihn auch seine Vaterlandsliebe veranlaßte, die ehrenvolle Aufforderung Niebuhrs von der Hand zu weisen, in Berlin eine Professur für italienische Litteratur anzunehmen.*) Als Niebuhr seinen Gesandtschaftsposten in

---

[1]) Wir fügen hier das eigne Urtheil Niebuhrs über den jungen Grafen Leopardi bei. Praef. ad Fl. Merobaudis carmina ed 2. p. XIII. Comes Jacobus Leopardius, Recanatensis Picens, quem Italiae suae jam nunc conspicuum ornamentum esse, popularibus meis nuntio; in diesque eum ad majorem claritatem perventurum esse, spondeo; ego vero, qui candidissimum praeclari adolescentis ingenium, non secus quam egregiam doctrinam, valde diligam, omni ejus honore et incremento laetabor.

Rom verließ, empfahl er den Grafen Leopardi dringend seinem Nachfolger, dem nachmaligen Geheimen Legations-Rath Bunsen, der bis zum Tode des Dichters ein inniges Freundschaftsverhältniß mit ihm unterhielt. Da es Leopardi nicht möglich war, sich aus eignen Mitteln lange in Rom zu erhalten, so kehrte er nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten nach Recanati zurück. Hier ergab er sich aufs Neue mit Eifer seinen Studien, aber bald entzog ihm sein leidender Körper, wie früher die Freuden der Jugend, so jetzt die einzige Freude seines Lebens, welche ihm die Wissenschaften bereiteten.

Eine große Schwäche der Nerven und Eingeweide machte ihm jede anhaltende Beschäftigung unmöglich, und der leidende Zustand seiner Augen verbitterte ihm auch den Genuß, den er so gern aus der freien Natur schöpfte. So mußte Leopardi den philosophischen Studien Lebewohl sagen, und wir begegnen unter seinen spätern Arbeiten dieser Gattung nur noch einigen trefflichen Uebersetzungen kleinerer griechischer Schriften, welche in seinem handschriftlichen Nachlaß sich vorfinden. Unter diesem bemerken wir die Charaktere des Theophrast, die Fabel des Xenophon, das Handbuch des Epictet und die moralischen Denksprüche aus den Schriften des Isocrates.

Die Ruhe und Abgeschlossenheit führten ihn dagegen mehr der Dichtkunst zu, und der Schmerz über sein Unglück ward ihm zur begeisternden Muse. In jener Zeit entstanden jene sieben Gesänge, welche zugleich mit den drei früheren, an Italien, über das Denkmal des Dante und an Angelo Mai, in der Bologneser Ausgabe seiner Gedichte erschienen (Canzoni del Conte Giacomo Leopardi. Bologna 1824). Gewiß athmete nie ein Hochzeitsgedicht einen furchtbarern Ernst als der Gesang, den Leopardi

zur Vermählung seiner Schwester schrieb und nie hat wohl ein Italiener mit größerem Freimuth den tiefen Verfall der Nation geschildert, als der Dichter, wenn er der Schwester zuruft: „Unglückliche oder feige Söhne wirst Du gebären, wähle die Unglücklichen. Einen unendlichen Zwiespalt warf zwischen Tugend und Glück die entartete Sitte“ (Nelle nozze della sorella Paolina). Griechische Anmuth, gepaart mit edlem Schmerz über die nutzlose Kraft der Jugend, die keine vaterländische Gesinnung in Italien belebt, waltet in dem Lied an einen Sieger im Ballspiel (a un vincitore nel pallone). Düster ist das Gedicht über den jüngern Brutus, wo der Sänger den Untergang der altrömischen Größe mit dem Tode dieses letzten Republikaners beklagt. Noch ist das vorherrschende Gefühl dieser Gedichte ein tiefer, politischer Schwermuth. Dieser verschmilzt nach und nach mit dem Gefühl von Leopardi's persönlichem Leid. Die ersten Klagen seiner liebesbedürftigen und für die Freuden der Natur offenen Seele legte er der Sappho in den Mund. Wir schalten hier von diesem schönen Gedicht, welches recht aus der Seele des Verfassers geschrieben zu sein scheint, eine wörtliche Uebersetzung der zwei ersten Strophen ein.

Stille Nacht und schüchterner Strahl des sinkenden Mondes; und der du emporsteigst über den Fels durch den schweigenden Wald, Bote des Tages; ersehnte und geliebte Erscheinungen meiner Seele, als mir die Erynnien und das Fatum noch verborgen waren. Schon lächelt kein sanftes Schauspiel mehr der verzweifelten Leidenschaft. Mich ergreift dann eine ungewohnte Freude, wenn durch die feuchte Luft und die zitternden Felder hinwogt des Südwinds staubige Welle, und wenn der schwere Wagen des Zeus über dem Haupt donnernd die schattigen

Lüfte zertheilt. Wogen möcht' ich mit dem Nebel durch die tiefen, erschütterten Thäler, hin durch die weite Flucht der erschreckten Heerden, am unsichern Rand des geschwollenen Flusses, und durch den Schall und durch den siegenden Zorn der Wellen.

Schön ist dein Mantel, heitrer Himmel, und lieblich bist du, thauige Erde. Ach, von eurer unendlichen Schönheit ertheilten die Götter und das harte Schicksal nichts der unglücklichen Sappho. In deinen stolzen Kirchen, o Natur, ein armer und düstrer Gast und verachtete Geliebte, erhob ich umsonst bittend zu deinen reizenden Formen das Herz und den Blick. Mir lächelt nicht das freie Ufer und der Morgenschein aus himmlischem Thor. Mich grüßt nicht der Gesang der bunten Vögel und das Gesäusel der Buchen: und wo der klare Bach im Schatten gebogener Weiden seinen reinen Busen entfaltet, entzieht er unwillig meinem gleitenden Fuß die sich schlängelnden Gewässer und entrückt die duftenden Gestade.

Aehnliche poetische Klagen enthält das mit reizenden Naturschilderungen und sinnreichen mythologischen Bildern durchwebte Gedicht an den Frühling oder von den alten Fabeln (Alla primavera o della favole antiche). In dem letzten Gedicht dieser Sammlung an des Dichters Geliebte gerichtet (alla sua donna), begegnen wir zuerst einem jener Phantasiegebilde von vollendeten weiblichen Wesen, die dem unglücklichen Dichter in idealer, traumhafter Gestalt vorgeschwebt. In dem zweiten Theile dieser Gesänge, welcher im Jahre 1826 dem ersten nachfolgte, walten diese lieblichen Gebilde, die der Dichter bald Nerina, bald Silvia nennt, noch durch mehrere sinnreiche und schwermüthige Gedichte. (Il primo amore, la sera del giorno festivo, la vita solitaria, il sogno). Es lebt in die-

sen Gedichten kein glühendes Empfinden der Liebe, es ist ein Sehnen des Leidenden nach ihrem Trost; ein Beklagen der dahingeschwundenen Schönheit und der verlornen Jugend, ähnlich jenen Klagen, worin die Hirten Kleinasiens den scheidenden Frühling in Gestalt früh dahingestorbener schöner Jünglinge besangen.

Von Recanati reiste Leopardi im Frühling des Jahres 1825 nach Mailand, wohin ihm seine Gesänge und der Ruf seiner Gelehrsamkeit vorausgegangen waren. Er verweilte einige Tage in Pesaro und besuchte hier das Grab des trefflichen Giulio Perticari. Die Reise brachte in Leopardi's Gesundheit eine augenblickliche Besserung hervor, und er erwachte in Mailand, dieser Centralstadt des wissenschaftlichen Lebens in Italien, zu neuer, geistiger Thätigkeit. Zunächst übernahm er die Aufsicht über zwei neue Ausgaben der Werke des Cicero, deren eine nur lateinisch, die andere zugleich mit der italienischen Uebersetzung erscheinen sollte. Derselbe Brief Leopardi's an seinen Freund und Vetter, den Marquis Melchiorri in Rom, aus welchem wir diese Bemerkung entlehnen, benachrichtigt uns von einer andern eigenthümlichen Arbeit (3. Oct. 1825). Er übersetzte nämlich die von einem koptischen Mönch Ammonio verfaßte, und von Combefis [1]) in griechischer Sprache herausgegebene Märtyrergeschichte der Väter von Sinai und der Einsiedelei von Raitu in die Schreibart des sogenannten Trecento, und machte sie als ein im Kloster von Nonantula aufgefundenes altitalisches Sprachmuster bekannt [2]).

---

[1]) Illustrium Christi Martyrum lecti triumphi, vetustis Graecorum monumentis consignati. Lut. Par. 1660. [2]) Martirio de' santi padri del monte Sinai e dell' eremo di Raitu, composto da Ammonio Monaco, volgarizzamento fatto nel buon secolo della nostra lingua non mai stampato. Milano 1826.

Die wunderbare Einfachheit und Erhabenheit der alterthümlichen Sprache, die ganz von jener christlichen Wärme des Mittelalters durchdrungen zu sein scheint, täuschte die größten Kenner des Zeitalters des Dante und unter ihnen Cesari.

Von Mailand wandte sich Leopardi nach Bologna und beabsichtigte hier zunächst eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte, welche jedoch nicht erschien, und es folgte nur der zweite, bereits erwähnte Band jenem ersten nach, welcher die zehn Gesänge enthielt. In dem zweiten Theil sind außer jenen Gedichten, worin, wie wir früher bemerkten, jene lieblichen Frauengebilde besungen werden, mehrere satyrische Sonette und Elegieen aus der frühern Jugend Leopardi's enthalten, die er in den spätern Ausgaben seiner Gedichte hinwegließ. Außer diesen ist hier eine Uebersetzung des Homerischen Frosch- und Mäusekrieges und ein Gedicht an den Grafen Carl Pepoli beigefügt. Dieses mehr philosophische Gedicht gehört offenbar der spätern Zeit Leopardi's an und ist zunächst den in seinen prosaischen Schriften ausgesprochenen Ideen verwandt. Der Dichter drückt hier besonders seinen Widerwillen gegen die mannigfaltigen Bestrebungen des gegenwärtigen Lebens aus, das durch keine vaterländische Gesinnung bestimmt wird. Gleichzeitig beschäftigte er sich, nach einem Brief an den erwähnten Melchiorri zu urtheilen (26. April 1826), mit einer Erklärung der Gedichte des Petrarca, wobei er nicht sowohl fortlaufende Anmerkungen beabsichtigte, sondern gleichsam eine Uebersetzung aus der alten dunklen Sprache in die neuere, allgemein verständliche, um so jedem den Genuß der wesentlichen Schönheiten des Dichters zugänglich zu machen. Eine Ausgabe des Petrarca

mit diesen Erläuterungen erschien in zwei Bänden zu Mailand.

Von Bologna reiste Leopardi beim herannahenden Winter 1826 nach Florenz, welches ihm wegen der Anzahl mitfühlender Freunde, die ihn hier umgab, stets ein geliebter Aufenthalt und später der Gegenstand froher Rückerinnerung blieb. Hier nahm er lebhaften Antheil an der ausgezeichneten Zeitschrift der Antologia, welche Jahre lang Italien mit dem Ausland vermittelte, und schrieb oder diktirte jene Reihefolge von prosaischen Aufsätzen, die im Jahre 1827 unter dem Titel „Operette morali" in Mailand erschienen. In diesen Aufsätzen entwickelt der Verfasser nach Art der meisten neueren italienischen Philosophen, die seit den großen neapolitanischen Denkern des 16. und 17. Jahrhunderts keine originellen und wissenschaftlichen Systeme mehr aufzuweisen haben, in erzählender, dialogischer oder didactischer Form seine Grundansichten über das Wesen und die Bestimmung des Menschen. Leopardi geht von einem materialistischen Standpunkt aus, der durchaus als von ihm selbst gewonnen betrachtet werden kann und der sich theils altgriechischer Lehren, theils auch neuerer Bemerkungen zu bloßer Ausschmückung bedient. Diese düstre Ansicht von dem hoffnungslos verirrten Wesen aller menschlichen Bestrebungen, die hier ohne jene lieblichen Phantasieblüthen erscheint, von denen umhüllt sie durch seine Gedichte schimmert, würde nothwendig diese Schriften einförmig und ermüdend machen, wie dem Verfasser selbst das Leben erschien, wenn sie nicht von einer großen Persönlichkeit ausgesprochen würde. Neben einer Fülle antiken Wissens zeigt er eine unendlich feine Beobachtungsgabe und eine tiefe Kenntniß der Schwäche und der Mängel der menschlichen Natur, und nicht leicht

dürfte die Schreibart eines neueren Schriftstellers der Klarheit und Bestimmtheit der Griechen näher gekommen sein. Das Grundelement der Poesie Leopardi's ist ein dichterisches Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit, welche in einigen Gedichten die Vergangenheit seines Volkes und der Völker überhaupt, in andern die verlorene Jugend und die entschwundene Liebe ist. Dieser Vergangenheit tritt die Gegenwart kalt und entblättert gegenüber, sie zergliedert Leopardi besonders in diesen prosaischen Schriften und entkleidet sie des letzten poetischen Schleiers, der sie umhüllt. Die bezeichnendsten unter diesen Aufsätzen sind „die Geschichte des Menschengeschlechts“ (Storia del genere umano) und die merkwürdigen Aussprüche Filippo Ottonieri's (Detti memorabili di Filippo Ottonieri). In ersterem Aufsatz erzählt Leopardi, wie nach dem Verschwinden der Phantasmen der Gerechtigkeit, Tugend und Vaterlandsliebe, die früher in der Geschichte gewaltet, allein die Wahrheit in der Welt zurückblieb, deren kalte, egoistische Herrschaft nur durch den flüchtigen Besuch der Liebe bei einzelnen edlen Menschen unterbrochen wird. Den Filippo Ottonieri schildert der Verfasser als einen sokratischen Philosophen der neuesten Zeit, einen Mann nach seinem Sinn, ausgestattet mit reichen Fähigkeiten und einem klaren Verstand, der jede Art von Illusion verbannt. Dieser betrachtet das Leben aus seiner Zurückgezogenheit, welche allein nach Leopardi dem Philosophen der Gegenwart ziemt, und spricht viele treffende Bemerkungen über das Leben und die Natur der Menschen aus, unter welchen die Charakteristik des Sokrates besonders zu beachten ist. Von poetischem Werth sind in diesen Aufsätzen das Lied der Todten im Studium von Friedrich Ruysch, und der Gesang des Waldhuhnes (cantico del gallo silvestre).

Wo Leopardi satyrisch sein will, wie im Dialog von Hercules und Atlas, ist er wohl bitter und scharf, aber seine Sarcasmen scheitern an der Größe und Allgemeinheit des Gegenstandes.

Die Zusammenstellung auserwählter Abschnitte aus den prosaischen Schriftstellern Italiens, welche Leopardi im folgenden Jahre herausgab, ist mit besonderm Geschmack angeordnet, nur möchte der philosophische Theil im Verhältniß zu den andern, und insbesondere zu dem geschichtlichen, zu ergiebig sein, um so mehr, da die größten philosophischen Schriftsteller Italiens, die sich fast immer der lateinischen Sprache bedienten, hier ausgeschlossen bleiben mußten. Das Werk erschien unter folgendem Titel. Crestomazia italiana cioè scelta di luoghi insigni o per sentimento o per locuzione raccolti dagli scritti italiani in prosa di autori eccellenti d'ogni secolo per cura del Conte G. Leopardi. Milano 1827. Dieser ersten Abtheilung folgte im nächsten Jahre die Blumenlese aus der poetischen Litteratur Italiens. Crestomazia italiana poetica cioè scelta di luoghi in verso italiano insigni o per sentimento o per locuzione raccolti e distribuiti secondo i tempi degli autori dal C. G. L. Mil. 1828. Es giebt diese Sammlung bei ihrer geschichtlichen Anordnung eine passende Uebersicht der italienischen Poesie, worin jedoch der neueren ein besonders weites Feld eingeräumt wurde, da der Verfasser keine Bruchstücke aus den allgemein bekannten größern italienischen Gedichten in seine Sammlung aufnahm.

Aber der Gesundheitszustand unsers Dichters, der ihm in den letzten Jahren noch einige Thätigkeit erlaubt hatte, hemmte aufs Neue seine Arbeiten, und ließ ihm keine Hoffnung auf Besserung. So entschloß er sich im Jahre

1830 zum letzten Male seine Heimath zu besuchen, um dem Vater und der Schwester Lebewohl zu sagen. Hier rief ihm Alles das Gedächtniß seiner Jugend zurück, und die Erinnerung wirklicher oder geträumter Freuden umschwebte sein von Leiden niedergedrücktes Gemüth. Hier entstanden wohl jene drei schönen Gesänge, welche im nächsten Jahre in der florentinischen Ausgabe seiner Gedichte erschienen, und mit folgenden Ueberschriften bezeichnet sind: il risorgimento, a Silvia, le ricordanze. Es sind schwermüthige Variationen jener frühern Klagen über die dahingeschwundene Jugend, und neue lieblichere, weibliche Gebilde umschweben den Dichter. Besonders enthält der letzte dieser Gesänge eine schöne Schilderung der Gefühle seiner Jugend. Bald aber kehrte Leopardi nach Florenz zurück, denn er entzweite sich noch mehr mit seinem Vater, der von Anfang an das wissenschaftliche und dichterische Streben des Sohnes gemißbilligt, welches seinen streng katholischen und aristokratischen Ansichten entschieden entgegentrat. Aehnlich jenen fanatischen Parteimännern des italienischen Mittelalters entzog er seinem hinsterbenden Sohne noch die spärliche Unterstützung, die er ihm bisher gewährt.

In Florenz veranstaltete Leopardi auf das Zureden seiner Freunde eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte, welche unter dem Titel „Canti del Conte Giacomo Leopardi" im Jahr 1831 erschienen. Der Dichter eignet diese Ausgabe seinen florentinischen Freunden zu, die ihm bei derselben liebreiche Hülfe geleistet, und sagt in traurigen Worten der gebildeten Welt und den Wissenschaften Lebewohl. In dieser Ausgabe sind mehrere Gedichte, welche im zweiten Theil der Bologneser Sammlung enthalten waren, weggelassen, und die zahlreichen Anmerkungen bis

auf wenige geschichtliche Nachweisungen beschränkt. Dagegen enthält diese Ausgabe sechs neue Gesänge, worunter die drei bereits erwähnten. Diesen folgt der nächtliche Gesang eines in Asien herumirrenden Hirten, der tiefen, ossianischen Schwermuth athmet über die Leiden des Lebens und den einförmigen Gang der Natur (Canto notturno d'un pastore vagante dell' Asia). Die zwei letzten Gesänge: die Ruh nach dem Sturm (la quiete dopo la tempesta) und der Sonnabend des Dorfes (il sabato del villaggio) sind herrliche idyllische Schilderungen des Landlebens, wo die am Schluß durchbrechende ernste Weltansicht des Dichters das heitere Gemälde umdüstert.

Wie Leopardi in der Zueignung zu diesen Gedichten den Wissenschaften Lebewohl zuruft, so sagte er sich auch im Jahr 1832 von allen seinen gelehrten Arbeiten los, welche er dem genannten Dr. Sinner zur Benutzung übergab. Letzterer erwähnt außer den bereits früher bemerkten Schriften eine Sammlung von Fragmenten von 55 Kirchenvätern, einen Commentar zum Julius Afrikanus, und eine große Anzahl kritischer und grammatischer Bemerkungen zu verschiedenen lateinischen und griechischen Schriftstellern.

Und gewiß wäre Leopardi mit diesem Lebewohl aus der Welt geschieden, wenn er nicht einen Freund gefunden hätte, der sich mit einer Treue, Liebe und Aufopferung des kranken Dichters annahm, wie er die Freundschaft wohl früher in seinen aus der Erinnerung der Vorwelt geschöpften Gedichten besungen hatte. Antonio Ranieri aus Neapel, ein junger Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und gründlicher, gelehrter Bildung, hatte in früher Jugend seine Vaterstadt verlassen, um Frankreich, England und einen Theil Deutschlands zu bereisen. Die

Kenntniß des Auslandes erhöhte seine Liebe für Italien, und das Gefühl der geringen Achtung, welche die Italiener in Europa genießen, machte ihn für Leopardi's Bitterkeit empfänglich. Beide Freunde sahen sich zuerst im Jahr 1827 in Florenz, welches Ranieri bald darauf verließ und erst im Jahr 1830 wieder besuchte. Bei seiner Rückkehr fand er den Freund von schweren Leiden niedergedrückt, und suchte ihn durch die sorgfältigste Pflege wieder aufzurichten. Er brachte Leopardi nach Rom, um durch die Veränderung der Luft eine Besserung seines Zustandes zu bewirken, und kehrte mit ihm, als sich das Uebel hier verschlimmerte, nach Florenz zurück. Von hier rief Ranieri die Krankheit seines Vaters nach Neapel, und da ihm Letzterer nicht gestatten wollte, seine Vaterstadt auf längere Zeit wieder zu verlassen, so bewog Ranieri seinen Freund, mit nach Neapel auszuwandern, wohin er ihn im Sommer 1833 führte. In Neapel besserte sich der leidende Zustand unsers Dichters und der Anblick des himmlischen Golfs, den er aus seinen Zimmern genoß, belebte mit jugendlichen Bildern seine trauernde Seele. Unglücklicher Weise bemächtigte sich hier Leopardi's die Idee, daß die frische Luft ihm nachtheilig sei, eine Meinung, die wohl durch die lärmende Bewegung dieser unruhigen Hauptstadt hervorgerufen wurde, in der sich der Dichter mit seinem kränklichen, verwachsenen Körper ewig bedrängt nnd unbehaglich fühlte. Ich lernte den Grafen Leopardi bald nach seiner Ankunft in Neapel durch die Vermittlung Ranieri's kennen und erfreute mich seitdem der innigen Freundschaft und des täglichen Umganges beider Männer. Es war schön, zwei italienische Männer zu sehen, deren einer, vom Vater verlassen, den Keim des Todes in seinem gebrechlichen Körper tragend, aber voll von poetischem Ge-

fühl und tiefem Wissen nur durch den Beistand und die Aufopferung eines edlen Freundes seine Tage fristet. Der andere, jüngere Freund, von dem Schicksal mit dem ausgestattet, was ihm in der Welt Geltung verschaffen mußte, vertauscht alle Freuden des frischen Alters gegen die Einsamkeit des Zimmers, um den Freund, den er liebte und ehrte, durch Erheiterung und Beistand zu erhalten. Diese Aufopferung ward noch edler durch den Umstand, daß Ranieri, wie Leopardi gegen die Ansichten seines Vaters anzukämpfen hatte, der Leopardi als Gelehrten und Denker haßte, und, den Edelmuth seines Sohnes verdammend, ihm nur spärliche Unterstützung bewilligte. Wohl haben die letzten Zeiten mit dem Untergang alles politischen Lebens in Italien mehr und mehr jenen Parteigeist unterdrückt, der einst die Städte des Mittelalters blutig erfüllte, aber bei gänzlich veränderten Umständen hat sich ein Geist der Gegensätze bis auf die neuesten Zeiten verpflanzt. In den Theilen Italiens, die weniger den Eindrücken der jüngsten Jahrhunderte ausgesetzt waren, findet sich vieles, was an die frühern Antipathien erinnert. Große Geschlechter behaupteten seit Jahrhunderten eine politische Opposition gegen die Herrschergewalt, die mit keinem Dynastienwechsel unterging. In Calabrien und Apulien waren die von den Hohenstaufen gegründeten oder begünstigten Städte, wie z. B. Monteleone und Altamura stets den Anjous entgegen, den Aragonesen und Spaniern ergeben, und den Bourbonen fremd, auf welche die alte Partei der Anjous ihre Liebe übertrug, wie die Gegner ihren Haß. Jene Städte schlossen sich im Jahr 1799 der Revolution mit Energie an, und nahmen später lebhaften Antheil an dem Schicksal Murats. In jenen Provinzen leben seit Jahrhunderten Familien in tödtlichem

Haß, und wo weder die Geschlechter noch die Politik eine Parteifahne erheben, theilen sich die Städte nach den Schutzheiligen in feindliche Parteien, wie dies in Ragusa, Modica und andern sicilianischen Ortschaften der Fall ist. Die politischen Gegensätze in den größern Städten Italiens sind aber jetzt mehr oder weniger denen anderer Länder verwandt. Die Jugend, der gebildete Bürgerstand und vorzugsweise der Adel bekennen eine Art von Liberalismus, der sich in edlen Männern, wie in Leopardi, durch eine kräftige Indignation über den Verfall der Gegenwart offenbart, unklar und flatterhaft ist aber diese Gesinnung in Italien in ihren Wünschen für die Zukunft. Dieser Meinung stehet die der Masse des Volks gegenüber, welches auf einem mittelalterlichen, politischen und religiösen Standpunkt verharrt, je mehr es von den größern Städten entfernt ist. So fand ich in einsamen Gegenden des Tiberthales noch die alten Ansichten von Papst und Kaiser. Dieses an alten Ideen festhaltende Volk entbehrt des fortbildenden Princips, wie die Liberalen der Basis. Ich kehre von dieser politischen Abschweifung, wozu mich die Väter der beiden Freunde veranlaßten, mit der Bemerkung zurück, daß Ranieri's Vater zu den bornirtern Anhängern jener letzten Ansicht gehörte, welche jedes wissenschaftliche Streben als nachtheilig für das Seelenheil verdammen. Leopardi's Vater zeigte sich dagegen als ein Mann von Geist in den Dialoghetti sulle materie correnti, welche er in jener Zeit herausgab, und welche, was man auch gegen die darin ausgesprochenen Ansichten einwenden möge, unter den vielen Producten jener aufgeregten Tage das Bedeutendste sein möchten.

Leopardi nahm in dieser Zeit lebhaften Antheil an der wissenschaftlichen Thätigkeit Ranieri's, welcher die Heraus-

gabe einer Geschichte des Königreichs Neapel beabsichtigte. Von diesem Werke, welches sich wegen der ausgezeichneten Schönheit der Darstellung und der ruhigen geschichtlichen Auffassung großen Beifalls erfreute, waren jedoch erst neun Hefte mit politischer und geistlicher Censur erschienen, als ein einflußreicher Priester den Fortgang zu verhindern wußte. Das gleiche Schicksal erfuhr weniger unerwartet ein Roman Ranieri's, worin derselbe das Sittenverderbniß aller Klassen der neapolitanischen Gesellschaft mit schonungsloser Wahrheit schilderte. Leopardi selbst beabsichtigte in dieser Zeit eine Ausgabe seiner Schriften in sechs Bänden. In dem ersten Band sind alle in der florentinischen Ausgabe enthaltenen Gedichte zugleich mit funfzehn neuen enthalten. Die Liebe als das höchste, edelste Gefühl des Menschen, die Blume seines flüchtigen Daseins und der Tod, der dieses endet und die Liebe im Scheiden verklärt, sind die herrschenden Ideen dieser Gedichte. Dieses Verschmelzen von Liebe und Tod ist in dem bewundrungswürdigen, erzählenden Gedicht Consalvo zugleich mit der höchsten Vollendung der Sprache dargestellt. Denselben Gedanken spricht das Gedicht „Liebe und Tod" (Amore e Morte) noch klarer aus, welches den Denkspruch des Menander „Wen die Götter lieben, der stirbt jung" weiter verfolgt, und beide, Liebe und Tod, scheinen in dem Gedicht „der herrschende Gedanke" (il pensiero dominante) vereint gedacht. Und wo der Dichter von jenen idealen Frauengestalten spricht, die er früher besang, streuet er nur Blumen auf ihr Grab, er besingt ihren Tod, den Abschied von den Aeltern oder den Denkstein, der sie birgt. Je mehr der Dichter sich den Freuden der Natur verschloß, eine desto tiefere Sehnsucht spricht er nach ihnen in seinen Gedichten aus, wie der Sänger im rauhen Norden, dem

nicht vergönnt ist, die Schönheit der Natur zu schauen, mit glühenden Farben ihre Herrlichkeit sich vorbildet. Schöne Naturschilderungen finden wir in dem Gedicht „Der eiserne Sperling", mit dem der Dichter sich selbst vergleicht und im 37. Gesang, wo Leopardi ein in heitrer Nacht einsam wandelndes Mädchen schildert, welches im plötzlich hereinbrechenden Sturm untergeht. Zugleich erscheint in diesem Gedicht das Versmaaß des Dante in größerer Vollendung als in der berühmten Basvilliana von Monti. Die satyrische Schilderung des modernen Alltagslebens in der Palinodia an den Marquis Gino Capponi ist weniger durch poetischen Werth ausgezeichnet.

In den zwei folgenden Bänden sollten sämmtliche in der florentinischen Ausgabe der „Operette morali" enthaltene Aufsätze aufgenommen werden, welchen Leopardi neue Abhandlungen über Strato von Lampsacus, und Copernicus, und einen Dialog zwischen Plato und Porphyrius beifügen wollte. Aber der Druck von Leopardi's Werken wurde bereits nach dem Erscheinen des ersten Theiles der prosaischen Schriften verboten.

Zu den genauesten Freunden Leopardi's und Ranieri's zählte sich in jener Zeit der Graf August von Platen, den ich eines Tages mit Ersterem bekannt machte. Platen hatte bereits die Gesänge Leopardi's mit Bewunderung gelesen, Leopardi hörte dagegen zum ersten Male den Namen des deutschen Dichters. Das erste Zusammentreffen war kalt und höflich, da Platen bei neuen Bekanntschaften in der Regel einsilbig und verlegen war. Bald aber entspann sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen diesen ausgezeichneten Männern und es verging kein Tag, ohne daß Platen seinen kranken Freund

auf eine Stunde heimsuchte. Viele geistige Berührungspunkte vereinten beide Dichter. Beide waren von glühender Begeisterung für das Alterthum durchdrungen, und jeder war ein lebendiger Vermittler klassischen Geistes und klassischer Form bei seinem Volk. Platen beurkundete dies durch hohe Sprachkunst und umfassende Kenntniß, er war mannigfaltiger angeregt, und sein poetischer Kreis war von größerm Umfang. Der Italiener stand dagegen mehr auf antikem Boden, und die Bewunderung der Vorwelt war bei ihm Sache des Gemüths. Werth mußte Leopardi, dessen ganzes Leben ein Klaggedicht auf das gefallene Italien war, ein fremder Dichter sein, in dessen letztern Werken überall eine entschiedene Vorliebe für das italienische Mittelalter durchblickt. Beide Dichter fühlten sich aus politischen und persönlichen Gründen unglücklich. Die Verhältnisse im Nordosten Europa's umgaben mit Schreckbildern die letzten Tage von Platens Leben. Daneben glaubte er sich von seiner Nation verkannt, und dieses wohl ungerechte Gefühl des persönlich höchst bescheidenen Mannes wurde durch das unklare Bewußtsein verstärkt, daß er zu Größerem berufen war, als er geleistet. Er trat einst mit vollem Bewußtsein aus dem Epos der Befreiungskriege, und sein poetisches Gefühl brach durch die Umgebungen der Alltagswelt, die bald nach jenen Zeiten den vaterländischen Aufschwung verdrängte, mit bewältigender Satyre hervor. Er stieg von den Alpen in das Land der Schönheit herab, um eine Welt für das Heldengedicht zu finden, das er in sich trug. Aber der Geist wird hier in dem großen Friedhof der Vorzeit aus einer elegischen Gedankenwelt in die andere getragen, und die lieblichen Bilder der Gegenwart, die über den Gräbern hinscherzen, bieten dem Dichter man-

nigfaltige Blüthen zu idyllischen Gestaltungen; aber der Dichter schlummert ein in der Poesie, die ihn umgiebt, weil er sie nicht erzeugen muß, um mit ihr zu leben und die Kraft und Begeisterung, die den Reichthum von Episoden zum epischen Ganzen verweben muß, kann nur das Vaterland und nur ein Land geben, welches von der Hoffnungspoesie unsers Jahrhunderts angeregt ist. So zerschmolz Platens Heldengedicht vor Italiens Sonne, und lös'te sich in bunte Strahlenbrechungen auf. Der Dichter weihte Italien, dem er halb angehörte, seine herrlichen Oden, Sonette und Idyllen. Leopardi war weniger Weltbürger als Platen, er lebte nur für und in Italien, sein eignes Unglück war ihm identisch mit dem Gefühl des Verfalls seines Volkes. Wie er an dessen Auferstehung verzweifelte, so suchte er auch keinen Trost für sich, keinen Ruhm, keine Fortdauer seines Namens und seiner Seele nach dem Tode. Beide Dichter hatten ein satyrisches Element, in Platen ist es mehr die Satyre der geistigen Superiorität als des schneidenden Witzes; Leopardi's Satyre ging aus Mißmuth und dem Gefühl der Nichtigkeit alles Menschlichen hervor.

Die Annäherung der asiatischen Cholera machte auf beide Dichter einen beunruhigenden Eindruck. Platen entsetzte sich schon bei der bloßen Erwähnung derselben, und seine von heftigen politischen Antipathien fieberhaft erschütterte Seele fürchtete sie darum um so mehr, weil sie aus Rußland kam. Ihm war das Leben lieb, und obwohl seine poetische Laufbahn ziemlich als geschlossen betrachtet werden kann, hoffte er doch noch Großes zu vollenden. Leopardi wünschte den Tod, aber er erschien ihm als ein freundliches Wesen, verwandt jenen Genien der Alten, welches ihn friedlich aus diesem Leben des

Kummers hinweg geleiten sollte. Jene Krankheit, die furchtbar Tausende mit ekler Gestalt niederraffte, zerstörte jene Lieblingsbilder seiner Gesänge. So trennten sich die zwei Dichter, und Platen wandte sich nach Sicilien, wo der deutsche Idyllendichter zwischen den Rebenhügeln griechischer und altchristlicher Gräber ausruht auf Syrakusens Feldern, wo Theokrit sang, und wo in neuerer Zeit Bellini's idyllische Melodien ausströmten.

Leopardi wurde durch die Nachricht vom Tode Platens tief erschüttert, und er hätte wohl gern seine übrigen Tage für den Freund hingegeben. Er schrieb in jener Zeit, mehr und mehr mit der Welt zerfallen, eine Reihe von Aufsätzen über die Sitten. Es schließen sich dieselben zunächst den erwähnten Aussprüchen von Filippo Ottonieri an, und enthalten noch schärfere und bittere Bemerkungen über die tiefe Sittenlosigkeit der Gesellschaft.

Ganz von den frühern Liedern Leopardi's abweichend ist ein in dieser Zeit verfaßtes Gedicht in acht Gesängen, welches er als eine Fortsetzung von Homers Frosch- und Mäusekrieg betitelte. (I paralipomeni della Batracomiomachia di Omero.) Man erkennt in diesem sonderbaren Gedicht bald eine, mit treffendem Witz durchgeführte Satyre auf die unglückliche Revolution der Neapolitaner im Jahr 1820 und die Besitznahme des Königreichs durch die Oesterreicher. Diese launige Erzählung, geschrieben in den schönsten achtzeiligen Stanzen, welche die neuere italienische Litteratur aufzuweisen hat, ist gleichsam der Rahmen, in welchen der Dichter mannigfaltige satyrische Bemerkungen aller Art einfügt. Er schildert unter andern mit beißendem Witz jenes Strohfeuer der italienischen Liberalen und ihre lächerlichen Verschwörungen. An die vorherrschend politische Satyre in den ersten Gesängen

dieses Gedichts schließt sich in den letztern eine weniger glückliche metaphysische Satyre gegen den Glauben an Fortdauer nach dem Tode. Es wird sich dieses Gedicht, trotz dem vielen Schönen, das es sonst enthält, weder in Italien, noch im Auslande besondern Beifalls erfreuen. Italien ist kein Land für Satyre. Hier und da brechen zwischen dem Spott, der durch dieses Gedicht waltet, wie lichte Augenblicke herrliche Verse voll von der politischen Begeisterung seiner frühern Jahre hindurch. Wir fügen am Schluß dieses Aufsatzes eine Stelle dieser Art aus dem ungedruckten Werke bei, welches mir Ranieri mit den vorerwähnten Aufsätzen über die Sitten, und den andern nachgelassenen Schriften Leopardi's zur Durchsicht erlaubte. In einem andern Gedicht „I nuovi credenti“ geißelt Leopardi den hypocritischen Religionseifer mehrerer früher ungläubigen Schriftsteller. Dagegen schließen sich zwei größere Gesänge „Die Blume der Wüste“ und „Der Untergang des Mondes“ seinen schönen, frühern, schwermüthigen Gedichten an.

Zu den frühern Uebeln Leopardi's war inzwischen die Wassersucht getreten, welche sein Leben näher bedrohte Als in dem für Neapel verhängnißvollen Sommer von 1837 die Cholera mit erneuter Kraft hervorbrach, wollte sich Leopardi auf ein Landhaus in Portici zurückziehen. Ich besuchte ihn am Vorabend des zur Abreise festgesetzten Tages, und bemerkte keinen wesentlichen Unterschied in seinem Befinden. Als er am andern Tage sich zu Tisch setzte, sank er zusammen, denn die Wassersucht trat ihm an die Brust. Er wurde auf das Bett gebracht, wo er ruhig erklärte, er stehe am Ende seiner Leiden. Dann dankte er Ranieri für die viele Liebe und Freundschaft und verschied nach wenigen Minuten seinen Ansichten getreu

und seinem Leben. Er starb am 27. Junius nach einem unglücklichen Leben von 38 Jahren 11 Monaten und 13 Tagen.

Folgende sind seine letzten Worte, die er zwei Stunden vor seinem Tod auf meine Veranlassung niederschrieb:

Ma la vita mortal, poi che la bella
Giovanezza sparì, non si colora
D'altra luce giammai, nè d'altra aurora,
Vedova è insino al fine; e dalla notte
Che l'altre etadi oscura,
Segno poser gli Dei la sepoltura.

Aber das sterbliche Leben, seitdem die schöne
Jugend dahin schwand, färbt sich
Mit keinem Lichte mehr und keiner Morgenröthe,
Verwais't ist es bis zum Ende, und zu der Nacht,
Die die andern Alter umhüllt,
Als Zeichen setzten ihm die Götter das Grab.

Da die Neapolitanische Regierung während der Schreckensherrschaft der Cholera festgesetzt hatte, daß alle Todten im allgemeinen Kirchhof begraben werden sollten; so konnte Ranieri den Leichnam Leopardi's nur mit vieler Mühe und durch Bestechung der Polizey nach der kleinen Kirche San Vitale an der Grotte des Posilipo bringen, wo er in der Gruft der Pfarrer beigesetzt ward. Dort ruhet er in der Nähe von Virgil und Sannazzaro, die er als Dichter geliebt, die aber glücklicher waren als er, und die schöne Natur, die jetzt ihre Gräber umgiebt, mehr genossen. Mehrere Neapolitaner wollten mit Ranieri vereint dem Dichter ein Denkmal vor der Kirche errichten lassen, sie zogen sich aber später zurück und überließen es Ranieri allein, damit der, der dem unglücklichen Dichter sieben Jahre lang das Leben erhalten, ihm auch nach dem

Tode ein Merkzeichen setze der ewigen, unveränderlichen Liebe. [1])

Mögen die Verse des bescheidenen Dichters, der in ihnen nur das Gefühl seines Schmerzes niederlegen wollte, noch lange in den Herzen der italienischen Jugend leben, und einst das erfüllt werden, wovon der Zweifel ihm das Herz brach: daß Italien wieder aufblühe, reich an Liedern, Bildwerken und Farben, und daß die Bürgertugend seiner Ahnen zurückkehre.

---

## Bruchstücke aus dem Gedicht:

### I paralipomeni della Batracomiomachia di Omero.

Intanto a studio là nel Trasimeno
Estraneo peregrin lava le membra
Perchè la strage nostra onde fu pieno
Quel flutto, con piacer seco rimembra:

---

[1]) Ranieri zeigte Leopardi's Tod in einem kurzen Aufsatz in der neapolitanischen Zeitschrift „Il Progresso“ an, und wird später eine ausführliche Lebensbeschreibung herausgeben. Eine Lebensbeschreibung Leopardi's machte auch G. J. Montanari in der römischen Zeitschrift „l'Album“ bekannt. Montanari kannte Leopardi nicht persönlich, hat aber viele gute Nachrichten über sein Leben gesammelt. Uebrigens hält sich diese Lebensbeschreibung auf der allgemeinen Oberfläche italienischer Lobreden und giebt weder eine Charakteristik des Verfassers noch seiner Schriften. Ranieri veranstaltet gegenwärtig eine vollständige Ausgabe von Leopardi's Werken, wovon der Pariser Buchhändler Baudry den Verlag übernommen hat. Zu wünschen wäre, daß dieser Ausgabe auch eine Auswahl von Leopardi's Briefen beigefügt würde, von welchen der Marquis Melchiorri unter Andern eine schätzbare Sammlung besitzt.

La qual, se al ver si guarda, nondimeno
Zama e Cartago consolar non sembra:
E notar nel Metauro anco potria
Quegli e Spoleto salutar per via.

Se questo modo ond' hanno altri conforto
Piacesse a noi di seguitar per gioco,
In molt' acque potremmo ire a diporto,
E di più selve riscaldarci al foco,
Ed in più campi dall'occaso all'orto
Potremmo, andando, ristorarci un poco,
E tra via rimembrar più d'un alloro
E nelle nostre e nelle terre loro.

Tant'odio il petto agli stranieri incende
Del nome italian, che di quel danno
Onde nessuna gloria in lor discende,
Sol perchè nostro fu, lièti si fanno.
Molte genti provàr dure vicende,
E prave diventàr per lungo affanno;
Ma nessuna ad esempio esser dimostra
Di tant'odio potria come la nostra.

E questo avvien perchè quantunque donna
Serva, lacera segga in isventura,
Ancor per forza italian si noma
Quando ha più grande la mortal natura;
Ancor la gloria dell'eterna Roma
Risplende sì che tutte l'altre oscura;
E la stampa d'Italia, invan superba
Con noi l'Europa, in ogni parte serba.

Nè Roma pur,ma col mental suo lume
Italia inerme, in e con la sua dottrina,
Vinse poi la barbarie, e in bel costume
Un' altra volta ritornò regina;

E del goffo stranier, ch'oggi presume
Lei dispregiar, come la sorte inchina,
Rise gran tempo, ed infelici esigli
L'altre sedi sembrar vide a'suoi figli.
Senton gli estrani ogni memoria un nulla
Essere a quella ond'è l'Italia erede;
Sentono, ogni lor patria esser fanciulla
Verso colei ch'ogni grandezza eccede;
E veggon ben che se strozzate in culla
Non fosser quante doti il ciel concede,
Se fosse Italia ancor per poco sciolta
Regina torneria la terza volta.
Indi l'odio implacato, indi la rabbia,
E l'ironico riso ond'altri offende
Lei che fra ceppi, assisa in fulla sabbia
Con lingua nè con man più si difende.
E chi maggior pietà mostra che n'abbia,
E di speme fra noi gl'ignari accende,
Prima il Giudeo tornar vorrebbe in vita
Che all'italico onor prestare aita.

---

Die

# Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti

von

**Dr. Gaye.**



Gewiß ist die außerordentliche Höhe, zu welcher die bildenden Künste in Italien in dem kurzen Zeitraum von kaum hundert Jahren, von der zweiten Hälfte des dreizehnten bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelangten, weniger auffallend, wenn man sich neben ihnen die andern Erscheinungen vergegenwärtigt, welche dort gleichzeitig auf dem Gebiet der Poesie, in den politischen Institutionen, und in den übrigen, damals noch strengen Formen des Städtelebens Dasein und Wirklichkeit gewannen. Glaube und Begeisterung, die im Allgemeinen diese Schöpfungen hervorriefen, erfüllten und beherrschten auch die Seele des Künstlers, und ließen dem Eigenwillen desselben nur so viel Spielraum, als nöthig war eine enthusiastische Individualität dahin zu steigern, daß sie dem stummen Gefühl der Zeitgenossen Sprache und Zeichen verleihen konnte. Bei solchem Schaffen konnte ein künstlerisches Gemüth mit sich und seiner Umgebung nur in so fern beschäftigt sein, als dies Alles im Dienste des Interesses stand, von welchem es selber ergriffen war; die liebevolle Beobachtung der Natur und des Lebens mußte einem solchen Auge als Nebensache erscheinen. Die Unfähigkeit, sich im Technischen vollkommen auszudrücken, war eben so sehr Bedingung als Folge dieses im Aufstreben begriffenen Geistes; von dem Gegen-

stand ergriffen, war der Künstler mehr mit dem Gedanken, als mit den Mitteln ihn auszuführen beschäftigt. Ferne aber mußte es dabei nach der Natur der Sache jedem Traumatisten liegen, Mittel gering zu achten, durch welche er eben sein Höchstes zu erreichen hatte. Innerhalb einer selbst wieder künstlerisch gegliederten Zunft ward er früh genug mit ihnen vertraut, ehe noch das Bedürfniß, diesem Unterschied weiter nachzudenken, bei ihm sich einstellen konnte. Was der Knabe als Handwerk erlernt hatte, bildete der Jüngling weiter, so daß es dem Manne kein Hinderniß mehr werden konnte, sich dem Gegenstande, und nur diesem mit ganzer Seele hinzugeben.

Wie die Kunstwerke dieser Periode vorzugsweise direct vom Staat oder von Corporationen ausgehen, und im unmittelbaren Dienst der Religion stehen, tragen sie auch ganz besonders ihren Typus. Der, so zu sagen, sittliche Charakter von Ursprünglichkeit, von Hingebung zugleich und von Energie, welcher diesen Verhältnissen zu Grunde lag, konnte in künstlerischer Beziehung nur in Siena seine angemessenen Organe finden. Eine auf Hügeln malerisch gruppirte Stadt, der sehr lebendige und in Momenten der Aufregung heroische Volkscharakter, eine die Eifersucht nährende, aber dabei alle Kräfte des Einzelnen hervorrufende Eintheilung der Bevölkerung in Contraden, alljährlich wiederkehrende, auf Religion und Staat basirte Nationalfeste, die Blüthe endlich des in diese Zeit fallenden politischen Lebens kamen dieser Richtung in jeder Beziehung zu Statten. Gegebene Verhältnisse der Art konnten der Ausbildung der Malerei auf alle Weise förderlich werden, die Plastik bei Weitem weniger begünstigen, Poesie und Geschichte aber gradezu ausschließen. Und wirklich hat Siena eine Reihe von ausgezeichneten,

auf's Höchste begabten Malern hervorgebracht, dagegen nur einzelne Architekten, einen einzigen Bildhauer von geschichtlicher Bedeutung, keinen Historiker, keinen Poeten. So wenig es für zufällig zu achten ist, daß die erste Madonna von einiger Wichtigkeit in Siena entstand, wird man es für zufällig zu halten haben, daß die beiden größten Schöpfungen, welche Staat und Kirche als solche zum Gegenstand haben, grade sanesischen Künstlern beigelegt werden. Diesem neuen, aber ihnen zusagenden Element vertrauten sich die dortigen Künstler mit einem Feuer, das wieder nur sanesisch genannt werden kann; sich selbst erschöpften sie in erschöpfendem Genuß. Einzelne, obwohl auch nur wenige wirklich bedeutende Individuen traten noch im funfzehnten und im sechszehnten Jahrhundert hervor; die große moralische Kraft aber, welche dieselbe Kunst oft durch ganze Generationen in einer und derselben Familie unterhielt, kehrte in Siena nicht wieder.

In Florenz dagegen verriethen Kunst und Wirklichkeit von jeher einen besonneren, ernsteren Charakter. Nicht allein auf einer solideren, auch auf einer umfassenderen Basis war hier das Ganze angelegt worden. Die Reflexion überwog in dem Florentiner die Begeisterung, die Ausdauer das Feuer. Fast hundert und funfzig Jahre nach der Gründung erhielt Santa Maria del Fiore in der Kuppel des Brunelleschi ihre schönste Zierde; während die Stadt, welche sich vorzugsweise Stadt der erhöhten Madonna nannte, die Fundamente des ihr zu Ehren bestimmten Heiligthums einem so wenig sichern Boden anvertraute, daß gleich in den ersten Jahrzehnten dieses auch hierin echt sanesische Denkmal aufgegeben werden, und auf alle Zeiten unvollendet bleiben mußte.

Ließ Cimabue auch der Madonna des Guido eine in demselben Sinn allerdings bedeutendere Schöpfung folgen, so ward diese doch wieder von Duccio's Hauptwerk so unendlich überboten, daß die künstlerische Kraft dieses Zeitraums sich hier zum ersten Male vollständig und erschöpfend resumirte. *) In diesem Bilde trieb die Kunst des dreizehnten Jahrhunderts ihre schönste Frucht; in weit höherer Art, als Giotto je dem Dante beikam, ist hier die Poesie des nun ablaufenden Zeitraumes reproduzirt worden. Die Florentiner, umsichtig genug, dies zu begreifen, waren von Munizipaleifersucht zu entfernt, als daß sie dies nicht öffentlich anerkennen sollten. Noch bei Lebzeiten des Cimabue, es war im Jahr 1285, übertrug die Brüderschaft der heiligen Jungfrau von Santa Maria Novella dem Duccio, Boninsegna's Sohn aus Siena, ein Gemälde, „worauf er zu Ehren der hochseligen und glorreichen Jungfrau sie mit ihrem Sohn und andern Heiligen in schönster Weise malen sollte.“ Siena's Maler-Statuten nährten die Kunst innerhalb der Ringmauern ihrer Stadt, mit Eifersucht aber verschlossen sie fremden Künstlern ihre Thore. Die Florentiner, von solcher Aengstlichkeit weit entfernt, ergriffen die Gelegenheit, fremde Kräfte für sich und ihre Zwecke zu gewinnen. Bei diesem weitern Gesichtskreise war es natürlich, daß die Kunst sich bald am Arno niederlassen, und von dort aus die andern Gegenden Italiens bevölkern mußte. — Diese besonnene Umsicht, diese mehr calculirende Berechnung der gegebenen Verhältnisse und die kluge Benutzung derselben hatten es sehr natürlich zur Folge, daß der Blick der Florentiner sich mit der Erweiterung des Stoffs der

*) Fällt bekanntlich von 1308—1311.

Wirklichkeit zuwenden mußte. Nicht allein das Durchbrechen der Typen war somit ihnen vorbehalten; die ganze Stärke, welche die florentinische Kunst des funfzehnten Jahrhunderts auszeichnet, war dadurch im Keime gegeben. Das Mittel, durch welches die Wirklichkeit am frühsten und vollkommensten wiedergegeben wird, die Zeichnung, konnte nur durch sie seine besondere Ausbildung erhalten. Wie im Gebiet des Denkens das Sein dem Scheinen, in alter und neuer Kunst die Skulptur der Malerei vorangeht, mußte die Kunst des Mittelalters, als sie von der Herrschaft der Typen und des Stoffs sich emancipiren, als sie im eigentlichen Sinne des Wortes Kunst werden wollte, zuerst und ganz besonders auf Wiedergeben der Formen durch Zeichnung bedacht sein. Auf der weiten und sichern Basis, welche in Florenz Kunst und Leben trug, war dies grade das Element, welches dort besonders zusagen mußte. Die Ausbildung desselben bedingte eben so sehr die Entwickelung der Kunst, als sie derselben den Verlauf durch alle Phasen sicherte. Sie war damit vorzugsweise plastisch geworden; Bildhauer von Bedeutung dürfen wir in dieser und in der folgenden Zeit nur bei den Florentinern suchen. Giotto, der würdigste Erbe der alten Zeit, weil er der tüchtigste Sohn der neuen war, konnte nur aus Florenz stammen.

Allerdings ist der Zeitraum, welcher die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ausmacht, in kunsthistorischer Beziehung bei weitem weniger erfreulich, als der vorhergehende und der nachfolgende; als Uebergangsperiode aber ist er von entschiedener Wichtigkeit. Wie die Philosophie nur nach dem Culminationspunkte des politischen Lebens aufzutreten, und das Vergangene

resumirend die Zukunft vorzubilden pflegt, waren die Künstler dieser Epoche mehr eigentlich theoretisch als praktisch thätig. Gefallen sie sich auch in der handwerksmäßigen Wiederholung verbrauchter Motive, so suchen sie doch auf der andern Seite Aufgaben zu lösen, die, wenn auch über ihre Kräfte, außer einer eigenen Lust am Ueberwinden von Schwierigkeiten noch besondere Studien verrathen. Der Sinn für die plastische Einheit einer Composition fing an sich zu verlieren; statt Eines gegebenen Moments suchte man in dem beengten Raum eines Fresko den ganzen Verlauf einer Geschichte in verschiedenen, mehr oder minder unter einander verbundenen Abtheilungen zu erzählen. Mit dem vielfachen Unglück, das gleichzeitig über Italien kam, mag es zusammen hängen, daß die Darstellungen des jüngsten Gerichts und der Hölle häufiger wurden. Gegenstände der Art zwangen mehr, als es fast geschehen, die Carnation, das Nackte und den Knochenbau überhaupt zu studiren. Gewiß sind die uns vorliegenden Resultate solcher Bestrebungen als höchst ungenügend anzusehen; in ihrem ganzen Zusammenhange aber halfen auch sie die bedeutenden Schwierigkeiten beseitigen, welche auf dem weiten Gebiet der Technik noch zu überwältigen waren. Eine neue Art in Fresko zu malen oder wenigstens die allgemeinere Anwendung derselben fällt in diese Periode, welche die Vorstudien zu jener Schöpfung enthält, die wieder nur einen Florentiner zum Orgagna des sechszehnten Jahrhunderts machen konnte.

Schon zu Anfang, und noch mehr im Verlauf des funfzehnten Jahrhunderts hatten die religiösen Interessen in Italien sich dahin umgestaltet, daß sie weniger Eigenthum unmittelbaren Gefühls geblieben, als Gegenstände

reflektirender, ja oft leichtsinniger Betrachtung geworden waren. Wie wir auf die göttliche Komödie die Stanzen Politian's folgen, und die Munizipalstatuten ihrem ganzen Umfange nach ausgearbeitet, und nur im Einzelnen ergänzender Zusätze bedürftig sehen; waren auch die bedeutendsten Gebäude während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts so weit vorgeschritten, daß es vorzüglich auf die kunstvolle Vollendung der einzelnen Theile, auf Ausschmückung und Benutzung der gegebenen Räume ankam. Die Anlage des Ganzen war gemacht, das Terrain abgesteckt, die Grenzen waren vorgezeichnet; es galt nun innerhalb derselben sich auf friedliche Weise zurecht zu finden und einzurichten. Wie dies Alles weniger aus enthusiastischer Begeisterung hervorging, war, um es ins Leben zu setzen, auch ganz besonders ein berechnender Verstand erforderlich, der an Aufgaben von unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten seine Freude hatte, und in Ueberwindung derselben seinen größten Ruhm erblickte. Der Hauptsache nach war man mit sich und seiner Umgebung beschäftigt; auf den Räumen, welche sonst der Madonna und den Ortsheiligen bestimmt waren, trug man im Gefühl einer eigenen Lyrik, unter Beibehaltung der Namen, die Geschichten der Stadt, ja der Familien und des Hauses vor. Die Zeit, welche die Grabstätten des heiligen Franz und des heiligen Dominicus mit Zeichen der Verehrung verzierte, war dahin; den berühmten Männern der Gegenwart errichtete man ihre Denkmäler. Der Staat selber war der unmittelbaren Leitung solcher Unternehmungen immer fremder geworden; zuerst kam sie ganz und gar an die einzelnen Corporationen, dann allmählig in die Hände der ausgezeichneten Familen, unter denen sich wieder vorzüglich speculirende Kaufleute

und Banquier's hervorthaten. Das Interesse für das klassische Alterthum, welches sich im Auffinden von Handschriften und Statuen bestätigte, wird nur in den Bedürfnissen dieses Zeitalters seine Erledigung finden können. Man war, um es hier nochmals in der Kürze zusammen zu fassen, aus dem Standpunkte der Unmittelbarkeit in den der Reflexion, aus dem Boden thatkräftiger Frömmigkeit in das Gehege eines grübelnden Naturalismus, aus einem nur der Sache lebenden Schaffen in die Schule übergetreten.

Die Vorzüge, aber auch die Mängel dieser Zeit — welche hier wenigstens in Umrissen zu bezeichnen war — charakterisiren auch das ganze Streben des Lorenzo Ghiberti, und dies um so entschiedener, je höher er selber zu Anfang dieses Jahrhunderts unter seinen Zeitgenossen hervorragt. Lorenzo scheint nicht zu den Naturen gehört zu haben, die sich, wie z. B. Brunelleschi, Donatello und Michel Angelo gleich von Haus aus verstanden; er dürfte vielmehr erst während seiner Entwickelung über sich zur Klarheit gekommen sein. Die untergeordnete Stellung, welche er als Baumeister der Kuppel gegen Brunelleschi einnahm, mag darin, beides aber in der durch und durch malerischen Richtung des Lorenzo seinen Grund haben. Das enge Verhältniß, in welchem die Sculptur schon vor alten Zeiten zur Architektur stand, wird eben so sehr auf die innere Natur dieser Künste zu reduziren sein, als die im Ganzen seltene Erscheinung, daß ein ausgezeichneter Maler auch ein bedeutender Architekt gewesen, aus dem Wesen der Malerei zu begreifen ist. Nicht allein in der Conception eines großen Ganzen, in den Proportionen, sondern auch in den erhaben hervortretenden einzelnen Theilen, in den Profilirungen,

(die mal sehr passend die Basreliefs eines Gebäudes geheißen wurden) wird die nähere Verwandtschaft der Sculptur zur Architektur zu erkennen sein. Philipp Brunelleschi trat unter diejenigen, welche für die Thür von San Giovanni concurrirten, und Michelozzo, der längere Zeit als Bildhauer arbeitete, errichtete den Familienpalast der Medici in Via larga; dagegen bezeichnete es den höchsten Verfall der Architektur, als man ihr malerische Prinzipien, Perspective z. B., aufzubürden anfing. — Hat es Poeten gegeben, die keinen eigentlichen Vers hinterlassen haben, so wird man die vorherrschende Richtung in Ghiberti als malerisch bezeichnen können, wenn er auch kein einziges Bild in Farben ausgeführt hat. Den schon anderweitig bekannten Angaben, daß er Zeichnungen für Glasmalereien entworfen, kann ich hinzufügen, daß er im Jahr 1421 für drei Tugenden, die er auf Papier zeichnete, von der Zunft der Callimala vier und zwanzig Lire bezog.*) Daß dies bloße Zeichnungen, also keine Thonmodelle waren, wird ausdrücklich und absichtlich bemerkt. Besser aber, als durch solche Einzelheiten wird man von der Richtigkeit dieser Behauptung sich dadurch überzeugen können, daß man sich neben dem Ghiberti die Werke des in neuester Zeit sehr unterschätzten Donatello vergegenwärtigt. Allerdings stand diese im Ganzen etwas handwerksmäßige Natur an Naivetät, an Zartheit und Innigkeit des Gefühls, an Mäßigung, an künstlerischer Bildung überhaupt dem Lorenzo um ein Bedeutendes nach; Donatello übertraf ihn aber eben so sehr durch Entschiedenheit des künstlerischen Wollens, durch Energie und

---

*) Archiv der Arte della Callimala zu Florenz, Deliberazioni von 1419—1421; es war am 21. Juny.

Feuer — das noch später den Botticelli und Antonio Pollajuolo entzündete — als durch richtige Verhältnisse, durch eine bildnerisch besser verstandene Anlage der Gewandung, und ganz besonders durch das, was nicht zum geringsten Theile den Bildner zum Bildner macht, durch das sichere Ruhen jeder einzelnen Figur in sich selber. Ghiberti's Figuren, die stets in Bewegung, wenn nicht in Unruhe, erscheinen, die schmal, und namentlich im Oberkörper unverhältnißmäßig lang sind, biegen mit einem eigenen Schwunge entweder auf die rechte oder die linke Seite, nach hinten oder nach vorne aus. Es entstehen grade dadurch auf der Brust und um den Leib jene zwei breit abgeglättete Bauschen, die meist unter sich in einen stumpfen Winkel zusammenfallen, und die, bisweilen noch in einer dritten sich wiederholend und abschließend, gewiß weniger dazu dienen können, das Nackte in bestimmten Contouren anzudeuten, als eine bedeutende Fläche auf malerische Weise zu unterbrechen.*) Die Menge von Portraitfiguren, welche Donatello zu machen, die etwas grellen Darstellungen der büßenden Magdalene und Johannes des Täufers, die er mit seiner Schule zu wiederholen hatte, mußten seiner Neigung eben so gelegen sein, als förderlich werden. In wenigen Dingen, z. B. in den bei ihm wiederkehrenden langen Hälsen, dürfte Donatello dem

---

*) Diese Eigenthümlichkeiten des Ghiberti fallen namentlich an der Ki-che de San Michele auf, wo man ihn in der unmittelbaren Nähe des Donatello erblickt. Es ist, als wenn der heilige Georg, Johannes dem Täufer zur Seite, sich nicht ohne alle Prätension auf beide Beine stemmt. Die schwebende Stellung seiner Figuren wird der, dem Lorenzo in geistiger Beziehung so verwandte, Pietro Perugino ihm entnommen haben.

schon damals mächtigen Einfluß des Ghiberti erlegen sein. —

Vergleicht man in den biographischen Notizen, welche Lorenzo uns über sich und seine Werke hinterlassen hat, was ihm an andern Meistern vorzüglich aufgefallen, und was er sich bei seinen eigenen Arbeiten zur besondern Ehre anrechnet; so ist es die Art und Weise, wie Schwierigkeiten, die in dem Gegenstand, in der Enge des Raumes und in dem Stoff gegeben waren, mit Glück und zwar durch Mittel, die wesentlich nur der Malerei zu Gebote standen, überwunden sind. Nicht weniger als sieben Mal spricht er in dem Bruchstück bei Cicognara von der großen Anzahl der Figuren, von den vielen Köpfen, welche angebracht waren; mit besonderm Enthusiasmus gedenkt er des Ambrogio Lorenzetti; weil er die mannigfaltigsten Naturereignisse in seinem Fresko zu vereinigen, und dabei moltissima gente armata, uomini e femmine" aufzuführen wußte. —

Da nun, wie früher angedeutet, die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts über das Wesen der Composition ins Klare gekommen, da die ihr folgende zweite Hälfte sich, mit der Erweiterung technischer Mittel, am Nackten vielfach, wenn auch nicht immer glücklich, versucht hatte; so konnte einer so eigenthümlich organisirten Natur, wie Lorenzo es war, nichts näher liegen als das, was bis dahin nur zur geringsten Vollkommenheit gelangt war, die Perspective meine ich, zu ihrer besondern Aufgabe zu machen. In der Lösung derselben ist er so glücklich gewesen, daß es zweifelhaft bleibt, ob irgend ein Künstler des funfzehnten Jahrhunderts am Ende sich selber und sein Zeitalter besser verstanden habe. Höchstens wird in so früher Zeit sein Nebenbuhler Brunelleschi als

vollgültig neben ihm genannt werden können. — Gewiß gehört die Periode, welche den Concurs für die erste Bronzethür ausschrieb, zu den glänzendsten der florentinischen, wo nicht der ganzen italienischen Kunstgeschichte. Die Parteikämpfe hatten an intensiver Heftigkeit, die Namen Guelfen und Ghibellinen von ihrer eigentlichen Bedeutung verloren; eine Pest, die wiederzukehren drohte, mochte das Andenken an das Jahr 1347 erneuert, und die Bewohner einer überhaupt nicht allzu großen Stadt einander genähert, ihre stetiger Vereinzelung ausgesetzten Kräfte auf ein gemeinschaftliches Ziel concentrirt haben. Schon war die Gesetzgebung dahin gediehen, daß die Statuten die dritte Revision erhalten hatten; im Innern besaß man Mittel, die den kostspieligsten Unternehmungen genügen konnten; nach außen sich auszudehnen, fühlte man kein Bedürfniß. Die Motive, welche das dreizehnte und das vierzehnte Jahrhundert dem Dante für seine Schöpfung an die Hand gaben, waren durch ihn erschöpft; daß die Italiener die Minnehöfe in ihrer eigentlichen Weise nie gekannt, und für die Erklärung der göttlichen Comödie einen eigenen Lehrstuhl errichtet hatten, bewies hinlänglich, daß ein ähnlicher Concurs auf dem Gebiet der Poesie ihnen überhaupt unmöglich, unter den jetzigen Umständen auf jeden Fall undenkbar erscheinen mußte. Die Dankbarkeit für die Befreiung von einer drohenden Gefahr mußte ihr Augenmerk eben so sehr auf das uralte, dem Schutzpatron ihrer Stadt gewidmete Heiligthum, auf San Giovanni lenken, als sie in dem Ueberfluß von ausgezeichneten Kräften, in der unverbrauchten Frische derselben eine Bürgschaft und die sicherste Aussicht finden konnten, Alles, was sie in dieser Hinsicht beschließen würden, realisirt zu sehn. —

Unendlich interessant, und für das Leben der italienischen Republiken belehrend, müßten die Verhandlungen und Beschlüsse sein, welche dem 23. November 1403 vorangingen. Leider sind sie uns nicht aufbehalten worden; wir können ihren Inhalt und die dabei beobachteten Formen nur nach dem Wenigen, was Vasari im Leben des Ghiberti, und mit mehr Beredsamkeit im Brunellesco erzählt, weit besser aber aus den freilich noch ungedruckten Berathungen ermessen, welche in den sechsziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts in der Bauhütte des florentinischen Doms gepflogen wurden. Damals war der Bau dieses Gebäudes wieder mit Eifer betrieben, und die Form für die Fenster der Seitenschiffe bestimmt worden; die Bögen des Hauptschiffs sollten gewölbt, Kuppel und Kreuz vorgezeichnet werden. Von allen Seiten suchte und hörte man Rath; Goldschmide, Maler, Bildhauer, Gelehrte, Bürger, Mönche, überhaupt Jeder, dem ein gesundes Urtheil und Sachkenntniß zugetraut werden konnten, wurden theils in zahlreichen Generalversammlungen, theils in kleineren Zusammenkünften vernommen. Selten ließ man es bei Einem Male bewenden; jeder bedeutende Zweifel, jeder gewichtige Einwurf ward Anlaß zu abermaliger Ueberlegung. Aehnlich, und nach der längeren Praxis, die man nun schon hatte, vermuthlich noch besonnener, muß es bei den Versammlungen zugegangen sein, welche den Concurs zur Folge hatten. Filippo Brunellesco, Donato, Lorenzo, aus Florenz; Jacopo della Quercia aus Siena, Niccolò aus Arezzo, Francesco aus Valdambrina, Simon aus Colle, also ihrer sieben, waren nach Vasari die Bewerber. Wer unterscheidet, wo dieser Biograph als Historiker, wo als Novellatore und wo als Improvisator spricht, wird keine Mühe haben, sich zu

überzeugen, daß Alles, was er in dieser Beziehung zu wiederholten Malen und an verschiedenen Stellen über das Probestück des Donato zum Besten giebt, völlig aus der Luft gegriffen ist. In den eigenhändigen Erklärungen, die mir von Donatello aus den Jahren 1427, 1433 und 1457 bekannt sind, variirt er in der Angabe seines Geburtsjahrs; nach der ersten hätte er im Jahre 1400 nur dreizehn, nach der zweiten vierzehn, und nach der dritten achtzehn Jahre gezählt. Auf jeden Fall aber hat man, würde selbst die letzte Zahl als die äußerste angenommen, ihn als zu jung von einem solchen Wettkampf auszuschließen. Und wirklich gedenkt Ghiberti, der doch gewiß keine Ursache hatte, gerade den gefährlichsten Gegner unerwähnt zu lassen, des Donatello mit keiner Sylbe. „Wir waren, sagt er, unserer sechs;“ und nennt dabei sieben, weil er außer dem Niccolò von Arezzo noch den Niccolò Lamberti aufführt. Niccolò Lamberti aber und Niccolò aus Arezzo ist eine und dieselbe Person; was von Piacenza schon vermuthet ward, werde ich anderswo aus Urkunden der florentinischen Bauhütte zur Gewißheit erheben können. Nicht weniger als vier und dreißig, und diese — das Resultat berechtigt zu dieser Voraussetzung — gewiß competente Richter entschieden für Lorenzo Ghiberti. „Von allen erfahrenen Männern und von all' denen, welche sich mit mir versucht hatten, wurde mir die Palme des Sieges zuerkannt. Einstimmig und ohne irgend eine Ausnahme gestand man mir die Ehre zu; Alle meinten, ich habe die Andern hinter mir gelassen.“ In dieser naiven, aber nicht unberedten Weise spricht der Meister selber am Abend seines Lebens von einem Siege, der das Glück seiner Existenz begründen sollte.

Von den übrigen vier Probestücken ist nichts auf unsere Zeit gekommen. Darf man aber nach den beiden urtheilen, welche, das eine von Lorenzo, das eine von Brunelleschi, jetzt noch unter den Bronzen der florentinischen Gallerie neben einander gezeigt werden, so wird man die Entscheidung auch für die Andern als gerecht bezeichnen dürfen. Es war der 23. November 1403, als die erste Bronzethür dem Lorenzo verdungen ward. —

Zu den Büchern aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, welche in Italien nun schon in so gründlicher Weise zu Antiquitäten geworden sind, daß man von ihrem Vorhandensein kaum noch irgend Notiz nimmt, gehört auch das Kupferwerk über diese Bronzethüren, welches Antonio Cocchi im Jahr 1773 unter dem Namen Tommaso Patch bekannt machte. Allerdings sind diese Stiche durch die von G. Calendi im Jahre 1800 publicirten in den Hintergrund gedrängt, und durch die vor wenigen Jahren erschienene Arbeit des jüngern Casinio unnöthig gemacht worden; sie haben aber dies vor beiden voraus, daß sie den ornamentalen Schmuck der Thüren vollständig, und dann auf dem letzten Blatt die genauesten kunstgeschichtlichen Notizen über den Verlauf der Arbeit geben. Jetzt vollends, da das Manuscript, dem sie entlehnt wurden, mit den Excerpten des Senators Carlo Strozzi verloren gegangen, sind diese durchaus unschätzbar. Keiner von denen, welcher in neuester Zeit diese Thüren besprach, kannte diesen Schatz; der Abbate Vincenzo Follini brachte aus der Chronik des Cambi, und durch Combinationen Resultate heraus, die uns hier genauer und umständlicher in einem gleichzeitigen Bericht erhalten sind.

Den 23. November 1403 also, so beginnt dieser, wird die zweite Thür von San Giovanni (die zweite in Bezug auf die des Andrea Pisano) zwei Goldschmiden, dem Lorenzo, Bartolo's Sohn*) und dessen Vater Bartolo, Sohn des Michele, unter der Bedingung übergeben, daß Lorenzo die Figuren, Bäume und ähnliche Dinge auf den einzelnen Abtheilungen selber machen, dabei aber seinen Vater und andere Meister, die ihm dazu tüchtig scheinen werden, zu Hülfe nehmen könne. Drei Abtheilungen soll er, vom ersten December an gerechnet, jedes Jahr vollenden. Bloß die Arbeit haben sie zu leisten, alles Andere fällt der Zunft zur Last. Als Lohn für ihre Mühe soll ihnen das ausgezahlt werden, was die Consuln und die Vorsteher des Musaiks billig erachten. Vorschuß dürfen sie bis auf 200 Scudi jährlich beziehen. Matteo di Giovanni Villani, Palla di Nofri aus dem Geschlecht der Strozzi und Niccolò di Luca di Feo werden auserwählt, um die Arbeit zu betreiben. —

Da Lorenzo seinem Versprechen nicht nachkam, und die bedungenen drei Abtheilungen nicht alljährlich zu Stande brachte, wurde der Contract am ersten Juny 1407 mit dem Zusatz erneuert, daß es ihm, so lange er das Werk nicht vollendet habe, nicht erlaubt sein solle, ohne besondere Einwilligung der Consuln eine andere Arbeit zu übernehmen. Ja, selbst nach Beendigung der

---

*) Dieser Irrthum, der sich auch in andern Documenten einschlich, kam dann Lorenzo später theuer zu stehen. Er war Sohn des Cione und der Mona Fiore; Bartolo ward nach dem Absterben des Cione sein Stiefvater, und, wie Lorenzo in einer sehr interessanten Rechtfertigung uns hinterlassen, sein Lehrer in der Goldschmidekunst.

Thür habe er ein Jahr lang abzuwarten, ob die Zunft ihm nicht ein anderes Werk übertragen wolle.[1]) 200 Scudi werden ihm jährlich für seine Mühe versprochen; an jedem Werkeltage habe er den ganzen Tag fleißig zu sein, wie einer, der für bestimmten Lohn arbeite. — In Wachs und Messing solle er eigenhändig, ganz besonders aber an solchen Theilen arbeiten, welche größere Vollendung erfordern, als da sind Haare, Nacktes und Aehnliches. Gehülfen und Arbeiter darf er sich selber wählen; die Consuln aber haben diesen den Gehalt zu bestimmen. Erhalten hatte er damals, von dem ersten Vertrag an gerechnet, für sich und seine Mitarbeiter die Summe von etwa 1770 Scudi; die Zunft schuldete ihm noch gegen 400.

Nicht weniger als elf Gehülfen, und unter ihnen auch Donatello, gingen ihm vom Jahre 1403 bis 1407 zur Hand; mehr denn zwanzig, unter ihnen auch der damals noch junge Paolo di Dono, (Uccello; nicht Dino, wie Richa hat) unterstützten ihn von 1407 bis zum Jahr 1424.[2]) In diesem Jahr, und zwar den 19. April, fügte

---

[1]) Offenbar dachte man schon an die zweite Thür. [2]) Sie werden einzeln und mit genauer Angabe ihres jährlichen Soldes aufgeführt. Ich übergehe sie, da die Wenigsten unter ihnen später eine historische Bedeutung erlangt haben. Leuten von Fach werden dagegen folgende Notizen in der Sprache des Originals willkommen sein. Ebbe il Lorenzo per il lavoriò dall' a. 1403 — 1415 lib. 5564, once 11 d'ottone, costò il ottone, detto ottone di ritaglio, 831. 1. 11. (sic; vermuthlich 831 fiorini, 1 soldo, 11 denari), parte a sei la libbra, e parte a 6$^1/_2$. Costò el carbone e le legne 57. 1334. 4. — Si consumò nella detta opera libbre 1739, once 8 di cera; e libbre 69, once 4 se ne dette in falcole ai lavoranti per tornare la sera a casa." — Ein eigenes Rogito des Ser Nofri di Ser Paolo Nemi, Notars der

man die nun fertige Thür ein. „Den 20. April,[1]“ so erzählt der bis dahin unbeachtete Priorist des Paolo Petribuoni, „setzte man die Metallthür von San Giovanni ein, wo die Säulen stehen; sie kostete mehr als 12,000 Gulden[2]) und war die Arbeit des Lorenzo di Bartoluccio; den 23. April, am Osterfeste, öffnete und schloß man sie zum ersten Male.“ — Die Thür des Andrea Pisano mußte den Platz, der Domfaçade gegenüber, räumen, und ward an der Südseite, welche dem Bigallo zugekehrt ist, aufgestellt. So lange blieb die erste Thür des Lorenzo an dieser Stelle, bis ihre schönere Schwester sie verdrängte, und diese den Posten einnahm, welchen man stets als den ehrenvollsten ansah; jene ward seitdem auf die Nordseite verwiesen. Ein und zwanzig Jahre hatte Lorenzo diesem Werk gewidmet; als er es begann, zählte er fünf und zwanzig, als er es vollendete, sechs und vierzig Jahre.

Die auf der ersten Thür behandelten Darstellungen sind durch die wiederholten Stiche hinlänglich bekannt geworden. Zwanzig Abtheilungen stellen die Geschichte des neuen Testaments, von der Verkündigung der Jungfrau bis zur Ausgießung des heiligen Geistes vor; unter ihnen sind die vier Evangelisten und die vier Doctoren der

---

Signoria, vom 7. Januar 140⁷⁄₈ bewilligte dem Lorenzo und seinen Gehülfen, daß sie zu jeder Stunde der Nacht durch die Straßen von Florenz gehen könnten; aber ein angezündetes Licht (also eine Fackel) sollten sie mit sich führen. [1]) Den 20. April geben auch andere Chroniken; der Unterschied rührt vermuthlich von der Rechnung des Tages nach Ave Maria her. [2]) Ghiberti selbst sagt 22,000 Gulden; sind Goldgulden, also gegen 44,000 Scudi; ihm folgt Vasari. Das Gewicht geben beide zu 34,000 Pfund.

Kirche angebracht. In der Entwickelung der Geschichte, welche von unten nach oben geht, folgte Lorenzo auf sehr passende Weise dem Beispiel des Barisanus aus Trani, dem Bonanno und Andrea aus Pisa; alle Vorstellungen, welche im eigentlichen Sinne des Worts den höhern Regionen angehören, als Transfiguration, Erhöhung, Glorie und Aehnliches, erhielten auf diese Weise die obersten Stellen. Einerseits ward man durch den Verlauf der vorliegenden Geschichten sehr natürlich auf diese Anordnung geführt; andererseits aber wollte man auch die wichtigeren Gegenstände dadurch, daß man sie in die Höhe rückte, der Entweihung und Mißhandlung weniger ausgesetzt wissen. In ähnlicher Weise schob das elfte Jahrhundert in den Niellothüren die Personen, denen es eine besondere Verehrung widmen wollte, um die Mitte zusammen, während man die bloßen Verzierungen und Inschriften an das Ende der Thür verlegte. Nach solchem Vorgange brachte Barisanus aus Trani unten Wappen, Thiere, Bogenschützen, kämpfende Paare, Spiele der Phantasie überhaupt, Bonanno in Pisa und Monreale Greife und Loewen an*). Auf passendere Art, aber nach einem

*) Von Barisanus aus Trani ist die Bronzethür am dortigen Dom, ferner die Seitenthür in Monreale, letztere neulich vom Duca di Serradifalco publicirt. Zu diesen zwei Thüren, welche sich in Gegenständen und Styl aufs genauste entsprechen und den Namen des Künstlers tragen, steht eine dritte in Ravella, über Amalfi, in so genauer Beziehung, daß niemand, der die zwei andern aus Anschauung gegenwärtig hat, hier dieselbe Hand verkennen kann. Sie hat keinen Namen, wohl aber das Jahr 1176; die Arbeit übertrifft die genannten um ein Bedeutendes. — Von Bonanno ist bekanntlich die Hauptthür in Monreale vom Jahre 1186. Die Thür, welche er sechs Jahre früher in seiner Vaterstadt Pisa gemacht hatte,

ähnlichen Princip schloß Andrea Pisano das Leben des Täufers — in diesem Schutzpatron reflektirte das Leben der damaligen florentinischen Republik auf sehr entsprechende Weise — mit den Figuren der bürgerlichen Tugenden. Noch sinniger aber ließ Ghiberti die christliche Geschichte sich auf und über den Evangelisten und Kirchenvätern erheben. Statt der einzelnen Sternchen, Blumen und Löwenköpfe, welche die Tafeln des Andrea verzieren, ist hier in der Vertiefung ein Gewinde von Epheu, sind immer an den vier Ecken Menschenköpfe angebracht. Die Einfassung und Begränzung jedes einzelnen Gegenstandes geschieht durch jenen einfachen, gothischen Rand, durch welchen schon Andrea, wie das 14. Jahrhundert überhaupt, die Darstellungen unter sich zu theilen pflegte.

Die Behandlung des Basreliefs weicht, namentlich in den untern Tafeln, nicht sehr von derjenigen ab, welche wir aus dem vierzehnten Jahrhundert kennen. Der Vordergrund löst sich fast ab, und erscheint in Hochrelief, wäh-

---

ist schon im sechszehnten Jahrhundert vernichtet, und nur in einem flüchtigen Stich von Ciampini uns aufbewahrt worden. Es ist aber auffallend, daß noch niemand in der jetzt existirenden Seitenthür des Doms von Pisa die Hand desselben Bonanno erkannt hat. Sie stimmt nicht allein im Allgemeinen in den Darstellungen so genau zu dem Stich bei Ciampini, daß dieser nach ihr copirt scheint, sondern auch in allen Einzelnheiten. Man braucht in dieser Beziehung nur die Erweckung Lazarus und die Verkündigung unter einander zu vergleichen. Die Inschriften entsprechen in Form der Buchstaben, und in Unbehülflichkeit des Ausdrucks der Thür in Monreale; nur ist in Pisa alles noch roher. Wie dies auf eine frühere Arbeit deutet, weist es die Vermuthung zurück, daß auf die Inschriften in Monreale der sicilianische Dialekt Einfluß gehabt habe. —

rend die hinten stehenden Figuren je nach der größeren oder geringeren Entfernung mit dem halben Oberkörper, mit der Brust oder mit dem bloßen Kopf über die vordern hervorragen. In den Gebäuden wird freilich schon eine Andeutung von Perspective versucht; man erkennt aber sehr deutlich, z. B. bei der Anbetung der drei Könige, daß die nähere Durchführung derselben noch über das Vermögen des Künstlers hinauslag. Zurückgetrieben werden allerdings die Figuren, welche in einer gewissen Ferne gedacht sind, es geschieht aber auf sehr unmerkliche Weise, so daß das Gesetz des eigentlichen Mezzoriliero selten überschritten ist. Es wird noch überall mehr über, als hinter einander gehäuft. Die meisten weiblichen Figuren, vorzüglich aber die Kirchenväter erschienen in sehr gezogenen Verhältnissen; hätten diese aufzustehen, so würde die überwiegende Länge ihres Oberkörpers außerordentlich auffallen. Außer den schon oben berührten, eigenthümlichen Kennzeichen läßt die Gewandung der Frauen, ganz besonders von der Brust abwärts, jene Unkunde des Nackten vermuthen, welche noch die meisten Maler aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts charakterisirt; bei solchen, die in der Bewegung dargestellt sind, ist dies noch auffallender. Das Ende der Kleider verliert sich bei den sitzenden Figuren einige Male ins Unbestimmte, seltener in jenes absichtlich durch einander geworfene Knitterige, das die Handwerker des vierzehnten Jahrhunderts, und die frühern Arbeiten des Jacomo della Quercia so unangenehm bezeichnet. Auf die Köpfe und auf das Haar ist ganz besondere Sorgfalt verwendet; die Extremitäten erscheinen dagegen vernachlässigt.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich mir den Fortgang der Arbeit wie den Verlauf der Geschichte vorstelle. In

den zwei obersten Reihen ist nicht allein mehr Fleiß in der Modellirung, größeres Geschick in der Gruppirung, sondern auch ein klareres Bewußtsein über die Art und Weise, wie die Figuren hinter einander aufzureihen seien, erkenntlich. Dazu kommt, daß die Abtheilung, auf welcher Pilatus sich die Hände wäscht, die auffallendste Uebereinstimmung mit einer andern Arbeit verräth, die wir hier nun näher zu betrachten haben. Es ist dies ein Relief an dem Taufbecken von Siena (St. Giovanni), das Johannes den Täufer vor Herodes darstellt. Dies Werk und die dort ebenfalls angebrachte Taufe Christi wurden dem Ghiberti schon den 21. Mai 1417 verdungen, und für jede dieser Geschichten, die Vergoldung abgerechnet, zehn Monate zugestanden. Im Jahr 1427 hatte er sie noch nicht abgeliefert. In einer eigenhändigen Erklärung, die er den 9. Juli 1427 an die Beamten des Katasters richtet, heißt es in der betreffenden Stelle also: „In meiner Werkstätte habe ich zwei Darstellungen aus Bronze, die ich für das Taufbecken in Siena gemacht habe. Wir sind übereingekommen, daß gemeinschaftliche Freunde sie schätzen sollen. Ich denke wenigstens 400 Gulden dafür zu erhalten; 290 sind mir darauf abbezahlt worden, bleiben mir demnach noch gegen 110 Gulden.“ Nach diesen Worten scheint wahrscheinlich, daß die Arbeit ihrer Vollendung nahe, wenn nicht fertig war; aus einem den Donatello betreffenden Document wissen wir, daß das Taufbecken im Jahr 1433 schon in der Kirche St. Giovanni seinen Platz gefunden hatte*). Man wird demnach zu

*) Die Urkunde ist vom 2. August 1433; es heißt: che è nella chiesa di Santo Giovanni. Vom Donatello ist an diesem Battisterio die Darbringung im Tempel. Nach der oben angedeuteten Epoche

der Annahme berechtigt sein, daß Ghiberti gleichzeitig mit der Beendigung der Bronzethür und mit der Ausarbeitung dieser zwei Darstellungen beschäftigt war. Das Relief nun, welches uns Johannes vor Herodes darstellt, entspricht in seiner ganzen Behandlung der ersten Bronzethür; wogegen die Taufe zu der zweiten Thür des Ghi-

---

hätte man nie die Hand des Pier Pollajuolo in dem Gastmahl erkennen sollen. Dieser zählte damals, wie ich aus seiner eigenen Erklärung weiß, etwa zehn, sein Bruder Antonio vollens nur zwei Jahre. — Obwohl die beiden andern Darstellungen dieses Beckens, Natività und Predigt, dem Jacomo della Quercia zugeschrieben werden, so beruht doch diese Voraussetzung gewiß mehr auf der Urkunde, nach welcher sie ihm verstiftet wurden, als auf Uebereinstimmung mit dem Styl, welchen uns die andern, verbürgten Werke dieses Künstlers kennen lehren. Die Predigt zeigt aufs Allerbestimmteste sowohl in Composition, in Hintergrund, in Proportionen der einzelnen Figuren, als in Gewandung den Einfluß des Ghiberti, dessen eigene Hand ich deswegen nicht geradezu hier zu erkennen wage, weil mir die Köpfe so gefühllos behandelt sind, und das Relief für ihn ungewöhnlich roh ist. Weniger entschieden freilich tritt diese Aehnlichkeit in der Geburt hervor; doch lassen die verzierten Borten der Gewänder eine bekannte Vorliebe Ghiberti's für solchen Schmuck, ja das Kleid der in der linken Ecke stehenden, und der dort sitzenden Figur den Apostel Matthäus als Vorbild recht deutlich erkennen. Die Wöchnerin selbst mit ihrer nächsten Umgebung stimmt weniger zu Lorenzo's Styl, aber eben auch nicht sonderlich zu dem des Jacomo della Quercia. Da dieser damals durch die Thür des heiligen Petronio in Bologna sehr in Anspruch genommen war, und Michelozzo, wie Urkunden beweisen, in früherer Zeit gemeinschaftlich mit Ghiberti arbeitete, so wäre ich geneigt, die beiden Reliefs für seine Arbeit zu halten. Auf jeden Fall dürften sie unter direktem Einfluß des Lorenzo, wahrscheinlich unter seinen Augen gearbeitet sein. Als Gehülfe des Donatello schlug Michelozzo später einen andern Weg ein. —

berti in nächste Beziehung tritt. In der Art und Weise, wie Herodes und seine Gemahlin unter einem Portikus neben einander dasitzen, wie Johannes, von Wächtern umgeben, redend vor ihnen steht, ist dasselbe Prinzip unverkennbar, welches ihn in der Geschichte des neuen Testaments leitete; ja nicht allein das Hochrelief, die Wiederkehr derselben Motive, auch eine bis auf Einzelheiten, die Rüstungen z. B., sich erstreckende Aehnlichkeit, läßt sich in dieser und der oben angeführten Geschichte des Pilatus verfolgen. Da Ghiberti gleich darauf einen andern Weg in der Behandlung des Basreliefs einschlug, so wird man annehmen dürfen, daß beide Reliefs, wie dem Geist, so auch der Zeit nach zusammen gehören, und daß an dem Taufbecken von Siena Johannes vor Herodes die erste, dagegen an der Florentiner Thür Pilatus die Hände waschend eine der letzten Darstellungen gewesen.

Der Wendepunkt im Leben des Ghiberti, der Moment, wo er sich und seine Bestimmung zum ersten Male ganz und entschieden erkannte, fällt (es ist auch dies ein eigenes Zusammentreffen) nach dem malerischen Siena. Es tritt dies an dem schon mehrfach genannten Taufbecken um so auffallender hervor, da die Dimensionen der Platten dieselben sind. Bei der Taufe Christi ist das Relief in den Hauptfiguren von geringer Höhe, flacher noch im Gott Vater; die Engel sind ganz zurückgetrieben; die Andeutung verschiedener Pläne, alles überhaupt, was den Ghiberti in seinem Hauptwerk charakterisirt, ist in dieser Arbeit zum ersten Male versucht worden. Sie kann in dieser Beziehung als Probestück für die zweite Thür angesehen werden.

Die Bauherren von St. Giovanni ließen dem Lorenzo nicht lange Ruhe; schon am zweiten Januar 1425,

also noch vor Ablauf eines Jahres, das sie sich selber vorbehalten hatten, übertrugen sie ihm die zweite Thür. „Keine andere Arbeit (so ward ausdrücklich festgesetzt, und dabei bemerkt, daß er bei der ersten Thür seiner Verpflichtung in dieser Hinsicht nur wenig nachgekommen) dürfe er übernehmen, so lange er an diesem Werk zu thun habe; was die Consuln für billig erachteten, solle ihm für seine Mühe entrichtet werden; 200 Gulden könne er jährlich auf Abschlag beziehen." — Für die ersten zehn Jahre bleiben wir nun ohne Nachrichten; dann erfahren wir, daß 1437 Michelozzo unter ihm arbeitet, und 100 Gulden, eine Summe, die noch niemand erhalten hatte, jährlich bezieht, und daß außerdem noch sein Sohn Vettorio und drei andere ihn unterstützen. Bis dahin, ja bis zum Jahre 1440 schritt die Arbeit nur allmählig vor; da man in diesem Jahr sich entschließt, 17000 Pfund Messing aus Flandern kommen zu lassen, so mochte man kaum über die Thonmodelle hinaus sein. Und wirklich heißt es in einem Uebereinkommen, das den 24. Juni 1443 von neuem mit Lorenzo getroffen wird, „dem Ghiberti werden, da von den zehn Geschichten noch vier zu machen sind, für seine Arbeit, für Mühe, für Gehülfen, Eisen, Holz und Kohlen bis zur Beendigung der genannten zehn Geschichten 1200 Gulden, und mehr oder weniger je nach Gutdünken der Vorsteher festgesetzt; dagegen ist er gehalten, alle sechs Monate den sechsten Theil zu beschaffen. Weder er noch seine Söhne können ein anderes Werk übernehmen; im Gegentheil er sowohl als seine Söhne Tommaso*) und Vettorio sind verpflichtet, fortwährend an dieser Thür zu arbeiten. Francesco, Papi's Sohn hat den

*) Tommaso erscheint hier zum ersten Male als Künstler.

Rahmen zu machen." Bei diesem Contract muß man vorzüglich den Guß im Auge gehabt haben; daß die Formen fertig waren, scheint außer den angeführten Details noch dies zu beweisen, daß er in vier Jahren die Arbeit zu Ende brachte, und daß man sich den 17. August 1447 entschloß ihm die Zahlung zu leisten, „weil er die Geschichten der Verpflichtung gemäß beendet habe."

Von nun an, und bestimmter vom 24. Januar 1448, war man auf die Verzierungen der Thür, auf Schwelle, Pfosten, Angeln, und besonders auf das einfassende Laubwerk bedacht, welches, so heißt es ausdrücklich, schöner sein sollte, als das der ersten Thür. Man mußte es hier auf ein mehr vortretendes Relief abgesehen haben, denn daß man den Fries innerhalb der Pfosten nur wenig erhaben wünschte, wurde eigens bemerkt. Als diese Details im Jahre 1450 noch nicht fertig waren, wurden sie dem Lorenzo und Vettorio von neuem verstiftet, und ihnen, um sie zu vollenden, vom 1. Februar 1451 an, zwanzig Monate festgesetzt. Am zweiten April 1452 schien alles fertig, es fehlte nur noch die Vergoldung. Diese sollte bis zum zwanzigsten Juni gethan sein; vermuthlich wollte man das Werk am Johannisfeste an Ort und Stelle erblicken. Schon vier Tage vor dem angesetzten Termin, am 16. Juni, wurde erklärt, die Thür sei ganz und gar beendigt; an jener Seite, welche nach Santa Maria del Fiore schaut, solle sie aufgerichtet werden.

Sieben und zwanzig Jahre seines Lebens, noch sechs Jahre mehr als der ersten Thür, widmete Lorenzo diesem Meisterwerk. Während jene die bescheidene Inschrift trägt: opus Laurentii Florentini, heißt es auf dieser: Laurentii Cionis de Ghibertis opus mira arte fabricatum. Um 1452 stand Ghiberti in dem hohen Alter von vier und siebenzig

Jahren. „Wohl," so schließt Vasari seine von Liebe und Begeisterung dictirte Beschreibung, „mochte es dem Lorenzo gelingen, ein solches Werk zu Stande zu bringen; hatte er doch vom zwanzigsten Jahre an gegen vierzig Jahre mit mehr denn äußerster Anstrengung daran gearbeitet."

Es existirt ein merkwürdiger, aber gewaltig prätenziöser Brief des Leonardo Bruni, der zusammengehalten mit einem andern Schreiben desselben Mannes (in der Sammlung von Mehus das fünfte des sechsten Buches) diesem Rathgeber in seinem Verhältniß zu Lorenzo etwa die Stelle anweisen dürfte, welche dem Pietro Aretino zum Michel Agnolo gebührt. Er ist an Niccolo Uzzano und dessen Collegen gerichtet, und lautet so: „Ich bin der Meinung, daß die zehn Geschichten der neuen Thür, welche nach Eurem Beschluß aus dem alten Testamente sein sollen, zwei Eigenschaften haben müssen, zuerst daß sie glänzend (illustri), dann, daß sie bedeutend seien. Glänzend nenne ich diejenigen, welche durch Mannigfaltigkeit der Zeichnung das Auge erfreuen können; bedeutend diejenigen, welche eine der Erinnerung werthe Wichtigkeit haben. Dies Beides voraussetzend, habe ich nach meinem Dafürhalten zehn Geschichten ausgewählt, die ich Euch in der Anlage übersende. Nöthig ist, daß der, welcher sie zu zeichnen hat, jede einzelne Geschichte hinlänglich kenne, damit er die vorkommenden Personen und Handlungen wohl anbringe; auch feinfühlend muß er sein, um sie richtig ausstatten zu können. Außer diesen zehn Darstellungen habe ich acht Propheten aufgezeichnet, wie Ihr aus der Anlage ersehen werdet. Ich zweifle nicht, daß dies Werk, wie ich es ausgedacht habe, ganz vortrefflich ausfallen wird. Doch wünsche ich dem Künstler, der es zu zeichnen hat, nahe sein zu kön-

nen, damit er jede Bedeutung, welche die Geschichte in sich schließt, richtig fasse. Ich empfehle mich Euch."

Ohne Veranlassung ist dieser Brief sicherlich nicht geschrieben worden; es ist sehr wahrscheinlich, daß die Deputirten diesen Gelehrten mit unserm Künstler in Verbindung zu bringen wünschten. Doch scheint dieser Versuch nicht geglückt, oder, wenn er gemacht wurde, ohne Folgen geblieben zu sein. Ja, man könnte die Erzählung Vasari's „sie (die Deputirten) überließen sich ihm ganz und gar, und sagten, daß sie ihm Freiheit gäben das Werk zu machen, wie es ihm gut dünkte, und wie er glaubte, daß das Ganze am reichsten verziert, am vollkommensten und überhaupt so schön erschiene, wie man sich's nur auszudenken vermöchte; Zeit und Kosten dürfte er nicht sparen, damit, wie er bis dahin alle Bildner vor ihm, so jetzt alle seine eigenen Werke überträfe;" man könnte, sage ich, diese Erzählung Vasari's, die übrigens nur eine erweiterte Ausschmückung desselben Inhalts bei Ghiberti ist, als Resultat der vereitelten Bemühung ansehen. Gewiß ist, daß Lorenzo von den Gegenständen, deren Leonardo Bruni nur zwanzig verzeichnet hatte, keine Notiz nahm. Die Aufgabe im Allgemeinen, die Darstellung des alten Testaments, war ihm gegeben; die Auswahl der einzelnen Gegenstände blieb in diesem besondern und sehr seltenen Fall seinem Ermessen überlassen. Darauf deutet auch das, was hier geleistet wurde; Niemand konnte und durfte beim Entstehen dieses Werks dem Künstler zumuthen, daß er die oben angeführte Zahl der Gegenstände noch, wie es geschehen, um die Hälfte steigerte. Ja nicht einmal das, was sie bei Beendigung der ersten Thür sich vorbehalten, das Probestück nämlich, welches für dieselbe gemacht worden, bei der zweiten wieder zu gebrauchen, glaubten die

Deputirten geltend machen zu dürfen. Der gute, ernstliche Wille, welchen der Künstler seitdem an den Tag gelegt hatte, wurde nur durch den feinen Takt aufgewogen, welchen die Besteller in diesem Moment verriethen. Man konnte dem Lorenzo kein zarteres Zeugniß geben, wie richtig man die Entwickelung, welche er nun durchlaufen, zu würdigen wisse, als dieses Und wirklich ist der Contrast, welcher sich an dem Relief der Thür bei dem Opfer Isaac's in dem stark bewegten, aber schon dem ihm ins Schwert fahrenden Engel zugewandten Abraham, und in dem nach vorn gebeugten, ruhig als Opferlamm dakniesenden Isaac ausspricht, unendlich würdiger und dem Gegenstand angemessener, als an dem Probestück jenes entschiedene Aufblicken zum Vater, das am Isaac einem Einspruch gleich kommt, und als die mehr auf das Mechanische der Handlung abzielende Stellung Abraham's.

Bernardo Bruni hatte vorgeschlagen, die Reihenfolge mit der Erschaffung des Firmaments zu beginnen; Ghiberti traf eine bessere Auswahl, ging directer auf seinen Gegenstand ein, und ließ die Erschaffung des Menschen den Anfang des Ganzen bezeichnen. Nicht, wie es bis dahin gebräuchlich gewesen, von unten nach oben, sondern, wie es hier, wo die Geschichte vom Himmel auf die Erde herabsteigt, am passendsten war, von oben nach unten, ist der Verlauf der Handlung, welche in zehn Hauptabtheilungen von der ebengenannten Erschaffung Adams bis zur Begegnung der Königin von Saba und des Königs Salomo sich erstreckt. Jede dieser Platten, in sich mehrfach gegliedert, bildet für sich ein Ganzes; jede einzelne Geschichte in ihrem innern Zusammenhang, sie, ihre zeitlichen und moralischen Folgen wollte der Dichter darstellen. Obwohl Ghiberti sich sehr unglücklich ausdrückt,

und sogar, z. B. in der Geschichte Joseph's, Sachen beschreibt, die er nie gemacht hat, so hatte er doch über sein Wollen nunmehr ein klares Bewußtsein. Das Wort „effetti" kann in seinem Zusammenhang bei ihm nur den eben angedeuteten Sinn haben.

Vier liegende und zwanzig stehende Figuren, unter diesen Propheten, Sibyllen, Samson, Josua, Judith, finden auf dem verzierten Rahmen, zwanzig Köpfe, unter ihnen auch der bejahrte Künstler selbst mit seinem Stiefvater Bartoluccio, in den Ecken der einzelnen Abtheilungen ihren Platz. Es ist die Frage, ob im ganzen Mittelalter irgend eine Frucht- und Blumenguirlande entstanden, welche an Gefühl in der Ausführung der verglichen werden kann, welche wir hier auf den Pfosten erblicken. Einzelheiten derselben, unter anderen die Wachtel, erregen noch täglich, ja stündlich die Bewunderung der Florentiner. Ich bin selten an diesem Werke vorüber gegangen, ohne einen oder den andern Beschauer vor demselben zu finden.

Vasari, der diese Thür des Ghiberti mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines italienischen Cinquecentisten beschreibt, geräth offenbar in einige Verlegenheit; er findet alle Geschichten so schön, daß er, man merkt es seinem Style an, ungewiß wird, welcher er denn eigentlich die Palme vor allen übrigen zuerkennen solle. Da er sich aber am Ende entschließen muß, und einmal dem Verlauf der Handlung gemäß von oben nach unten vorschreitet, so findet er die Ueberwindung der Schwierigkeiten immer größer, und zieht daraus den Schluß, daß die Arbeit oben angefangen, und in steigender Vortrefflichkeit unten mit der oben berührten Begegnung beendet sei. Hier ist er aber, wie ich glaube, in entschiedenem Irrthum. Die vier untersten Abtheilungen zeigen nicht allein eine größere

Ungeschicklichkeit im Bronzeguß und mindere Sorgfalt in der Reinigung, sind nicht allein in Einzelheiten der Zeichnung und Modellirung nachlässiger, in den verschränkten Stellungen bewegter Figuren gesuchter, sondern schließen sich auch den schon früher erwähnten Arbeiten am Taufbecken von Siena in Andeutung der Berge, und der auf denselben befindlichen Städte, Castelle und Wohnungen auf's Genauste an. Dazu kommt, daß in ihnen, wie in den Basreliefs von Siena, und wie an der ersten Bronzethür, eigentlich nur Eine Handlung, und höchstens die gleichzeitigen Begebenheiten derselben dargestellt sind. Das, was Ghiberti sich zum besondern Ruhme anrechnet, die Häufung verschiedener Momente auf einer und derselben Platte, ist hier noch nicht gewagt worden. Die architektonischen Beiwerke, die landschaftlichen Hintergründe dieser Platten werden ihm aber dazu Uebergang und Brücke. Die Composition derselben kann, da seine Theilnahme stets zur ausdrücklichen Bedingung gemacht ist, immer von ihm herrühren; die Ausführung aber mag seinen Gehülfen überlassen gewesen sein. —

Es existirt noch ein Brief des Baccio Bandinelli, in der Sammlung von Ticozzi der fünf und vierzigste des ersten Bandes, der in dieser Beziehung sehr merkwürdig ist. Anmaßend, beißend, eifersüchtig und kleinlich, wie Bandinelli gegen seine Zeitgenossen erscheint, hat er ein scharfes Auge, wo er ohne Vorurtheil die Werke seiner Vorgänger würdigt. „Die untern Geschichten der Thür, so drückt er sich aus, waren die ersten, und sehr häßlich in Vergleich zu den übrigen; während der Arbeit aber wurden die Schüler so wacker u. s. w." — Der Fortschritt in der fünften und sechsten Abtheilung ist so außerordentlich, daß eben nur eine Natur, wie Lorenzo, sich auf solcher Höhe halten, wenn nicht in den vier obersten

Darstellungen noch Größeres leisten konnte. Weit entfernt, hier die Hand seiner Schüler zu erblicken, kann ich in diesen nur den Meister selbst, bloß ihn, ihn aber auch ganz erkennen. Was er seit fünf Decennien gewollt und erstrebt, wohin seine Zeit und seine eigne Natur ihn getrieben hatte — hier war es nun erreicht, zur Wirklichkeit geworden. Was die Goldschmidekunst den Künstlern des funfzehnten Jahrhunderts werden konnte und werden sollte, ist hier zum ersten Male praktisch gezeigt worden. An der scheinbaren Leichtigkeit, womit Lorenzo die höchsten Schwierigkeiten überwand, ja an dem Uebermuth, mit dem er sie zu suchen schien, hatte diese Kunst sicherlich nicht den geringsten Antheil. „Lorenzo Ghiberti," so erzählt der berühmteste Goldschmidt des sechszehnten Jahrhunderts, „war wirklich ein Goldarbeiter, sowohl wegen der zarten Weise, womit er erschuf, als vorzüglich wegen seiner unendlichen Nettigkeit und äußersten Sorgfalt. Hat er sich auch einige Male an größeren Gegenständen versucht, so sieht man doch, daß er weit mehr für kleinere Dimensionen berufen war."

„Es ist," so bekennt Ghiberti selber, „das außerordentlichste Werk, welches ich je hervorgebracht habe." Antike Naivetät und mittelalterliche Innigkeit gehen hier Hand in Hand; über Joseph, der seinen Bruder in die Arme schließt, pflügt Kain mit seinem Rinderpaar. Offene, liebevolle Auffassung der Natur und Sinn für das klassische Alterthum schließen hier einen Bund; zwei schwesterliche Künste feiern, so weit es ihrer verschiedenen Natur nach möglich und erreichbar war, hier einen in der Geschichte unerhörten Triumph. Das Interesse für die antike Welt, welches man gewöhnlich in der florentinischen Kunstgeschichte erst mit Botticelli oder Antonio Pollajuolo beginnen läßt, verkündet sich hier, um ein Bedeutendes

früher, zum ersten Male, aber nicht in directer Nachbildung als aufdringerisch oder Typen verwirrend, sondern an der ersten Thür nur in einzelnen Köpfen, die außerhalb der heiligen Geschichte angebracht sind, und an der zweiten, wo der Gegenstand doch freieren Spielraum ließ, in wenigen Figuren, die ebenfalls nur in der umgebenden Verzierung Stelle und Sinn behaupten. Wie Cosimo Vecchio nur immer von Pier Gottoso unterschieden werden mag, ist in dieser Hinsicht Lorenzo Ghiberti von den nachfolgenden Meistern aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu trennen. „Ich bemühte mich," so schließt er selber, „in jenen zehn Geschichten die Natur, so viel nur in meinen Kräften stand, mit jeglichem Maaß nachzuahmen, mit allen Linien, die mir zu Gebote standen, mit schönen Erfindungen und Reichthum von vielen Figuren. Gegen hundert Personen habe ich in einzelnen Geschichten angebracht, in andern weniger, in andern mehr. Mit dem größten Fleiß, und mit der größten Liebe habe ich dieses Werk vollendet. Was an Gebäuden vorhanden ist, stellt sich so dar, wie es das Auge mißt, und wie die Natur es zeigt; so daß es denen, welche in einiger Entfernung stehen, heraus zu treten scheint. Es hat sehr geringes Relief, und auf den Plänen erscheinen die Figuren, welche näher sind, größer, diejenigen, welche entfernter sind, kleiner, so wie die Natur es uns zeigt." —

Daß ein Wagniß der Art eben nur einem Einzigen gelingen konnte, und daß über diese Höhe hinaus auf solchem Wege kein Fortschritt mehr möglich war, ist schon vor d'Agincourt genügend gewürdigt worden. Sagte Vasari nicht ausdrücklich, daß er selbst das Modell gesehen, so würde man seinen Worten, daß nun auch eine dritte Thür dem Lorenzo verdungen ward, keinen Glau-

ben schenken wollen. So aber ist die Sache für wahr zu halten, und eben darin zu erkennen, daß die Besteller, welche nun schon der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts angehörten, es auf ein Kunststück, schwerlich auf ein Kunstwerk, abgesehen hatten. Ich finde noch, daß am zwölften Februar 1454 die Schwelle, Pfosten, Angeln der dritten Thür dem Lorenzo und seinem Sohn Vettorio verstiftet werden, und daß dieser, vermuthlich, weil der Vater unterdessen gestorben war, am 11. Januar 1457 für diese Arbeit hundert und funfzig Gulden erhielt, und 1461 noch 6124 Lire zu fordern hatte. Was hier von ihm an Verzierungen geliefert ward, verräth schon ein ganz anderes Streben, und läßt deutlich durchblicken, daß auch auf dem Felde der Kunst die Periode angebrochen war, welche christliche Motive zum Deckmantel für heidnische Gesinnungen benutzte. *) Wie hätte uns eine Richtung der Art die herrliche Thür des Andrea Pisano ersetzen können, deren heilige Gegenstände mit dem ganzen Ernst des vierzehnten Jahrhunderts aufgefaßt, und im Styl so vollendet sind, daß sie die bedeutendsten Trecentisten, unter ihnen den Orgagna, begeisterten, und die schwierige Behandlung des Basreliefs auf eine Höhe führten, die nur noch der Erscheinung des Luca della Robbia bedurfte?

Die Bronzethüren, welche nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Italien entstanden, liefern den deutlichsten Beweis, wie wohl selbst die Künstler aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, denen doch fast nichts unerreichbar blieb, gethan hatten, in dieser Aufgabe zu verstummen.

*) Ich vermuthe, daß die Ara aus Bronze in der florentinischen Gallerie (bei Cicognara Tav. XV.) von Vettorio herrührt.

# Toscanische Volkslieder.

Mitgetheilt

von

Alfr. Reumont.

Die toscanische Volkspoesie ist arm an Dichtungen, in welchen, wie es bei den nordischen Völkern der Fall ist und sich in den servischen und griechischen Gesängen wiederholt findet, das epische Element vorherrscht. Die Sage hat hier keine Wurzel gefaßt. Die alte Geschichte, mit dem trojanischen Krieg und der Größe der Römerherrschaft als Hauptmassen, ist in das Mittelalter hineingewachsen, ohne eigentlich volkthümlich zu werden, wenn sie dem Italiener auch unendlich näher steht, als andern Nationen. Ungeachtet aller Bestrebungen, sie zu localisiren und ihr Leben zu geben, entbehrt die alte Geschichte in Italien, in der Art und Weise, wie sie durch spätere Jahrhunderte sich hindurchzieht, nun noch immer eines eigentlich dichterischen Bodens. Was das Mittelalter an Erinnerungen und Anklängen in der Sagenform gelassen, ist entweder durch Eroberungen über die Alpen gebracht worden oder aber es sind eigentliche historische Facta, welche, so schön und bezeichnend sie auch zum Theil sein mögen, mehr den Charakter der Novelle als der Sage an sich tragen, mehr das Eigenthum der Gebildeten, als das der großen Masse des Volks geworden, kurz, welche nicht in das Leben übergegangen sind, nicht in der Hütte des Landmanns und in der Spinnstube angetroffen werden.

Von dem Fantastischen, woran der träumerische Norden so reich, ist nun kaum eine Spur zu finden.*) Es ist, als hätte die Macht des Sonnenlichts alle Nebelgebilde und Traum- und Spukgestalten verscheucht.

Während nun das erzählende Element so sehr untergeordnet ist, hat Toscana einen großen Reichthum an kleinen Liedern, die, aus dem Volke hervorgegangen, dem Volke ausschließlich angehören. Denn es muß gesungen werden, in Glück und Unglück. Es heißt in einem Liede:

S'io canto tutto il giorno, il pan mi manca,
E s'io non canto mi manca a ogni modo.

Das Bedürfniß spricht sich hierin naiv und lebendig aus. Ohne Musik ist kein Leben.

---

*) Ich erinnre mich eines einzigen Gedichtes dieser Gattung, welches aber zugleich ein bedeutendes ist. N. Tommaseo hörte es in der Gegend von Empoli an der Straße von Florenz nach Pisa von einer Bäuerin singen, und theilte es mit in der Zeitschrift: Antologia (1830, Bd. 39.)

Sono stato all' inferno, e son tornato.
Misericordia, la gente che c'era!
V'era una stanza tutta illuminata
E dentro v'era la speranza mia.
Quando mi vidde, gran festa mi fece,
E poi mi disse: Dolce anima mia,
Non ti arricordi del tempo passato,
Quando tu mi dicevi: Anima mia?
Ora, mio caro ben, baciami in bocca,
Baciami tanto, ch'io contenta sia.
E tanto saporita la tua bocca,
Di grazia, saporisci anche la mia.
Ora, mio caro ben, che m'hai baciata,
Di qui non isperar d'andarne via.

Man hört bei dem Landvolk, namentlich bei den Gebirgsbewohnern, Hunderte von kleinen Liedern, welche unter der allgemeinen Benennung: Rispetti begriffen werden. Meist ist es reine Gefühlspoesie, aber in zahllosen Nüancirungen. Alle Wonnen und Schmerzen der Liebe finden darin ihren Ausdruck: Jubel und Klage, Glück und Unglück, Hoffen und Verzagen, Verschmähen und Gewähren. Man sieht es diesen kleinen Dichtungen an, daß sie auf dem Boden gewachsen sind, wo wir sie antreffen: in der Sprache, die sie den Gefühlen leihn, in den Bildern und Gleichnissen ist nichts, was aus andern Kreisen herübergezogen wäre, was nicht an die Erscheinungen der Natur, an das Landleben, an die Umgebungen, zum Theil selbst an die Localität, erinnerte. Es kommt dadurch eine Wahrheit und Anschaulichkeit hinein, welche den Unterschied zwischen ihrem Charakter und etwas künstlich Gemachtem scharf bezeichnen. Vielleicht ist in diesen Liedern nicht immer viel Poesie. Sie haben nicht das Sehnsüchtige, welches den Volksdichtungen der germanischen Völkerschaften inne wohnt, und sich bei ihnen in melodischen Klängen ausspricht. Aber sie haben etwas so Frisches und Lebendiges, es zeigt sich in ihnen eine solche Wahrheit des Affects, in Lust oder in Klage, ja in nicht wenigen eine so große Zartheit der Empfindung, daß man sie schon lieb gewinnen würde, auch wenn sie mit weniger Geschicklichkeit und selbst Zierlichkeit gemacht wären. Diese beiden letztern Eigenschaften besitzen nun aber die meisten derselben in hohem Grade. Die Wendungen sind so geschickt, wie die Sprache kräftig und bezeichnend.

Wie nun diese Lieder selbst größtentheils Variationen desselben Thema's sind, so ist auch ihre Form meist übereinstimmend. Gewöhnlich sind sie sechs- oder achtzeilig, mit

gepaarten oder wechselnden Reimen, bisweilen auch in der strengen Form der Octave. Statt des eigentlichen Reims findet sich sehr häufig die mehr Freiheit gewährende Assonanz. Eine Eigenthümlichkeit der Rispetti ist das Wiederkehren desselben Gedankens und derselben Reimzeile, mit kleinen Nüancen, einmal, selbst zweimal, am Schlusse des Ganzen, welches dadurch oft eine sehr hübsche Abrundung erhält. In manchen Fällen wird die nämliche Wirkung hervorgebracht durch eine einfache Umstellung der Worte, die einen verschiedenen Reim herbeiführt.

Diese Rispetti sind über ganz Toscana verbreitet, namentlich aber trifft man sie in den Gebirgsgegenden an. Die Montagna von Pistoja hat Ueberfluß daran. Auf den waldigen Apenninenhöhen, welche die Grenze zwischen Toscana und den Herzogthümern Lucca und Modena und dem Kirchenstaat bilden, in den Thälern, welche sie einschließen, bei dem gewerbthätigen San Marcello, bei Gavinana, dem Filippi der florentinischen Freiheit, wo 1530 Francesco Ferruccio und der Prinz von Oranien den letzten Kampf kämpften: leben unzählige dieser Liederchen im Munde des Landvolks, bei welchem sie entstanden sind. In den Melodien, nach welchen sie gesungen werden, ist nicht viel Abwechselung, wie überhaupt die Art des Vortrags eintönig ist. In dieser Hinsicht müssen sie den süd-italischen Volksliedern eben so sehr den Vorrang lassen, wie sie denselben an Mannichfaltigkeit des Inhalts und Lebendigkeit der Form nachstehn. — Aus der großen Zahl dieser kleinen Gedichte habe ich eine Auswahl derjenigen getroffen, welche mir den Charakter, der in ihnen vorherrscht, am besten zu bezeichnen scheinen. Ich hätte sie auf das Drei- und Vierfache vermehren

können, wenn mir nicht bloß darum zu thun gewesen wäre, Proben zu geben.*)

Betheurungen der Liebe, Grüße an entfernte Theure, Ständchen sind die vorherrschenden unter diesen kleinen Dichtungen. Von dieser Art sind nachfolgende:

Tanto è possibil, bella, ch'io ti lasci,
Quanto in mezzo del mar fare un giardino,
E intorno intorno farlo fabbricare
Di pietre preziose e marmo fino,
E in quel bel mezzo un arbuscel piantare;
Quando quell' arbuscello fiorirà
Allora il nostro amore finirà;
Quando quell' arbuscello farà fiori,
Allora finiranno i nostri amori.

---

*) Manche dieser Lieder mögen nicht auf Toscana beschränkt sein, sondern sich z. B. auch auf Rom ausdehnen, wenn gleich immer mit Variazionen. Manche derselben mögen auch schon früher außerhalb Italien gedruckt sein, vielleicht in der Müllerschen Egeria, welche mir jetzt nicht zur Hand ist. Ein Theil der Pistojeser wurde neulich in einem zu Livorno erschienenen Taschenbuch: La Viola del pensiero mitgetheilt: alle diese und viele andere, so wie die aus dem Sanesischen, habe ich indeß handschriftlich vor mir liegen. Was in der römischen Campagna und der Provinz Marittima von Liedern dieser Art vorkommt, sammelte P. E. Visconti in einem 1830 erschienenen Heftchen. Der Name Rispetti ist alt; Polizian schon nannte so diese Dichtungen, und verfaßte einige von ähnlichem Charakter. — Außer denselben kommen in Toscana auch zahlreiche Ritornelle vor. Ich habe diese aber um so mehr hier übergehn wollen, als sie den römischen ganz gleich und diese durch Mittheilungen von Reisenden allgemein bekannt sind. Auch ist hier der Charakter des Liedes schon völlig verschwunden.

Era di Maggio s' i' ben mi ricordo,
Quando ci cominciammo a ben volere;
Eran fiorite le rose nell' orto,
E le ciliege diventaran nere.
Ciliege nere, e pere moscatelle:
Siete il trionfo delle donne belle!
Ciliege nere, e pere moscatate.
Siete il trionfo delle innamorate.

Vuoi tu ch' io t'ami ovver'che t'abbandoni?
Vuoi tu che la mia vita si consumi?
Vuoi tu che si consumi a poco a poco
Come lo legna verde intorno al fuoco?
La legna verde brucia e non fa fiamma,
Così fa del mio cuor che poco l'ama;
La legna verde brucia e non fa fuoco,
Così fa del mio cuor che l'ama poco.

Se tu dormi, ti desta, o viso adorno,
Alza la bionda dilicata testa,
I vostri amanti vi giran d'attorno,
Vi priegon che vi fate alla finestra.
Non vi priegon che vi fate fuora,
Sendo la notte cosa disonesta,
Chiudete l'uscio, e statevene in casa,
E noi di fuor farem la serenata.

Bisweilen sind sie auch allgemeineren Inhalts, und sprechen von Sternen, Edelsteinen, Blumen. Immer aber mit geheimer Deutung auf den Gegenstand der Zuneigung. So eins der hübschesten Lieder dieser Gattung, aus dem man nur eine Zeile wegwünschen mögte:

Le cose piccoline son pur belle!
Le case piccoline son pur care!
Ponete mente come son le perle,

Son piccoline, e si fanno pagare.
Ponete mente come l'è l'oliva,
L'è piccolina, e di buon frutto mena;
Ponete mente come l'è la rosa,
L'è piccolina, ed è tanto odorosa.

Zum Theil sind es Klagen über nicht erwiederte, über verlorene Liebe. So singt das Mädchen:

Non posso più cantar come solevo,
Perchè ho perduto il fior della mia voce,
Perchè ho perduto un amante che avevo;
Chi m'aiuta cantare alzi la voce;
Chi m'aiuta cantare l'alzi forte:
Per un amante mi convien la morte

Gleich traurig ist das folgende Lied:

Morirò, morirò, — che n'averai?
Per me sia messa in ordine la croce;
E le campane suonar sentirai,
Cantare il Miserere a bassa voce;
'n mezzo di chiesa portar mi vedrai,
Cogli occhi chiusi, e con le mani in croce;
E arriverai a dire: or me ne pento;
Non occorr' altro quando il fuoco è spento.

Auch in anderen, lebendigeren Vorwürfen, obgleich minder trostlos, spricht die Klage sich aus:

E come vuoi ch'io faccia a stare allegra,
Che meco tu fai sempre il corrucciato?
Ogni cent' anni ci vieni una sera,
E par che tu ci sia stato mandato:
Chè vieni se non son contenti i tuoi?
Rendimi il cusce, e va dove tu vuoi:
Co' tuoi di casa non ci stare in guerra,
Che ciò ch'è scritto in ciel sarà anche in terra;

Co' tuoi di casa in guerra non ci stare,
Che ciò ch'è scritto in ciel non può mancare.

Und folgendes leidenschaftliche Zürnen, nebst dem Geständniß gegenseitiger Täuschung:

Se tu sonasti un doppio, io raddoppiai,
Se tu finto mi fosti, io finta fui;
Pazza ero, ben mio, quando t'amai,
E non sapevo gli andamenti tui:
E non sapevo gli andamenti mai,
Traditorello, che tradita m'hai.

Doch es giebt eben so viele Zeugnisse glücklicher Liebe. So die Lieder der Sehnsucht:

Potessi diventare un uccellino,
Avessi l'ale e potessi volare!
Vorrei volare in mezzo al bel giardino,
Dove stà lo mio amore a lavorare:
E gli vorrei volare intorno intorno,
E ci vorrei restar la notte e il giorno.

Und das oft nüancirte, bald an die Schwalbe, bald an die Taube gerichtete:

O rondinina, che vai per lo mare,
Fermati un poco, e ascolta due parole;
Dammi una penna delle tue bell'ale,
Che scriver vo' una lettera al mio amore;
E quando l'avrò scritta e fatta bella,
Ricordati di me, o rondinella.

Das folgende Liedchen ist ganz local:

E la via di Livorno è un bel cammino,
Felice chi l'ha presa a camminare!
L'ha presa lo mio amor ch'è cittadino,
Ch'ha preso la mia vita a consumare:
O Livornesi, scrivetegli le ore,

Scrivetegli nel cor le mie parole;
O Livornesi scrivetegli i giorni,
Scrivetegli nel cor che presto torni.

Ein anderes verkündet auf naive Weise, mit dem Herannahen der Hochzeitfeier, die Sehnsucht nach derselben:

Quando sarà quel benedetto giorno
Che le tue scale salirò pian piano;
E i tuoi fratelli mi verranno intorno,
Ad uno ad un gli toccherò la mano;
Quando sarà quel di, cara colonna,
Che la tua mamma chiamerò mia nonna?
Quando sarà quel dì, caro amor mio?
Jo sarò vostra, e vo' sarete mio.

So das Verlangen nach Wiedersehn:

Passa que' colli, e vieni allegramente,
Non ti curar di tanta compagnia;
Vieni pensando a me segretamente,
Ch'io t'accompagno per tutta la via;
Jo t'accompagno per tutta la strada:
Ricordati di me, speranza cara.

Der Entfernte sendet dem Mädchen Grüße, die er den Vögeln aufträgt:

Vi mando a salutare per gli uccelli,
Perchè non ho ultri servi da mandare;
Si posano sugli alberi e sui cerri,
Che sono stanchi da tanto volare;
Si posano sugli alberi di Pisa:
Vi mando a salutar, Rosa fiorita.

Oder er bringt ihm ein Ständchen:

Si dà principio a questa serenata,
O della gente, perchè in casa siete;
Ci avete una fanciulla tanto vaga,

Dov'è quel lato che voi la tenete?
E se per sorte fosse addormentata,
Con due parole la risveglierete:
Dite che ci son stati i suoi amori,
L'han salutata con canti e con suoni;
Ditele che ci son stati i suoi amanti,
L'han salutata con suoni e con canti.

Endlich die Ausdrücke des Glückes, des erlangten Friedens, der wieder gewonnenen Heiterkeit:

Ha tanto tempo ch'eravamo muti!
Eccoci ritornati alla favella:
E gli angioli dal ciel sono venuti.
L'hanno posta la pace in tanta guerra;
E son venuti gli angioli di Dio,
L'hanno posta la pace nel cor mio;
E son venuti gli angioli d'amore,
L'hanno posta la pace nel mio core.

Ganz denselben Charakter haben die Rispetti in andern Gegenden des Landes. Besonders reich daran ist ein Theil des Gebiets von Siena, namentlich Montalcino und seine Umgebung. Wenn man von Florenz nach Rom fährt, sieht man diese Stadt auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe zur Rechten des Weges liegen, in einer mehr ernsten als freundlichen Gegend, nicht ferne von Buonconvento, wo Kaiser Heinrich von Lützelburg starb. Berühmt ist der leichte weiße Wein von Montalcino, von welchem Francesco Redi in seinem gepriesenen Dithyrambus: Bacco in Toscana sagt:

Quel leggeretto
Quel sì divino
Moscadelletto
Di Montalcino.

Berühmt in der Geschichte aber ist diese Stadt dadurch, daß, als Siena nach beinahe beispielloser Drangsal und Aufopferung, ungeachtet der heldenmüthigsten Anstrengungen der Bürger und des Marschalls Strozzi, welcher die französischen Hülfstruppen befehligte, im Jahre 1555 den Waffen des Kaisers und des Herzogs von Florenz erlegen war, die sanesischen Auswanderer, deren Muth noch nicht gesunken, hier eine neue Republik gründeten, die sich erst vier Jahre drauf dem Medici unterwarf, nachdem alle Aussicht auf Hülfe geschwunden war. — Die hügeligen und waldigen Striche, durch deren Niederungen der Ombrone und die Orcia, in einiger Entfernung von Montalcino sich vereinigend der Maremma von Grosseto zuströmen, sind nun besonders reich an diesen hübschen Liederchen. Zum Theil sind es die nämlichen, die man im Pistojesischen und anderwärts vernimmt, zum Theil verschiedene. Der allgemeine Charakter derselben stimmt aber so ziemlich überein.

Folgende sind zu Lob und Preis der Geliebten:

Quando nasceste, fior di paradiso,
A Roma vi portonno a batterrare;
Il papa santo vi scoperse il viso,
Chiese la grazia d'esservi compare;
La vostra madre l'era tanto bella,
Che nome vi pose di chiara stella,
Il vostro padre l'era un gran signore,
Il nome vi pose di rosa col fiore.

O gentilina, gentilina tutta,
Garofanate son vostre parole;
E l'alito che v'esce dalla bocca,
Odora più che un marro di viole:
Odora più che un mandorlo ed un pino

La bella bocca e'l parlar divino:
Odora più di un mandorlo ed un pesco
La bella bocca e'l parlar onesto:
Odora più d'un mandorlo e d'un fiore
La bella bocca e'l parlar d'amore.

Solcher Art sind viele vorhanden. Andere sind Grüße, zum Theil in Form von Ständchen:

Vattene a letto, vattene a dormire,
Il letto ti sia fatto di viole;
Al cappezzale ti possan venire
Dodici stelle e tre raggi di sole.
Una stella ti possa venir in capo:
Ricordati di me, che m'hai lasciato;
Una stella venir ti possa a' piedi:
Ricordati di me, quando ti levi.

Dormi, speranza mia, dormi speranza,
Dormi, speranza mia riposa e pensa,
Siamo pesati alla stessa bilancia,
Fra me e te c'è poca differenza;
Se lo potessi aver nello mio core,
Oh che dolcezza, oh che sguardo d'amore!
Se lo potessi aver nello mio petto,
Oh che dolcezza, oh che sguardo diletto;

Nun mögen ein Paar ärgerliche, unmuthige, zürnende folgen:

Mi si è adirato il mar e la marina,
Mi si è adirata la luna col sole;
Mi si è adirata chi ben mi voleva,
Le male lingue sono la cagione.
Possan bruciare le lingue bugiarde!
Non danno fuoco al mar, perchè non arde;
Possan bruciar le lingue del mondo!

Non danno fuoco al mar, chè non ha fondo;
Possan bruciar le lingue malandrine!
Non danno fuoco al mar, chè non ha fine.

Sarebbe meglio mattonare il mare,
Che porre amore a chi non lo conosce;
Sarebbe meglio in una selva stare,
Mangiando l'erba come fanno l'orse;
Sarebbe meglio darsi disciplina,
Che porre amor a chi non ne fa stima;
Sarebbe meglio disciplina darsi,
Che porre amor a gente degli altri.

Ti pensi tu per orzo darmi paglia,
Semola per farina non la voglio;
E se mi vuoi del bene, adisso parla,
Tua serva come prima esser non voglio,
Tua serva come prima, e come fui,
Spero di esser amata senza vui,
Tua serva come prima e sempre stata,
Jo spera senza voi esser amata.

Sarebbe meglio 'n vi avessi mai veduto,
La lingua mia 'n v'avesse mai parlato,
Jo non avrei questo mio core afflitto
Jo non avrei il cor addolorato,
E non avrei questo mio cor in pene.
Bello, per amar voi non ho mai bene;
E non avrei questo mio core in guai,
Bello, per amar voi non ho ben mai.

Zum Schlusse noch die beiden folgenden, welche vom Tod und Fortdauer reden:

E se muoro, copritemi di fiori,
E sotto terra non mi ci mettete,
Mettetemi di là da quelle mura

Dove visto tante volte mi avete;
Mettetemi di là dall'erba e il sole,
Se io moro per voi, muoro d'amore;
Mettetemi di là dall' acqua e il vento,
Se io moro per voi, muoro contento.

Un albero tagliato giace in terra,
Peggio non gli poteva intervenire;
Le barbe son rimaste sotte terra,
Col tempo un dì potranno rinverdire;
Potranno rinverdire, e darci pace,
Morto non è quel che in terra giace:
Potranno rinverdire; e darci guerra,
E non è morto quel che giace in terra.

So viel von den Rispetti der toskanischen Landleute. Ich brauche wohl kaum darauf aufmerksam zu machen, wie rein die Sprache in diesen Liedern ist. Einige Nachlässigkeiten, einige Freiheiten ausgenommen, welche Vers und Reim veranlaßt haben, haben wir die Schriftsprache vor uns, wie sie seit dem Trecento in Toscana sich gebildet hat. So war es nicht vor Dante's Zeit, wo in Toscana eine Menge Dialecte bestanden, wo der Sanese und der Aretiner verschieden redeten, und selbst in einzelnen Städten Variazionen vorkamen. Wenn aber Dante von dem „brutto parlare" der Toscaner spricht, so kommen die meisten unter den übrigen Italienern nicht besser weg. Wenn die Genuesen zufällig den Buchstaben Z vergäßen, sagt er, so müssen sie entweder völlig stumm werden, oder eine neue Sprache erfinden. Der Dialect der Römer, oder vielmehr ihre verdorbenen Reden, ist der häßlichste aller italienischen Dialecte. Nach ihnen kommen die aus der Mark Ancona, die von Spoleto, Perugia, Cività Castellana, Orvieto, Viterbo, deren Dialect gleichfalls verwerflich ist.

Mailänder, Bergamasken und ihre Nachbaren springen auf grausame Weise mit der Sprache um. Nur die Sicilianer finden Gnade bei dem strengen Richter, und auch hier das Volk nicht, „della bocca dei quali è da cavare il giudizio", sondern bloß die Vornehmen.

Von dem Sardischen Dialect bemerkt Dante: „Auch die Sarden, welche nicht eigentlich zu Italien gehören, aber doch zu Italien gerechnet werden, können wir nicht gelten lassen. Denn es dünkt uns, daß diese allein keinen eigenen Dialect besitzen, und die Grammatik nachahmen, wie Affen den Menschen."*) Dieser Ausspruch Dante's vom Sardischen Dialect findet auch heute noch seine Anwendung. Die große Uebereinstimmung, welche im Allgemeinen zwischen der lateinischen und italienischen Sprache herrscht, giebt sich überall mehr oder minder kund, wenn sie auch nicht immer so auffallend ist, wie in den künstlichen Versen des bekannten Lyrikers Chiabrera, welche, lateinisch wie italienisch, die Inschrift unter einem Madonnenbilde am Hafenthurme zu Savona bilden:

In mare irato, in subita procella,
Invoco Te, nostra benigna stella.

Nirgend aber ist die Aehnlichkeit so groß, wie in einzelnen Theilen der Insel Sardinien. Das Hirtenvolk von Bitti, auf waldigen Höhen wohnend, rauh und wild, und die Vendetta übend, wie kaum irgendwo auf der Insel, spricht beinahe ganz Lateinisch. Ein geistliches Gedicht: La divina providenza e la miseria umana, in der Sprache

*) Sardos etiam, qui non Latii sunt sed Latiis adsociandi videntur, eiiciamus: quoniam soli sine proprio vulgari esse videntur, grammaticam tamquam simia homines imitantes, nam „Domus nova et Dominus meus" loquuntar. (De vulgari eloquio. I. 11.)

von Bitti von einem Jesuiten, dem Pater Madau, verfaßt, beginnt auf folgende Weise:

Deus, qui cum potentia irresistibile
Nos creas, et conservas cum amore,
Nos substentas cum gratia indefectibile,
Nos refrenas cum pena et cum dolore,
Cum fide nos illustras infallibile,
Et nos visitas cum dulce terrore,
Cum gloria premias bonos ineffabile,
Malos punis cum pena interminabile.
Ja' cum misericordia, ja' justitia
Humilias et exaltas, feris, curas;
Pro nostra conditione, et injustitia.
Nos hactas, tuas miseras creaturas:
Si leges tuas violamus cum malitia,
Nos castigas et mandas penas duras;
Si te servimus per operas bonas
Promittis etiam palmas et coronas.

Andere Dialecte haben sich mehr modernisirt, und nähern sich dem Spanischen, welches überhaupt von großem Einfluß war. So der von Cagliari. Ein Advocat, Namens Pintor, hat mehre religiöse Gedichte in diesem Dialecte geschrieben. Folgendes ist eine Probe aus einer schönen und poetischen Ode im Saffischen Versmaß, die Geburt der Madonna:

Cali in candidu carru luminosu
In mesu a is umbras de sa notti bruna,
A fai bellu su celu tenebrosu
Nascit sa luna;
Cali bistía de purpura in orienti
De su Rei de sa luxi ambasciadora

In fiammeggianti carru, risplendente
Spuntat s'aurora;
Cali s'iride candu hat penetrau
Su soli de una nui s'umidu velu
Cun arcu variamente colorau
Pintat su celu;
Tali.... ah, perdona! o sola, incomparabili,
Perdona; si deu nau chi nascis tali
Diffettu est de sa menti, e de un'inabili
Lingua mortali.

Noch veränderter ist der Dialect der Provinz Gallura. In ihm improvisiren die Hirten von Tempio ihre Wechselgesänge, von denen ich einen mittheile, der freilich von der Moral dieser Sänger keinen glänzenden Begriff geben wird:

Dimmi tu petru d'Achena
Chi ti oddu priguntà:
Si no aggiu chi magnà
E incontru chi piddà,
Pidduragiu cosa augena?
Si cun mecu si confiddi,
Be' ti oddu cunfiddà,
Si no hai chi magnà
E incontri chi piddà,
Maccu sei si non lu piddi.
Li to' considdi so' boni,
Però m'incontru imbruggliaddu
Di lui che araggia piddaddu:
Saraggia poi obbliggaddu
A la ristituzioni?
A nn'ui a fa di duini
Si chistu contu ti fai.

Maccu sei se tu non sai
Chi in la nizissidai
Tutti li bè so' communi *)

Der Vergleichung wegen †) führe ich zum Schlusse ein Fragment aus dem XVI. Jahrhundert: Anrufung der

*) Sag' mir, Peter von Achena,
Auf die Frag', die ich Dir stelle:
Wenn ich nichts zu essen habe
Und ich was zu nehmen finde,
Darf ich nehmen Andrer Gut?
Wenn Du mir Vertrauen schenkest,
Will ich schenken Dir Vertrauen:
Wenn Dir nichts zu essen bleibet,
Und Du was zu nehmen findest,
Bist ein Narr, wenn Du's nicht nimmst.
Mir erscheint Dein Rath vortrefflich;
Aber wenn ich nun verlegen
Dem begegne, dessen Gut ich
Eingesteckt, bin ich verpflichtet,
Es zurückzugeben ihm?
Du wirst lange Fasten halten,
Wenn Du so die Rechnung machest.
Narr, hast Du denn nie erfahren,
Daß, geht uns die Noth zu Leibe,
Alle Güter sind gemein?

Vergl. Valery, Voyages en Corse, à l'ile d'Elbe et en Sardaigne. Paris 1837. Bd. II. †) So möge auch folgendes Fragment, im Dialect von Bastia, eine Probe der Corsischen Sprache geben, welche mit der Sardischen viel gemein hat. Es ist aus einem Gesange: Klage der Fischerin Anna Catalina beim Tode ihres Gatten:

Morte crudele
O corpu tropp'amaru
Chi m'hai privatu
D'un cumpagnu sì caru!

Heiligen an, welches von Professor Wolff in der Egeria mitgetheilt wurde. Die beistehende Uebersetzung gab Kopisch in seinen Agrumi.

Pusti chi gosades cun tanta dulsura
S'eternu discansu; traballiadu inoghe,
Vos pregamus, sanctas, cum umile voghe,
Nos factades dignos de tanta ventura.
Faghide, gloriosas, chi semper sigamus
Sos caminos vostros, in paghe e in gherra:
Pro chi pusti, rutu se saccu de terra,
Totu in compagnia su celu tenghiamus!

Da ihr dort genießet ewiger Erquickung
Von so großer Süße: Heute sehr in Plage,
Bitten wir euch, Heil'ge, mit demüth'ger Klage,
Macht uns würdig solcher heiligen Entrückung.
Schaffet, ihr Glorreichen, daß wir gehn ohn' Bangen
Eure Weg' in Frieden, wie in Kampfbeschwerde:
Daß wir, ist zerrissen dieser Sack voll Erde,
Alle in Gemeinschaft Himmelswonn' empfangen.

---

Infelice miò destinu,
Mi si statu tropp'avaru:
M'hai rubatu u miò pasquale
Per me nun ci fu riparu.
Tanti duttori
Chi t'avianu in cura
T'hannu mandatu
Più prestu in sepurtura;
T'hannu prima macellatu
Fattu più d'una rultura
E su tuttu suppurtave
Cume una criatura.

Gedruckt bei F. Weidle, Kaiserstraße Nr. 30.

Berlin.
Alexander Duncker.